UC-NRLF
B 3 264 121

REICH UND REICHSFEINDE

BAND IV

HANSEATISCHE
VERLAGSANSTALT
HAMBURG

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Digitized by Google

Digitized by Google

Reich und Reichsfeinde

Band 4

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg
1943

Digitized by Google

Gedruckt in der Straßburger Gutenberg-Druckerei, Straßburg/Els.
Copr. 1943 Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36

Digitized by Google

DD93
R375
v.4

Das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands
widmet diesen Band
dem Gedächtnis seines für das Reich gefallenen Kameraden

Dr. Willi Kunz,

Träger des Eisernen Kreuzes I. Klasse,
gefallen als Leutnant Mitte Januar 1943 in Stalingrad

M3G310 Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

1. Der Weg ins Nichts 9
Von Dr. Willi Kunz †

2. Papsttum und Kaisertum. Die grundsätzlichen Gegner in der deutschen Geschichte 21
Von Dr. Erich Schmidt, Berlin

3. Adam Smith als Vertreter der Britischen Plutokratie . . 71
Von Dr. Ottokar Lorenz, München

4. Schicksal, Tod und Freiheit 187
Von Professor Dr. Hans Alfred Grunsky, München

5. Die Nuntiatur in Berlin 213
I. Zur Vorgeschichte der Berliner Nuntiatur
Von Ministerialdirigent Dr. Josef Roth †
II. Der Nuntius als Doyen des diplomatischen Korps
Von Dr. Sebastian Schröcker, Berlin

Personenverzeichnis 247

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Weg ins Nichts

Von

Willi Kunz

Digitized by Google

Digitized by Google

Mehr noch, als dies bisher geschehen ist, wird in Zukunft aufzuzeigen sein, daß Deutschland zu den europäischen Fragen der sozialen Rechtfertigung und Befriedung des Arbeiterstandes bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus eine Sonderstellung einnimmt, die keineswegs nur durch wirtschaftliches und wirtschaftstheoretisches Zurückgebliebensein bestimmt ist. Frankreichs Haltung zu den neuen Problemen der modernen Wirtschaftsgeschichte ist im wesentlichen von der Theorie seiner großen Revolution abhängig, wenngleich dieser Umwälzung wirtschaftliche Gründe nicht ursprünglich zugrunde liegen. Die Engländer haben ihre wirtschaftlichen Erfahrungen und Theorien des 18. Jahrhunderts, die, aufs engste mit den Grundsätzen ihrer europäischen und Weltpolitik verhaftet, durch das 19. Jahrhundert Zug um Zug weitergebildet werden. Deutschland bemüht sich zu Beginn des Jahrhunderts politisch um die Befreiung von der napoleonischen Herrschaft, theoretisch um die höchste Ausbildung seines Idealismus. Erst nach Hegels Tod, nachdem die wirtschaftlich-technische Entwicklung nun auch Deutschland ganz erfaßt hat, wird ein eigentliches Bedürfnis nach politischen Wirtschafts- und Sozialtheorien sichtbar: folgerichtig wird die Übernahme der bereits vorhandenen westlichen Prägungen vollzogen. Die große deutsche Leistung Friedrich Lists scheitert an der politischen Phantasielosigkeit der Politiker und an der ideologischen Abhängigkeit vom Westen. Überdies enthält Lists Werk keine politisch-programmatische Sozialtheorie.

Die etwa vom dritten Jahrzehnt an sich bildende deutsche Arbeiterbewegung ist hinsichtlich ihrer theoretischen Begründung auf den greifbaren Bestand westlicher Theorien angewiesen. Gewiß ist die neue Bewegung weitgehend von der wirtschaftlichen Entwicklung hervorgerufen, in keinem Fall aber ist sie als nur-wirtschaftliches Ereignis zu erfassen. Der Begriff „Handwerksburschenkommunismus" wird der von Wilhelm Weitling[1]) stark beeinflußten Selbstorganisation der deutschen Arbeiter nicht gerecht. Es gibt im Leben dieser „Kommunisten" (das kann man vor allem bei Weitling selbst sehr deutlich sehen) ebenso viele Zeugnisse der charakterlich-menschlichen Anständigkeit wie es im Leben der Marx und Genossen Verbrechen und Ehrlosigkeiten gibt. Diese „Kommunisten" vom Schlage Weitlings besitzen als Menschen das, was den Juden samt und sonders fehlt: sie haben ein echtes Schicksal, ein Leben wirklicher Not, ein Leben des Sich-für-eine-Sache-einsetzens, des gläubigen Wagnisses, das vor der Geschichte stets gerechtfertigt wird.

Entscheidend für die politische Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung wird im 19. Jahrhundert, daß der deutsche Arbeiter ohne wirkliche staatspolitische Führung ist und bleibt, daß er, sich selbst überlassen, der Theorie und Praxis fremder Geister verfällt. Diese Bewegung, die (wie es in unserem Jahrhundert Wirklichkeit geworden ist) die Kraft einer neuen Reichsbildung in sich trägt, wird damals langsam, aber unerhört zielstrebig zum revolutionären Instrument des Weltjudentums. Aber selbst in dieser Gefangenschaft bleibt den deutschen Sozialisten sehr oft ein Grundzug ihres ursprünglichen deutschen Charakters, der sie auch in der Selbstverleugnung noch sympa-

[1]) Vergl. W. Kunz, Der deutsche „Kommunist" Wilhelm Weitling, in: Volk im Werden, XI/XII. 1939. Dort ist angedeutet, wie sich in der theoretischen Begründung der frühen deutschen Arbeiterbewegung mangels eines arteigenen politischen Programms alle wesentlichen Strömungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts kreuzen.

Digitized by Google

tisch erscheinen läßt gegenüber den die Vernichtung berechnenden Ungeheuern, die sich zu ihren Führern gemacht haben.

Die sozialistische deutsche Arbeiterbewegung ist bis ins sechste Jahrzehnt hinein nicht eindeutig an sozialistischen Grundsätzen orientiert. Sie erhält durch die Revolutionsversuche von 1848 starke allgemeinpolitische Auftriebe, in denen die politischen Elemente Steins, Jahns und Arndts noch merklich mitschwingen. Auf dem Vereinstag der deutschen Arbeitervereine 1863 in Frankfurt am Main wird als Ziel der Vereinsarbeit „des deutschen Vaterlandes Freiheit und Größe" dargestellt. Hier ist auch Bebel, der kommende Führer der deutschen Sozialisten anwesend. Er, der Sohn eines preußischen Unteroffiziers, fördert in der ersten Zeit seiner parteipolitischen Tätigkeit auch die vaterländische, noch nicht unbedingt die internationale Gesinnung, obwohl das Kommunistische Manifest schon lange vorher verkündet hat, der Arbeiter habe kein Vaterland. Bebels Leben aber ist das Beispiel für Millionen, die zum Abfall und Unglauben geführt worden sind. In Leipzig gerät er unter den Einfluß des älteren Liebknecht, der von 1850 bis 1862 in London als Mitarbeiter von Marx die hohe Schule des internationalen Marxismus gründlich kennengelernt hat. Was Marx in jener Briefstelle an Engels gemeint haben mag („Ohne Keile von außen ist mit diesen Hunden nichts anzufangen"), das wird hier sichtbar: Liebknecht neben Bebel – das ist ein solcher „Keil".

Die charakterliche Verbiegung Bebels durch den Marxismus (von Liebknecht dem Geist des Unteroffizierssohnes faßlich gemacht) ist nur das Gleichnis für die Umformung der ganzen „kindlichen" Arbeiterbewegung. Sie gelingt, weil der politische Rahmen des deutschen Staates viel zu schwach und eng ist, um den Arbeiter erfolgreich in sich aufzunehmen und die fremde Konkurrenz siegreich aus dem Felde zu schlagen. Das Fehlen der zuständigen politischen Führung, die die junge Bewegung in geschichtliche Zucht hätte nehmen sollen, ist das deutsche Verhängnis des 19. Jahrhunderts. Es birgt ein politisches Vakuum, das die fremde Zersetzung erst ermöglicht.

Das Kommunistische Manifest sagt: „Die Arbeiter haben kein Vaterland". Zwanzig Jahre nach der Verkündung hat sich dieser Grundsatz soweit durchgesetzt, daß er als Bestandteil der Weltanschauung der sozialistischen Bewegung gelten kann. 1864 kommt in London die Gründung der Ersten Internationale zustande. Das bedeutet die restlose Ausschaltung des „Utopismus", dessen Bekämpfung Marx und Engels schon Ende der vierziger Jahre als ihre wesentliche Aufgabe angesehen haben. Damals, während eines Zusammentreffens in Brüssel, haben sie Weitling solchen „Utopismus" vorgeworfen. Damit war gemeint sein Festhalten an seelischen und Gefühlskräften, auf die er nicht verzichten wollte und konnte. Damit war gefordert die Ausrottung des bei den Parteigängern Weitlings dumpf vorhandenen Bewußtseins, das Verhältnis des deutschen Handwerksburschen zu seinem der Bourgeoisie angehörenden Arbeitsherrn sei wohl bedeutsamer als das zum proletarischen Neger in Amerika. Für Weitling war die Arbeiterfrage trotz seiner verschiedenen Aufrufe zu Mord und Brand (wozu er einfach unfähig war) eine Frage des Herzens – für Marx war sie eine des nüchternen Zweckverstandes: der Macht.

Auch Bebel beginnt als „Utopist", als Mensch, dem Glauben und Ehre auch politisch wesentlich sind. Er wird dann zum konsequenten Marxisten verformt und zwar

Digitized by Google

so gründlich, daß Bismarck schließlich in seiner Partei den Feind des Staates, den Träger der politischen Unordnung schlechthin gesehen hat. 1868 wird mit 69 gegen 46 Stimmen der Anschluß der deutschen Arbeitervereine an die Internationale beschlossen. Damit ist der deutsche „Utopismus", die Sehnsucht nach arteigener Gestaltung der sozialen Belange (wie sie List für die Wirtschaftsführung gefordert hatte) ausgerottet.

Von nun an greift die fremde, der deutschen Seele so unendlich ferne Lehre alle politischen Güter des deutschen Arbeiters an. Die Familie wird in ihrer inneren Sinnhaftigkeit zerstört. An ihre Stelle tritt ein wesenloses Kollektiv. Enteignung alles Persönlichen! Der Arbeiter glaubt, es geschehe um der erhofften Diktatur des Proletariats willen. In Wirklichkeit geschieht es, um die im unsichtbaren Hintergrund ins Grauenhafte wachsende Macht der „Internationale" zu vermehren. Grenzenlos ist die Naturferne der marxistisch verführten Massen! Folgerichtig schließt sich die bedingungslose Verneinung des geschichtlichen Willens an: die Geschichte wird paralysiert und der angeblichen Zwangsbewegung der Materie unterworfen. Der Mensch wird von seinem Leben, von allen geschichtlichen Möglichkeiten *seines* Lebens getrennt. In Wirklichkeit bedeutet die Gleichheit Aller die Ausgeglichenheit, die Leblosigkeit der „Masse" vor dem noch nicht ins Licht des Tages getretenen Machthaber. Der Atheismus ist selbstverständlicher Bestandteil der marxistischen Lehre. Warum Gott aus der Welt geschafft wird? Wir haben es in Rußland sehen können: damit der Machtgötze sich selbst an seine Stelle setzen kann. Der Mensch, auch der Entrechtete, auch der Gleichgemachte, der Willenlosgemachte, entgleitet jenem, solange er noch seinen Gott bei sich hat. Deshalb ist die Macht der bolschewistischen Götter erst vollständig, wenn es keinen wahren Gott mehr gibt. Instrument dieses tönernen, geschichtslosen Gottes ist der „Marxist", der echte Bolschewist - nach Lenin „ein steinharter Mensch, der eine knochenbrecherische Politik vertritt, unter Umständen aber auch eine kolossale Biegsamkeit an den Tag legen muß. Man muß zu allem und jedem Opfer bereit sein - wenn es sein muß - zu allen möglichen Listen, Kniffen, illegalen Methoden, zur Verschwörung, Verheimlichung der Wahrheit bereit sein." Wahrlich, solchem Urbild gegenüber wirkt Bebel noch treuherzig und harmlos!

Keine einzige Frage der marxistisch-sozialistischen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert kann losgelöst werden von der übergeordneten Frage des zu voller politischer Wirksamkeit gelangenden Judentums. Juden sind die Urheber der „sozialistischen", von der geschichtlichen Gesamtbewegung abgetrennten Sonderbewegung. Nie versagende Triebfeder ihres Tuns: der jüdische Haß, der so alt ist, wie das Judentum selbst. Haß ist das Kennzeichen jüdischer Wirksamkeit wo immer sie spürbar wird.

Die marxistische Lehre ist der Versuch, den jüdischen Haß gegen alles Nichtjüdische zu zivilisieren, ihn zu glätten und gesellschaftsfähig zu machen. Indessen ist eine wesentliche Erscheinung in der Entwicklung des Marxismus zu seiner eindringlichsten Gestalt, zum Bolschewismus, die schon früh einsetzende zweiseitige Verflechtung des Judentums mit Nichtjuden. Die eine betrifft England: eine Verbrüderung, die Marx selbst theoretisch stilisiert hat, und die die englischen politischen Juden von Disraeli bis auf Hore-Belisha verwirklicht haben. Darüber sind uns in diesem Krieg die Augen vollends geöffnet worden.

Digitized by Google

Das andere ist die enge Verbindung des Judentums mit Rußland. Geht die englische ganz auf emanzipierte Höflichkeit, politische Glätte, auf Aneignung alter Traditionen und langsame Verwandlung einer geschichtlichen Struktur aus, so hat das Judentum in der politischen Verwertung bestimmter Wesenszüge des Russentums eine Möglichkeit erblickt, die mit der englischen Verbrüderung das gleiche Ziel teilt: Eroberung der Weltherrschaft. Inzwischen haben sich die so grundverschiedenen Lebensweisen tatsächlich zum gemeinsamen Zerstörungswerk zusammengefunden.

Es gibt Unterschiede zwischen den russischen Anarchisten des 19. Jahrhunderts und den politischen Juden. Marx ist Jude! Sein Weg ist die Auszehrung der geschichtlich-staatlichen Widerstände von innen her, ist die unmerkliche Zersetzung, die den zwangsläufigen Zusammenbruch am Ende herbeiführen soll. Das ist die Art, in der die Juden, die das Warten auf ihre Stunde gelernt haben, ihre an Kultur und Leistung überlegenen Wirtsvölker Europas behandelt haben. Diese Vorsicht geht aus vom Mindestmaß der Achtung einer tatsächlichen Überlegenheit. Dem auf Jahrtausende alter Kultur blickenden Mittel- und Westeuropäer ist mit der unverhohlenen Abschaffung seiner typischen geschichtlichen Leistungen nicht gedient. Er verlangt das Bessere, das an jene Stelle gesetzt werden soll. Dieses „Bessere" besteht in der jüdischen Zukunftsverheißung durchweg aus den Schlagworten des 18. Jahrhunderts: Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit, Menschlichkeit - Humanität! Das emanzipierte gebildete Judentum arbeitet durch das ganze 19. Jahrhundert an der politisch formgerechten Übernahme dieser Begriffe, die nicht ihrem Geist entstammen, die aber unmerklich in der Umformung ihren charakterlichen Gehalt verlieren und zur Maske werden.

Allerdings - die Begriffe allein bedeuten noch keine Umwälzung. Der Jude drängt also ständig hinter der von ihm errichteten Fassade in die Stellen, an denen die Politik gemacht wird. Und der unbeschwichtigte Rest, der danach noch bleibt (in Deutschland ist er jedenfalls nie getilgt gewesen), ist ausgefüllt mit der Wahnidee des materialistischen Geschichtszwanges, der Lehre also, die den Menschen zum Fatalisten macht und ihn von seiner eigenen Geschichte entmündigt.

Diese mitteleuropäische Vorsicht aber ist dem Russen gegenüber nicht erforderlich. Russische Anarchisten (wie Bakunin) können garnicht begreifen, daß es menschliche Widerstände gegen die Zerstörung des Bestehenden geben soll. Dieses Nichtbegreifen ist uns erst in der Anschauung russischer Lebensverhältnisse klar geworden: verteidigen kann ein Mensch nur, was er besitzt, was er mit Händen und Geist geschaffen hat. Das Geschichtlich-Tatsächliche machen Staat, Kultur, Sitte, Recht, Wirtschaft usw. aus, jeweils im Bewußtsein geschichtlicher Menschen vorhanden als schöpferische Leistungen. Das aber kann der russische Mensch nicht begreifen, weil er die Tatsächlichkeiten der europäischen Geschichte nie an sich selbst erfahren hat. Er wird deshalb rasch zum Anarchisten, zum unbedingten Zerstörer, dem das „Liquidieren" keine Sorge macht, weil er nicht spürt, welchen Schmerz die Vernichtung menschlicher Bildungen bereiten kann.

Die politische Möglichkeit, die sich dem Judentum im Osten anbot, ist von diesem radikal ergriffen und ausgebeutet worden! Die Juden, die selbst nie eine wirkliche geschichtliche Gestaltung vollbracht haben, empfanden die Verwandtschaft mit dem asia-

Digitized by Google

tisch gefärbten Russentum. Aus dieser Verwandtschaft erklärt sich das „Wunder" der völligen Einswerdung von Erzbolschewistentum und Erzjudentum!

Marx und Bakunin finden sich trotz ihrer persönlichen Gegnerschaft zusammen in der Absicht, das zu zertrümmern, was die „alte Welt" an wirklicher Kultur geleistet hat und besitzt. Beide haben kein geschichtliches Wertgefühl, kein Bewußtsein von Wachstum und Gestaltung. Die Erde ist dem Juden noch nie geschichtliche Aufgabe gewesen, dem Russen nur so weit, daß er in der Entfesselung noch stets rasch zurückgefunden hat zum Zustand asiatischen Nomadentums, das mit dem Judentum die gleichen Wurzeln hat. Die kalte Mitte der marxistischen Theorie, daß es in der Geschichte nur Materie sei, die bewegt, das haben die Russen als bestimmendes Erlebnis noch im Instinkt gegenwärtig[2]). Russen und Juden besitzen beide den Grundzug zum Nichts, zur Verneinung aller sinnhaften menschlichen Leistung, Lenin ist seinem Wesen nach Mongole - aber was wissen wir von den Ursprüngen solchen „Menschentums"? London ist Gründungsort der Ersten Internationale, Moskau Geburtsstadt der Dritten. Wo ist der Anfang? Wo das Ende?

Die Geschichte der kommunistischen Revolutionen, sofern sie uns geschichtlich berühren, beginnt 1789 mit der französischen. Sie haben alle ein gemeinsames Kennzeichen: in ihnen bricht immer das Menschentum hervor, an dessen Bannung die staatlich-kulturelle Verantwortung am meisten interessiert ist. Der Sturm auf die Bastille befreit ein paar Verbrecher. Irgendwie gilt das als Symbol all dieser Revolutionen. Wer in ihnen Zeichen des stetigen menschlichen Fortschrittes erblickt, beweist damit seine Verflechtung mit dem politischen Zerfall. Geschichtliche Einsichtslosigkeit und Kritiklosigkeit ist stets die Zerstörung selbst. 1939 wird der letzte Jahrestag des Bastillesturms in Paris mit großem Pomp gefeiert. Fast, so scheint es, ist ein ganzes Volk der Unfähigkeit, Geschichte zu machen, erlegen. Den gleichen Zeitraum von 150 Jahren braucht Deutschland, um nach vielen Irrungen und Rückschlägen zuletzt doch zu sich selbst zu finden.

Die französische Revolution ist der letzte nachhaltige Einfluß, der von Frankreich nach Mitteleuropa gelangt. Das Beispiel Goethes und Schillers, die sich - sei es aus revolutionärer „Dummheit" (Bakunin hat sie uns vorgeworfen) im Falle Goethes, also aus der Unfähigkeit, die Revolution als politisch-bildendes Mittel überhaupt zu begreifen, sei es, wie bei Schiller, dessen geschichtlicher Charakter stark genug ist, das anfänglich begrüßte Trugbild wieder von sich zu stoßen - sich vor der mit der französischen Revolution drohenden Gefahr zu sich selbst retten, ist für Deutschland nicht zu verallgemeinern. Den über den Rhein gedrungenen Geist haben wir erst in diesem Jahrhundert wieder ausscheiden können.

Die französische Revolution ist das Vorbild aller Massenherrschaften und Volksfronten. Aber sie setzt, wenn nicht überhaupt am falschen Ende Europas (denn es ist die Frage, ob eine derartige Umwälzung in einem Land, das im Ganzen durchaus dem Rahmen des geschichtlichen Europas angehört und eben deswegen doch über unzerstörbare Abwehrkräfte verfügt), so jedenfalls zu früh ein. Die rasche Eindämmung der Revolution (von vorneherein Paris zugeordnet) offenbart, daß die europäische Tradition vorhanden ist. Sie ist zwar durch das ganze folgende Jahrhundert nicht in

[2]) Man halte gegen die selbstzufriedene Ruhelosigkeit der Juden und Anarchisten das zu Herzen gehende Heimweh des Schneidergesellen Weitling nach seiner inneren Heimat!

Digitized by Google

der Lage, durch überzeugende geschichtliche Leistung die Generalbereinigung durchzuführen[3]), aber wir haben dem 19. Jahrhundert nun doch zu bestätigen, daß es die Möglichkeit einer großen geschichtlichen Neugestaltung Europas vermittelt hat[4]). Gerade das Bewußtsein des deutschen Charakters ist in der Umgebung der immer stärker werdenden Fremdbewegung die Voraussetzung dafür, daß die anscheinend so umwälzenden Vorgänge zuletzt doch Episoden geblieben sind. Daß die deutsche Arbeiterbewegung, auf sich selbst verwiesen und der Fremdführung verfallen, als wesentliches Moment an der Reichsgestaltung Bismarcks kaum beteiligt ist, ist das Leid dieses Jahrhunderts.

Ich wiederhole, daß die deutschen Revolutionsversuche von 1848 mitbestimmt sind von der politischen Sehnsucht nach Staat und Reich. Es fehlen ihnen, weil sie geschichtswürdige Bestrebungen erkennen lassen, überall die Zeichen eines Bastillensturms. Damals hat Bakunin den Dresdnern wütend zugerufen, die Deutschen seien zu dumm zu einer Revolution - weil sie ihre Stadt nicht einäschern lassen wollen.

Wie verhält es sich damit 1918? Sehr bald hat es sich gezeigt, daß nicht der deutsche Arbeiter, sondern der Jude auf der ganzen Linie gesiegt hatte. Ist dieses Ereignis eine deutsche Charakterschuld? Gewiß! Aber wie stümperhaft war es, gemessen an den Absichten Bakunins! Und: das deutsche Volk hatte vier Jahre des schwersten Krieges hinter sich!

Vor allem aber rächte es sich, daß der im Grunde zuchtbewußte Bebel den Staat, der den Sozialisten nun zufallen sollte, zum Gespenst gemacht hatte. Man hat darauf hingewiesen, Bebels Arbeiterbataillone hätten Zucht und Ordnung gekannt. Man hat nicht betont, daß Bebels und seiner Partei Kampf gegen den Machtstaat auf die Dauer auch der straffst organisierten Partei das Bewußtsein der politischen Macht rauben mußte - und geraubt hat. Als die Sozialdemokraten an die Macht hätten kommen sollen, hatten sie mit dem Bewußtsein der staatspolitischen Macht auch die Fähigkeit ihrer geschichtlichen Verwertung eingebüßt. Sie wußten nicht, wie Geschichte zu machen sei. Man muß die berühmte Reichstagsdiskussion über den „sozialdemokratischen Zukunftsstaat" zu Anfang des Jahres 1893 gelesen haben, in der Bebel von allen Seiten gezwungen wurde, das geschichtliche Bild der von ihm erstrebten Staatslosigkeit zu zeichnen, um zu begreifen, daß die marxistische Ideologie ihre Früchte bereits gebracht hatte: die angeblichen eigenen Führer besaßen kein Bild der Geschichte, selbst zu Marxisten und (allerdings harmlosen) Anarchisten geworden, behalfen sie sich mit den Schlagworten der jüdischen Meister.

Wie jedesmal, wenn den Verführten der Atem ausging, sind die Juden auch 1918 eingesprungen. Das allein war der Zweck dieser Revolution! Sie war ein anscheinend glänzend gelungenes Manöver. Nur eins haben die Juden damals im übereilten Triumph nicht bemerkt: daß aus den Schützengräben nicht nur willenlose Subjekte, sondern auch stahlhart gewordene Männer, daß vor allem der eine mit heimgekommen war.

[3]) Im Gegenteil! Durch lange Jahrzehnte ist die Lage labil. Marxismus und Kommunismus erhalten fast ungehemmt Raum zur politischen Entfaltung.

[4]) Daß dies freilich Kräfte gewesen sind, die erst seit kurzem zum Teil, zum andern aber noch längst nicht genügend bekannt sind, muß hinzugefügt werden. Denn zwischen Lob und Fluch des 19. Jahrhunderts ist zu unterscheiden!

Digitized by Google

Die bolschewistische Revolution von 1917 war von anderer Art: in der Durchführung konsequenter, im Ergebnis dauerhafter. Es war töricht zu glauben, in Rußland würde sich der Bolschewismus von selbst erledigen. Seine tatsächlich erlangte Gewalt über eine unübersehbare Menschenmasse war viel größer, als wir je anzunehmen gewagt haben.

Bereits auf dem letzten russischen Schriftstellerkongreß im August 1914 erklärten die Juden, ihre wahre Heimat sei Rußland, nicht Palästina. Diese Heimat ist ihnen mit der Revolution von 1917 bereitet worden. Und doch gilt auch für diese Machtergreifung des Judentums, die größte, die die Welt je gesehen hat, das Wort des jüdischen Universitätsprofessor Martin Buber: „Es gibt keine staatsfernere Gemeinschaft als die jüdische". Das, was der Bolschewismus als „Staat" errichtet hat, kann mit dem uns geläufigen Begriff nicht gemessen werden. Der bolschewistische „Staat" ist die abgrundtiefe Perversion eines Staates, so wie die „Diktatur des Proletariats" der widergeschichtlichen Perversität entstammt.

In seiner Schrift „Was ist der dritte Stand?" hat der Abbé Sieyès vorgeschlagen, die fränkischen Eroberer wieder in die Wälder zurückzujagen, aus denen sie gekommen seien, damit auch der dritte Stand (die Gallier) wieder einmal zur Herrschaft gelange. Die Schaffung einer geschichtlichen Leere durch Guillotine und Vernichtung aller Art war Voraussetzung einer neuen Herrschaft aber nur insofern, als sie geschichtsunfähigen Elementen zum Durchbruch verholfen hat. Verglichen mit der Umwälzung in Rußland ist die französische Revolution eine geschichtliche Spielerei.

Während die Franken im Westen nicht nur dem Land seinen Namen, sondern auch sein kulturelles Gesicht gegeben haben, ist der russische Osten nie einer geschichtlichen Gestaltung von europäischer Geläufigkeit unterworfen gewesen - ausgenommen nur der Westen, den die deutschen Kolonisten in mitteleuropäische Form gebracht haben. Diese landschaftliche Unendlichkeit erfährt allerdings seit dem großen Peter eine Europäisierung, die nicht Gestaltung sein kann, weil sie nur verschleppt, nicht verpflanzt. Seitdem bemühen sich seine Nachfolger um die Einführung des Westens, der wie große Sehnsucht alle Handlungen und Gedanken, nicht nur der Monarchen, auch die der Künstler und Denker bestimmt. Die russische Seele, also das arteigene Vermögen des russischen Menschen (das geschichtlich gesehen eher als Unvermögen anzusprechen ist), wird von alledem nur belagert, nicht wirklich umgestaltet.

Die bolschewistische Revolution setzt diesem Vorgang ein Ende. Europa wird in Rußland vernichtet. Europa - das ist Geschichte, Gestaltung, Leistung, Kultur! Der im natürlichen Untergrund, von deutscher Kolonisation nicht erfaßte Osten ist Unkultur, Ungeschichte. Das aber ist auch der jüdische Marxismus! Diktatur des Proletariats als wesenlose Deckbezeichnung für den Sieg der Vernichtung über die Gestaltung, der Verneinung über die Bejahung des Lebens, ersteht zwangsläufig im russischen Osten. Wenn irgendwo, so mußten die theoretisch verhüllten Machtbestrebungen hier zuerst zur Verwirklichung kommen.

In Rußland sind die Juden seit 1917 tatsächlich in ihrer ureigentlichen Heimat. Lenin selbst bringt nach vollzogener Revolution die Reste des Antisemitismus zum Schweigen. Die Diktatur des Proletariats wird ausgeübt von der jüdischen Bourgeoisie! Nach dem Ausscheiden Trotzkis ist eine Zeitlang geglaubt worden, es handle

Digitized by Google

sich um eine Verminderung des jüdischen Einflusses. Es handelte sich aber nur um eine den Verhältnissen besser angepaßte Umschichtung innerhalb des Judentums. Die „ansässigen" Juden des russischen Ostens (vertreten durch Kaganowitsch - und erfahrener in der Behandlung des russischen Menschen) erhielten gegenüber den für die „Westarbeit" besser geeigneten „Einwanderern" den Vorrang.

Spengler glaubte, der russische Bauer werde sich auf die Dauer doch gegen die bolschewistischen Machthaber durchsetzen. Wer die bolschewistischen Machtverhältnisse an Ort und Stelle und die seelische Verfassung des russischen Bauern kennengelernt hat, zweifelt daran. Die geschichtliche Eigenart des Russen ist von aller gestalthaften Planung noch so weit entfernt, daß die Möglichkeit einer Selbstbefreiung nicht sichtbar ist. Wer die unendlich geschichtsferne, dem tierischen Dasein so nahe Lebensweise dieser Menschen erlebt hat, weiß, daß diese „Massen" auch nach der Befreiung von außen nicht in der Lage sind, ihre Geschichte zu machen! Sie sind angewiesen auf das geschichtliche Ethos ihrer Herren, im Guten wie im Bösen.

Europäische und amerikanische Pressevertreter haben in der unendlichen Weite des Landes nie etwas anderes als die wenigen Musterkolchose gesehen, die in ihrer stumpfsinnigen Übertreibung genau dem gleichen Täuschungssinn entspringen, dem schon weiland Fürst Potemkin mit hölzernen und papieren Dörfern, zur Besichtigung durch die allerhöchste Zarin-Maitresse längs des Dnjepr auf- und abgebaut, wie es die Bedürfnisse der Reise erforderten, seinen Ruhm verdankte. Mit geschichtlicher Gestaltung hat das nichts gemeinsam. Die Wirklichkeit der bolschewistischen Kolchose sieht anders aus: in knapp einem Vierteljahrhundert starben 20 bis 25 Millionen an Hunger - auf dem fruchtbarsten Boden Europas!

Die Vorbereitung der Weltvernichtung ist Sinn und Zweck des russischen Bolschewismus gewesen! In diesem Dienst stehen alle Funktionen dieses „Staates", Landwirtschaft, Industrie, Erziehung. Die zu Arbeits- und Schlachttieren erzogenen Menschen haben keinen geistig-politischen Lebensraum um sich. Nur Kommissare und Kadetten sind umgeben worden mit dem kümmerlich-rohen Gebäude sogenannter bolschewistischer Weltanschauung.

In Rußland, wo der marxistisch-jüdische Weltbolschewismus zum erstenmal auf die Bühne der Weltgeschichte erhoben worden ist, läuft zugleich auch der letzte Akt der Tragödie ab. Marxismus in Mitteleuropa ist trotz aller Abgründe und Gefahren, die sichtbar geworden sind, Verdrängung und Verschwörung geblieben. In Rußland ist das Ungeheuer erstmalig frei und ungehemmt gewachsen. Der „Kreuzzug gegen den Bolschewismus", den Spengler Deutschland prophezeite als im „Dienst des englisch-französischen Kapitals" unternommen, ist in Wirklichkeit ein anderer geworden. Er wird weder um eines fremden Kapitals noch um sonstwelcher Umstände des Lebens willen geführt, er geht im Namen des Lebens schlechthin. Deutschlands Führung in diesem Kampf ist die Führung Europas im Kampf für seine Geschichte und Kultur, die das Gesicht der Welt, auf der wir leben, geformt haben und formen werden.

1917 erfolgt der Umschlag: die Sehnsucht nach dem europäischen Westen, die das russische Geschichts- und Kulturstreben ein paar Jahrhunderte lang bestimmt, wird ausgerottet. Bedingt durch die in der Folgezeit von Deutschland ausgehende geschichtliche Selbstbesinnung und Erhebung Europas ziehen sich die jüdisch-marxistischen, un-

Digitized by Google

europäischen, ungeschichtlichen und unnatürlichen Tendenzen aus Europa mehr und mehr zurück - nach Rußland, England und Amerika. Tilgung Europas also zuerst im Osten. Ausbau dieses widernatürlich gemachten Menschengeheges zur Stoßkraft gegen das noch lebendige Europa! 25 Jahre lang geschieht nichts anderes als die Bereitstellung eines neuen Hunnen- und Mongolensturmes!

Zeugt es nicht von der urwüchsigen Kraft des alten Europa, daß es diesmal den Sturm nicht erst hat über sich ergehen lassen, um ihn mit letzten Kräften irgendwo im Westen zum Stehen zu bringen! Diesmal ist es aus sich selbst herausgegangen, wie immer, wenn es große und großartige Geschichte gemacht hat, wenn es den Angreifer im Angriff gefaßt hat. Endlich wieder ist offenbar geworden, daß der geschichtliche Charakter der Deutschen alle Einbrüche, auch den gefährlichsten von 1918 überwunden und die Folgen ausgemerzt hat. Und die übrigen geschichtlichen Willensträger Europas schließen sich an, einer nach dem anderen.

England und Amerika aber sind, obwohl selbst bedeutende Abkömmlinge Europas, schon lange nicht mehr „Europa". Dessen Weg, den Deutschland nach langer Vorbereitung durch das 19. Jahrhundert, durch den Weltkrieg und die nachfolgenden schweren Jahre in voller geschichtlicher Wachheit geht, ist ein anderer als der, den Amerika und England gegangen sind. Jene haben das falsche, das gottverlassene Europa von 1789 und 1918 zum Angelpunkt ihrer ungeschichtlichen Geschichte gemacht. Hinter ihren politischen Absichten und ihrem Tun wirkt als entscheidende Kraft die ungeschichtlichste von allen: der Haß. Wir haben den Glauben an die Güte und den Sinn des Lebens! Sie haben das Gold - wir die Arbeit, aber auch den Willen zur Arbeit!

Friedrich II., dem größten Preußenkönig, hat das geschichtliche Schicksal (und ein anderes hat es für die Deutschen nie gegeben) im Siebenjährigen Krieg zuletzt das Werk seines Lebens bestätigt. Er hat in seinen großen Schlachten, in denen es um das Schicksal Preußens ging, stets das Gift bereit gehalten, das seinem Leben ein Ende setzen sollte, wenn das Schicksal sich gegen ihn erklärte.

Der Mann, der unser Volk heute durch die Schlachten seines Schicksals führt, bedarf des Giftes nicht: denn er besitzt den Glauben, der unser aller Glaube ist! Was wir in diesem Glauben zu vollbringen haben, ist im Persönlichen jedes Einzelnen schwer und scheint oft unmöglich - im Ganzen unseres Reiches jedoch, dessen Dom sich über uns allen wölbt, ist auch das Schwerste selbstverständlich. Denn geschichtlicher Glaube versteht sich von selbst, wo nicht, so ist es nicht der Glaube, der Berge versetzt. Daß Gott in ihm waltet - wer von uns sollte das nicht spüren?

Digitized by Google

Digitized by Google

Papsttum und Kaisertum

Die grundsätzlichen Gegner in der deutschen Geschichte

Von

Erich Schmidt

Digitized by Google

Digitized by Google

Jedes Reich, das auf germanischem Boden gegründet worden ist, wurde zu einer kämpferischen Auseinandersetzung mit Rom als dem Ausdruck der ecclesia militans gezwungen. Entstehung, Machthöhe und Untergang des ersten Reiches, des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, sind aufs engste mit dem Machtkampf von Kaisertum und Papsttum verknüpft, und als es der vatikanischen Diplomatie gelang, den letzten Sproß des großen Staufergeschlechts auf dem Schafott enden zu lassen, war damit auch das deutsche Kaisertum tödlich getroffen. Kaum hatte Bismarck das kleindeutsche Kaiserreich errichtet, da wurde auch er zu einem erbitterten, letzthin aber unentschiedenen Waffengang mit Rom und seiner innerdeutschen Streitmacht, dem Zentrum und Klerikerstand, gezwungen, und das Zentrum erlebte sinngemäß seinen höchsten Triumph, als 1918 das „protestantische" Hohenzollernreich zusammenbrach. Nun ist das nationalsozialistische Reich errichtet: ein germanischer Staat auf völkischer Grundlage, im Innern völlig neu gefügt und für jeden Deutschen zu ewiger Dauer bestimmt. Es ist nur die Folgerung einer inneren Gesetzlichkeit, wenn sich auch dieses Reich zu einem entscheidenden Ringen mit den Kräften des politischen Katholizismus gezwungen sieht. Und ebenso zwingend ist die Erkenntnis, daß dieses Reich, das sich auf einer völlig anders gearteten Grundlage als die Romkirche erhebt, das nach seinen rassischen Voraussetzungen wie nach seiner völkischen Zielsetzung eine unerbittliche Kampfansage an die universalistischen Mächte darstellt, in seinem totalen Wiedererneuerungsprozeß diese Mächte auch zu einem totalen Kampf aufrufen muß. Darum halten wir eine Besinnung auf die Grundkräfte dieser beiden weltgeschichtlichen Gegner schlechthin bereits in unsern Tagen für dringend geboten.

Nicht erst seit der Verkündung des Dogmas der Unfehlbarkeit des Papstes auf dem Gebiete des Glaubens und der Sitten im Jahre 1870, die die letztmögliche Steigerung der Hierarchie bedeutet, sind katholische Kirche und Papsttum eine unzertrennliche Einheit. Die Geschichte der katholischen Kirche ist in Wirklichkeit die Geschichte ihrer Päpste. Jeder politisch-kämpferische Katholik aber weist mit Stolz auf diese nach allem Anschein älteste, machtvollste und mit dem Stempel ewiger Dauer ausgezeichnete Dynastie Europas hin. Wo sind die großen Geschlechter der europäischen Fürstenthrone: die Karolinger, die Sachsen, die Salier, die Staufen, die Habsburger, die Hohenzollern, die Valois, die Bourbonen, die Tudor, die Romanows, die Wasas, die Jagellonen und wie sie alle heißen mögen, geblieben? - - - Nur die Dynastie hinter den Mauern des Vatikans hat bisher - seit fast 2000 Jahren - allen Stürmen der europäischen Geschichte anscheinend siegreich getrotzt. Gebieterisch drängt sich daher die Frage nach den Quellen auf, die diese unzerstörbare Lebensdauer und Macht spendeten, die einen politischen Faktor schufen, in dem sich zeitliches Vergehen in ewiger Geltungsdauer aufzulösen scheint.

Das Papsttum als Vikariat Christi auf Erden leitet seinen Ursprung aus dem Metaphysischen her: es erhebt den Anspruch, die irdische Verkörperung einer Idee zu sein, die in Gott selbst ihren Ursprung hat und als Endziel die Rückkehr in den Schoß Gottes ersehnt. Nach katholischer Auffassung geht der Geist Gottes als Logos im johanneischen Sinne oder als Amtscharisma in der synoptischen und paulinischen Darstellung in reiner Form aus seinem entstofflichten absoluten Dasein in die menschliche,

Digitized by Google

dem Gesetz von Raum und Zeit unterworfene Welt ein und wird hier Gestalt- und Lebensträger der straff gegliederten, streng hierarchisch aufgebauten katholischen Kirche. Auf der Spitze der Geistespyramide des Klerus thront der Papst: der persönliche Nachfolger Christi. Sein Amt, seine Aufgabe, der Inhalt seines Wirkens stammen aus dem Ewigen, er selbst aber kommt aus dem Reich des Irdischen, des Zeitlichen und Bedingten. Als Mensch und erkoren von Menschen, wurzelt er im Diesseits; als Amtsträger hingegen handelt er im Namen des Jenseits. Seine Wahl stellt ein Ringen der katholischen Menschheit mit der Idee Gott dar: sie ist ein Versuch, einen Menschen aus ihrer Mitte zu jener Höhe zu erheben, wo er mit seiner Fackel unmittelbar das göttliche Feuer empfangen kann, um dieses dann als wirkende Kraft an die Menschheit weiterzuleiten. Der segnende Papst spendet aus einer metaphysischen Gottnähe göttliche Gnade; seine Bullen, Allokutionen und sonstigen Richtersprüche zeigen den obersten Kirchenfürsten; beim Zelebrieren der Messe ist er der oberste Priester seiner universalen Gemeinde; der betende Papst aber reiht sich demütig in die Reihen seiner büßenden Mitmenschen ein, und am Fasttage legt er symbolhaft die Kutte des Mönchtums über seine Schulter: so erscheint in seiner Person die Unbedingtheit göttlichen Geistes mit der Bedingtheit irdischen Seins, die Einheit der Kirche mit der Vielheit ihrer Aufgaben, Himmel und Erde in allen ihren gegensätzlichen Wechselbeziehungen zur menschenmöglichen Harmonie vereinigt, so daß sich aus dieser höchsten und doch gebändigten Spannung stärkste Lebenskraft und größte Wirkungsdauer ergeben.

Dieser Wesenszug ist dem Papsttum seit seinen Uranfängen eigen. Bereits die drei ersten Ämter der Urgemeinde, der Apostel, Propheten und Lehrer, die als die frühesten Bestandteile des Papsttums angesehen werden können, waren charismatischer Natur. Sie waren geboren aus dem pneumatischen Urgrund, sie waren die christlichen Ausstrahlungen der „magischen Seele", die den Orient durchglüht[1]). Ihre Inhaber waren Träger des Geistes, jenes „heiligen Geistes", den seit dem Pfingstwunder die Christgemeinde als wirkende Kraft verehrt. Darum waren sie besonders geeignet, die Handlungen auszuführen, die ausschließlich der Übermittlung des Geistes auf die Gläubigen dienten. Sie wurden die Verwalter der sakramentalen Güter. Diese Sakramente waren aber nicht ursprüngliche Wesensbestandteile der Lehre Christi, sondern ergriffen unter dem übermächtigen Einfluß der Mysterienkulte Kleinasiens vom Christentum Besitz. Sie bedeuteten den Sieg des Orients über das nordische Gedankengut, das das Christentum durch seinen Begründer erhalten oder aus der iranischen und indischen religiösen Vorstellungswelt übernommen hatte. Diese Entwicklung stellt ein Teilproblem des Einströmens orientalischen Geistes ins Abendland dar.

Je mehr die Sakramente wesentliche Bestandteile der christlichen Lehre wurden, desto mehr mußten auch ihre Verwalter an Ansehen gewinnen. Gerade der von pneumatischer Begeisterung erfüllte apostolische Vater Ignatius von Antiochia verlangte die monarchische Stellung des Bischofs deshalb, weil dieser der alleinige berechtigte Spender der Eucharistie sei[2]). Es ist ja bezeichnend, daß dieses Vorrecht des Bischofs so

[1]) K. Müller, Kirchengeschichte. Tübingen 1924. Bd. 1, S. 92.
O. Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Wien und Leipzig 1918/22. Bd. 2, S. 282 ff.

[2]) W. Bauer, Die Briefe des Ignatius von Antiochia und der Polykarpbrief. Tübingen 1920. S. 206 ff.

Digitized by Google

wertbeladen war, daß es das Amt des Bischofs zur höchsten Würde der christlichen Gemeinde erhob, das ursprüngliche Amt des Presbyters entleerte und schließlich die presbyteriale Form der christlichen Gemeinde sprengte[3]). Das Bischofsamt nahm die verbliebenen, aber abgeschwächten Funktionen der Presbyter, der Apostel, Propheten und Lehrer in sich auf und verstärkte durch diese noch seine charismatische Grundlage, wobei infolge des Kampfes gegen die Häresie die Bewahrung und Verteidigung der reinen Lehre als weitere Haupttätigkeit neben die Aufgabe der Sakramentsverwaltung rückte. Die Entwicklung zum Papsttum stellt dann nur eine Aufteilung des metaphysischen Wesensgehaltes und seine ausschließliche Verknüpfung mit einer Person dar. Als Papst Gelasius in seinem berühmten Brief an Kaiser Anastasius die Zweigewaltenlehre aufstellte und durch die Vorrangstellung der auctoritas des Sacerdotiums vor der potestas des Regnums die Voraussetzung für den Anspruch des Papsttums auf die Suprematie über das Kaisertum schuf, begründete er das überlegene „Gewicht der Priester" mit der Tatsache, daß der Kaiser „in dem Empfang der himmlischen Sakramente" seine moralische Unterwerfung unter die Lenker der göttlichen Dinge anerkenne[4]).

Bei Jesus als dem Logos an sich fand nach der urchristlichen Überlieferung der Geist Gottes die ihm wesensgemäße Darstellung. Mission und Missionar, Aufgabe und Erfüller, Amt und Inhaber waren sich ebenbürtig, verschmolzen zu einer widerspruchsfreien Einheit. Das Charisma wurde zum eigentlichen Wesen des Trägers. Schon die Apostel kamen diesem Idealfall höchstens nahe. Sie wuchsen erst innerlich mit ihrer Aufgabe, und der Petrus nach dem Pfingsterlebnis wird als ein anderer Mensch geschildert, als der, der seinen Herrn verleugnete, der Paulus auf dem Wege nach Damaskus anders als der, der vor dem Landpfleger Festus für Jesus eintrat. Auch die Auseinandersetzungen dieser beiden Führer der Christenheit in der Spätzeit ihres Wirkens zeigen deutlich ihre menschliche Verhaltungsweise. Paulus erkannte Petrus keineswegs als Autorität an. Vielmehr bezichtigte er ihn offen vor der gesamten Christenheit der mangelnden Charakterstärke (Galater 2, 11-21), und auch das Volk bewahrte von Petrus das Bild einer wankelmütigen Wesensart (Quo-vadis-Legende).

Also bereits bei dem Stammvater der Papstdynastie machte sich ein krasser Widerspruch zwischen Amt und Inhaber bemerkbar, obgleich er noch unmittelbar unter dem Einfluß der selbst erlebten Wirkung Jesu stand. Wenn schon bei ihm das Charisma nicht seine ganze Person ergriffen hatte, mußte diese Kluft bei seinen Nachfolgern nicht noch mehr in Erscheinung treten? Der Lebenswandel vieler Päpste beweist es. Daher setzte sich notwendigerweise eine grundsätzliche Scheidung von Amt und Person durch. Wiederum betont bereits Ignatius von Antiochia, der erste große theoretische Anwalt der unbeschränkten Bischofsherrschaft, daß irgendwelche Unvollkommenheit oder zu jugendliches Alter des Amtsinhabers seine Geltung in keiner Weise zu beschränken vermögen, ein Gedanke, der durch Leo I. seine umfassendste Darstellung fand[5]). Das

[3]) K. Müller, a. a. O. S. 141.
[4]) L. Knabe, Die gelasianische Zweigewaltentheorie bis zum Ende des Investiturstreits. Hist. Studien. Heft 292, S. 11 u. 153.
A. Brackmann, Der mittelalterliche Ursprung der Nationalstaaten. Berlin 1936. S. 4.
[5]) E. Caspar, Geschichte des Papsttums von den Anfängen bis zur Höhe der Weltherrschaft. Tübingen 1930. Bd. 1, S. 427/28.

Digitized by Google

Amt wurde objektiviert und erhielt ein selbständiges Dasein. Das Charisma wurde nicht als in der Person „erweckt" betrachtet, sondern ihr als Attribut des Amtes „künstlich verschafft"[6]). Daraus ergab sich, daß der Papst nicht als Persönlichkeit Träger des Geistes war, sondern nur in „Erfüllung seines Amtes". – Diese Zerspaltung einer organischen Einheit steigerte den für den nordischen Menschen wesensfremden Charakter des Papsttums, da für ihn die Ganzheit der Persönlichkeit der Ausgang jeder Betrachtung ist. Daher konnte sich die Papstidee auf die Dauer nur auf romanischem Boden behaupten, insbesondere in Italien, denn „weit schärfer als alle Nationen unterschieden die Italiener Person und Amt"[7]). Die unmittelbare Anschauung der Lebensführung zahlreicher Päpste zwang sie zu dieser logistischen Trennung, falls sie die absolute Autorität des Papstes in sich besahen wollten. „Mochten auch die Ausspender der Gnaden und Segnungen unwürdige Persönlichkeiten sein, man war überzeugt, daß auch ein unwürdiger Stellvertreter Christi in Ausübung seines Amtes immer noch sein Stellvertreter sei und daß die Sakramente von Christus ihre Wirksamkeit herleiteten, nicht von der Heiligkeit des unmittelbaren Spenders", schreibt der namhafteste katholische Geschichtsschreiber des Papsttums[8]). So kam es, daß selbst vor einem solch verkommenen Menschen wie dem Borgia Alexander VI. am Ostersonntag des Jubeljahres 1500 etwa 200 000 Menschen demütig auf die Knie sanken und selbst noch in der Person dieses Verbrechers auf dem Papstthron das Haupt einer Kirche verehrten, deren Wunderkraft nach der Ansicht der Gläubigen durch die Gottlosigkeit der Priester nicht gestört werden kann[9]). In dieser historischen Erscheinung haben wir wohl den höchsten Ausdruck des Glaubens an die Wirkung der Selbstmacht einer Idee. Dem Geist, losgelöst von Stoff und Form, wird eine magische Kraft der Ausstrahlung zugesprochen, die auch durch einen unvollkommenen Mittler in ihrer Leuchtkraft nicht beeinträchtigt werden kann, ebensowenig wie ein Edelstein durch eine talmihafte Fassung.

Indem sich das Papsttum als in diesem Ausmaß metaphysisch geistgeboren und geistbeherrscht erkannte und bekannte, war ihm der Drang zur Universalität als oberste Leitlinie beigegeben. Denn der absolute Geist entzieht sich dem Gesetz des Werdens, er ist da, vollkommen und unvergänglich. Seine Freiheit von der Zeit gibt ihm die Eigenschaft der Ewigkeit, die Freiheit vom Raum den Vorzug gebietsmäßiger Unbegrenztheit. Aus diesem transzendenten Geisteserbe heraus griff das Papsttum mit der einen Hand nach der Unvergänglichkeit, indem es sich seine Tradition, bis auf den ewigen Gott zurückgehend, schuf; mit der anderen Hand die Universität fordernd, erhob es Anspruch auf die Herrschaft der Welt. *Das Sakrament wurde zum Inbegriff seiner Gottesverehrung, der Machtgedanke zum Wesen seiner Politik.*

Nicht von Anfang an war dem Papsttum dieser überzeitliche und überräumliche Ideengehalt zu eigen. Vielmehr kam es erst im Laufe seiner Entwicklung hierzu[10]). Die

[6]) M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen 1920/21. S. 227/28.
[7]) L. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Freiburg i. Br. 1885 ff. Bd. 3, S. 67.
J. Burkjardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. Berlin 1928. S. 104, Anm. 1.
[8]) L. Pastor a. a. O. S. 67 f.
[9]) F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Berlin u. Stuttgart 1913/22. Bd. 7, S. 433. – [10]) J. Haller, Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit. Stuttg. u. Berlin 1934. S. IX.

Digitized by Google

Auseinandersetzung mit den bisherigen Mächten des Abendlandes: die Überwindung des imperium Romanum, seine großen Missionserfolge in England und Deutschland, seine moralischen Siege über das deutsche Königtum, empfand es als eine eindrucksvolle Offenbarung seiner in ihm wohnenden Machtmittel. Seine ideelle Kraft hatte sich als weltgeschichtliche Macht erwiesen. Sie verlieh dem Papsttum die Zuversicht des Siegers, den Tatendrang und Herrschaftsdurst des seiner unbegrenzten Kräfte sich bewußt werdenden Kämpfers. Aus diesem überschwellenden Kraftgefühl heraus formulierte es sein Daseinsrecht, aber zugleich auch das Programm seiner Mission. Bereits Papst Leo I. sprach in einer Predigt, die er in natali apostolorum Petri et Pauli hielt, die endgültige Übernahme des römischen Herrschaftsgedankens aus[11]). Mit der zunehmenden Macht des Papsttums wurde auch seine theoretische Untermauerung immer wuchtiger und skrupelloser, durch die Zweigewaltenlehre Gelasius' I. begründet, durch die pseudoisidorischen Dekretalen erhärtet und durch den Dictatus Papae zur höchsten Form gesteigert. In stolzem Siegesrausch versuchte es unter einem Gregor VII., Alexander III., Innocenz III., Gregor IX. und Bonifatius VIII., den Anspruch auf die Weltherrschaft in die Wirklichkeit umzusetzen.

Eine Steigerung war nicht mehr möglich. Somit hatte das Papsttum alle seine Forderungen und Aktionen der nächsten Jahrhunderte bereits vorweggenommen. Mochte es sich unter dem Blickpunkt der historischen Sachlage auch im Angriff befinden - unter Bezugnahme auf die schon vor Jahrhunderten erfolgte Konzeption seiner Machtansprüche vermochte es jedem Übergriff auf staatliches Gebiet rechtlich den Charakter einer Verteidigungsmaßregel zu geben. So befand es sich in allen späteren Kämpfen in einer Lage, die vom strategischen Standpunkt aus als die denkbar günstigste bezeichnet werden muß: in der defensiv-offensiven. Die universalen Forderungen und Grundsätze der großen Päpste, die Definitionen und Sentenzen der Konzilien erhielten den Rang eines unveräußerlichen Besitztums, dem gegenüber der Vatikan alle Schmälerungsversuche mit einem unerschütterlichen: non possumus! beantwortete. Andererseits bedeutete jeder grundsätzliche Anspruch für die Zukunft, der noch seiner Verwirklichung harrte, für jeden traditionsbewußten und ehrgeizigen Nachfolger eine von Gott gesetzte Aufgabe. Unerschöpflich und zu jeder Zeit appellierte die universale Sendung des Papsttums an die Tatkraft jedes neuen Papstes, schenkte sie neue Impulse und neue Lebenskraft. Das statische Prinzip des in sich selbst ruhenden Geistes wurde zum geschichtsformenden dynamischen Prinzip.

Selbst wer - wie das Papsttum - von einer spiritualistischen Anschauung ausgeht, muß jedoch einräumen, daß der Geist schlechthin noch keine Machtmittel im irdischen Raume besitzt. Um wirken zu können, muß er sich der erdhaften Kräfte bedienen. So wurde auch das Papsttum im Laufe seiner Entwicklung immer mehr zu einer Vermählung mit diesen gezwungen.

Bei dem Stifter des Christentums war die weltverneinende Wesensart die vorherrschende. Sein Reich war nicht von dieser Welt, seine Verehrung Gottes mied alle weltlichen Attribute; und in seiner Forderung: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten" (Joh. 4, 24), hob er sich über alles

[11]) J. Vogt, Orbis Romanus. Zur Terminologie des römischen Imperialismus. Tübingen 1929. S. 31.

Digitized by Google

zeitbedingte und irdische Sein hinaus. Damit war dem Inhaber des Stuhles Petri als Nachfolger der Gegensatz zum Weltlichen als unveräußerliche Verpflichtung übertragen - eine Forderung, der das Papsttum auch eingedenk blieb.

Insbesondere verlieh der Kirchenvater Augustin in seiner Schrift „De civitate dei" der mittelalterlichen Papstkirche ihre staatenfeindliche Grundlage; zugleich schuf er aber auch die ideologische Voraussetzung für die Gründung des Kirchenstaates. Seitdem ist die päpstliche Politik zwiespältig: als ecclesia militans bekämpft sie auf der einen Seite die Völker und Staaten, die sich ihrer moralischen Überordnung nicht beugen, auf der anderen Seite jedoch bedient sie sich bei diesen Kämpfen gerade der Machtmittel der irdischen Staaten, ja sie begibt sich durch diese Kämpfe mehr denn je in die innere Abhängigkeit von den irdischen Gewalten. Als ursprünglich geistig-moralische Institution, bar jeder eigenen politischen Kräfte, entwickelte sich das Papsttum im Vollzug dieser Kämpfe zum größten machtpolitischen Polypen der Weltgeschichte, der gierig und oft bedenkenlos alle sich ihm bietenden Machtmittel an sich riß.

Nicht umsonst entwickelte sich gerade der Bischofssitz in Rom zu der absoluten Höhe des Papsttums. Hier waren die meisten geschichtlichen Gewalten des europäischen Machtbereiches lebendig, hier in diesem weltgeschichtlichen Machtzentrum konnte die innigste, stärkste Vereinigung von geistig-sittlichem Primat und politischer Vormachtstellung erfolgen. Rom bedeutete Übernahme des zentralistischen und universalistischen Imperiumsgedankens des klassischen Römerreichs; Rom war der unwiderstehliche magnetische Mittelpunkt, der dank seiner großen Vergangenheit und seiner auch noch energiegeladenen Gegenwart auf politischem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet alle aktiven Elemente des Mittelmeerraumes an sich zog.

Paulus war von einem dauernden Sehnen nach Rom erfüllt, nach der christlichen Tradition soll auch Petrus seinen Standort Jerusalem mit der größeren Metropole vertauscht haben. Ignatius von Antiochia suchte dort den Märtyrertod. In Rom hatte sich schon frühzeitig eine zahlenmäßig große Gemeinde bilden können. Das Vordringen des Evangeliums auch in die sozial hochstehenden Schichten bildete die günstige Voraussetzung dafür, daß Rom sich die Auszeichnung als „Vorstandschaft der Liebe" erwarb. Das hier überlieferte großartige römische Organisationserbe trug mit dazu bei, daß es Ausgangspunkt und Zentrum einer weiträumigen Missionstätigkeit wurde. Der Umstand, daß es als religiös-geistiger Mittelpunkt auch die andersgläubigen Elemente - wie Valentinus, Cerdon und Marcion - anzog, machte es zum Hauptkampfplatz gegen die Irrlehren. Die örtliche Nachbarschaft mit der Staatsgewalt stellte seine Gemeinde in den Brennpunkt der Christenverfolgungen und gab den Nährboden für ein beispielbildendes Märtyrertum ab. In Rom war das Denken gegenwartsnäher und wirklichkeitsgebundener als in Karthago, hier herrschte eine vorwiegend juristische verwaltungsmäßige Richtung, hier waren also die Grundlagen für das höchste Richteramt des Papsttums und für den einzigartigen hierarchischen Aufbau des Klerus vorhanden. Dieses sinnenfreudige, weltoffene Kulturzentrum fügte bald in die rein geistige Gottesverehrung einen überwiegend orientalisch-sinnlichen Kult ein, der besonders in der Pflege der Zömeterien in Erscheinung trat. So war Rom der feurige Glutofen, in

Digitized by Google

dem die verschiedensten geschichtlichen Gewalten zu einer zwar spannungsreichen, aber wirkungsvollen Einheit verschmolzen wurden. Diese Anhäufung wirkender Kräfte übte auch weiterhin ihre große Anziehungskraft aus, so daß Rom oft die Früchte der Arbeit anderer geschichtlicher Wirkungsstätten an sich riß.

Als die exegetische Schule zu Karthago von Tertullian bis Cyprian in der Auslegung des Herrenwortes: „Du bist Petrus!" das geistige Rüstzeug zubereitet hatte, wurde es alsbald von den Bischöfen in Rom zur Durchsetzung ihres Primats rücksichtslos - auch gegen die geistigen Urheber selbst - verwandt[12]). In Karthago fand die lateinische Sprache ihre erste systematische Durchbildung, um zum vollendeten juristischen Werkzeug des universalen Strebens Roms zu werden. Die montanistische Bewegung berief sich als erste zur Untermauerung ihrer Legitimität auf ein kleinasiatisches Apostelgrab. Diesen Gedanken griffen die römischen Bischöfe auf[13]) und verliehen ihm durch seine Beziehung auf die Gräber der Apostel Paulus und Petrus die stärkste propagandistische Wirkung. Rom entwickelte so zielbewußt und ohne Bedenken die Fähigkeit, aus der Fülle seines Traditionsgutes wie seiner lebendigen Kräfte, die entweder bereits begrifflich erfaßt waren oder oft auch erst anonym wirkten, sich ein kraftvolles und Kräfte zeugendes Machtinstrument zu schaffen.

Noch stärker offenbarte sich dieser polypenhafte Charakter des Papsttums, als es seine weitere Entwicklung zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der civitas terrena zwang. Die Formen der geschichtlichen Entwicklung sind vorwiegend Abdrücke von Völkern und der von ihnen geschaffenen Staaten. Völker und Staaten sind schicksalhafte Blutsgemeinschaften. Ihre Früchte sind die Kulturen, gesättigt mit Daseinsfreude und abhold der Weltverneinung. Mit ihnen mußte das Papsttum nach seinem Herkommen und Wesen in einen naturnotwendigen Gegensatz geraten. Es mußte sie bekämpfen oder wenigstens umzuformen versuchen, wurde aber zugleich von ihnen selbst gestaltet. So überwand es einst zwar das römische Weltreich, übernahm aber seine imperiale Idee[14]); es stürmte den heidnischen Götterhimmel und bevölkerte dafür den christlichen Himmel mit ebenso vielen Heiligen, es deckte die Fragwürdigkeit jeder Kultur auf und konnte doch sein Verlangen nach kultureller Betätigung nicht unterdrücken. Es bekannte sich als Inkarnation des absoluten Geistes Gottes und bot doch Architektur, Malerei und andere Künste zur sinnlichen Verehrung Gottes auf. Es versagte der civitas terrena die göttliche Weihe und errichtete andererseits im Kirchenstaat eine Staatsform mit mehr Mängeln, als die von ihm diffamierten Länder aufzuweisen hatten. Es schmückte sich mit den Attributen der Universalität und barg doch in seinem Innern eine romanische Seele. So bekämpfte es die irdischen Seinsformen, bezahlte aber als Kampfpreis einen großen Teil seines geistig-moralischen Wertes.

Noch einen Innocenz I. ließ die bevorstehende Katastrophe des römischen Reiches innerlich unberührt, so daß sich in seiner reichen brieflichen Hinterlassenschaft von ihr nur einmal eine nebensächliche Notiz befindet. Seine Nachfolger dagegen stiegen bald in den Strom des geschichtlichen Lebens der Völker hinab. Wenn auch diese Wendung zum Diesseitigen Unruhen- und Gefahrenherde mit sich brachte, so bedeutete sie doch - solange sie sich im Rahmen der Traditionswerte hielt - das Aufschließen eines reinigenden und vorwärtstreibenden Kraftquells. Denn gemäß ihrem Aufbau lag bei

[12]) E. Caspar, a. a. O. S. 79. — [13]) Ebd. S. 74. — [14]) J. Vogt, a. a. O. S. 29.

Digitized by Google

der päpstlichen Hierarchie die Gefahr der Erstarrung besonders nahe, da mit Jesus, dem Stifter und unerreichbaren Vorbild des römischen Bischofsamtes, die ideelle Substanz in ihrer Gänze schon gegeben war: die späteren Jahrhunderte mußten sich mit der Rolle der Nachfolge, der Auslegung und Formulierung begnügen. Die Kanäle, die diese geistigen Energien von Christus über die lange Reihe der Päpste die hierarchische Stufenleiter hinab bis zum einfachen Dorfgeistlichen leiteten, drohten öfters einzurosten. Es war deshalb eine Notwendigkeit und ein Segen für das Papsttum, daß in der katholischen Kirche ein doppelter Kreislauf pulsierte: nicht nur aus der Tradition von Jesus her, sondern auch aus dem unerschöpflichen Schoß des Volkstums.

Ein Gang durch die Geschichte zeigt eindeutig, daß der Kraftstrom von unten nach oben bedeutend reicher und wirksamer floß als der umgekehrte. Die stärksten Wiederbelebungen erfuhr das Papsttum aus dem Mönchswesen. Die Mönchs- und Ritterorden waren aber in erster Linie Impulse aus dem Schoße der Völker. Im Benediktinerorden kam spätantikes Kultur- und Geistesleben in asketischer Form zum Durchbruch. Die Zisterzienser und Prämonstratenser bildeten in ihrem Kern die kirchliche Organisationsform des germanischen Kolonisationswillens im Mittelalter, während in den Bettlerorden das politisch erwachte Bürgertum in seinem karitativen Fühlen und dogmenkritischen Denken auch auf kirchlichem Gebiet zum Durchbruch kam. Ebensosehr wie der Templerorden einen spezifisch französischen Charakter trug, ebensowenig verbarg sich im Deutschritterorden deutsche Wesensart. Die Gesellschaft Jesu endlich verkörperte in dem Basken Loyola den Kreuzzugsgeist des absolutistisch-aristokratischen Spaniens eines Karls V. und Philipps II., so daß sie außerhalb der romanischen und habsburgischen Länder immer als fremde, wenn nicht feindliche Körperschaft angesehen wurde. Der katholischen Kirche gelang es zwar, diese volkstumhaften Bewegungen in den weiten Mantel ihrer universalen Sendung einzufangen und sie zu Hilfstruppen ihres zentralistischen Systems umzugestalten – in einigen Fällen sogar gegen den Willen der Ordensgründer. Aber die ursprüngliche Seele konnte sie nicht ersticken. So wurde der Deutschritterorden die Keimzelle des preußischen Staates, eines der größten Gegner der römischen Macht, und seit dem Vordringen des Jesuitenordens auf dem Tridentinischen Konzil ist der vatikanische Thron eine solche Domäne des Romanismus geworden, daß dadurch sein universaler Anspruch weitgehend erschüttert ist.

Schwieriger war die Eingliederung jener Strömungen in das kuriale System, die tiefer und umfassender im Volkstum wurzelten als die Ordensgesellschaften. Bei den Albigensern war ein 30jähriger blutiger Vernichtungskrieg notwendig. Hus konnte zwar dem Scheiterhaufen ausgeliefert werden, aber seine nationale Saat behielt dennoch über ein halbes Jahrtausend ihre Keimkraft, wie das heutige Tschechentum beweist. An der deutschen Reformation aber scheiterte das Papsttum vollständig, weil sie von einem Manne getragen wurde, der wie keiner vollblütig und kernfest, urwüchsig und bodenständig eine Persönlichkeit deutscher Erde war: Martin Luther.

Dennoch wurde auch diese die bisherige Form sprengende Spannung eine Krafterneuerung für die katholische Kirche, denn die Gegenreformation, die ihre Grundlagen bis zur Gegenwart festlegte, ist überwiegend als eine Reaktion des Romanismus auf die germanische Sendung Luthers zu werten.

Digitized by Google

Unter ähnlichen Bedingungen spielte sich die Auseinandersetzung der Kurie mit den kirchenfreien Kulturströmungen ab. Im Prinzip unterlag eigentlich jede Geistesrichtung, soweit sie nicht die Merkmale der Romhörigkeit trug, dem Verdammungsurteil des Vatikans. Jedoch die durch die geschichtliche Entwicklung bedingte Weltverflochtenheit des päpstlichen Stuhles und sein System der Hilfstruppen führten eine schmiegsame Stellungnahme herbei: die grundsätzlichen Erwägungen wurden durch die zweckgebundenen abgelöst. Gewöhnlich wurde vorerst versucht, jede im Werden begriffene wissenschaftliche Schule und jedes kulturelle Streben, die die Grenzen der bisherigen Tradition zu überschreiten drohten, mit allen Mitteln unschädlich zu machen. Auf diesem Wege fielen die Lehre Eckeharts, der Febronianismus, der Josephinismus, der Hermesianismus und der Güntherianismus der päpstlichen Verurteilung zum Opfer.

Konnte dagegen eine neue Geistesbewegung sich siegreich behaupten und hatte sie nicht alle Brücken nach Rom hinter sich abgebrochen, so fand die Kirche genügend Anhaltspunkte, um ihr innerhalb ihrer weiten Grenzen ein Heimatrecht zu gewähren. Es sei nur an die „gläubige" Philosophie des Thomismus, an die sogen. christliche Renaissance, an den Humanismus und die hauptsächlich von Juden begründete Phänomenologie der jüngsten Vergangenheit erinnert. Wenn man die katholische Kirche mit einer Bibliothek verglichen hat, in der letzten Endes jedes Buch Platz finden kann, so entbehrt dieser Vergleich nicht eines tieferen Sinnes. Die Weite ihrer polaren Spannungen gab ihr die Möglichkeit zu einer solchen Weitherzigkeit, und soweit sie diese Blutzufuhren assimilieren konnte, ohne ihr Wesen gänzlich zu verfälschen, erwies sich ihr vielgliedriger Reichtum an andersartigen Elementen als unversiegbarer Jungborn ihrer Lebensstärke.

Wo aber ist die Grenze, bei deren Überschreitung der Neugewinn zu einer Verfälschung und Überfremdung führt? Eine Reihe von Anzeichen legt den Schluß nahe, daß die katholische Kirche einem solchen Schicksal nicht entgangen ist. Seit Abschluß der Religionskriege bewegen sich ihre Unternehmungen und Maßnahmen immer mehr auf dem Gebiet des Organisatorischen, sind sie dem Aufbau und Ausbau des vielstöckigen hierarchischen Verwaltungspalastes gewidmet, und der Vatikan, einst Brennpunkt religiösen Eifers, machtpolitischen Herrschaftsgeistes, künstlerischen Mäcenatentums, ist bedrohlich in die Nähe einer großartigen Verwaltungsmetropole ohne schöpferischen Ideengehalt gerückt. Im Protestantismus, als dem religiösen Durchbruch germanischen Glaubens, überströmte zum ersten Male die Kraft des Volkstums die Schutzdämme der katholischen Kirche und mündete ins Bett des Staates ein. Seit jener Zeit ist die innere Stoßkraft der Papstkirche immer mehr verkümmert.

Die Entwicklung des Papsttums entsprach nicht den natürlichen Wachstumsgesetzen eines gesunden Organismus, sondern stand im Dienste des Machtgedankens. Dieses unbedingte Streben nach Machterweiterung und Machtbehauptung ohne wesenseigene Machtgrundlage gab ihm den Charakter des gierigen Polypen, der die besten Kräfte der ihm zugeordneten Völker aussaugte, um aus diesen Lebenssäften die Machtmittel zur Durchsetzung des eigenen universalistischen Zieles der Weltherrschaft zu gewinnen. So verzehrte es die Blüte der deutschen Ritterschaft, als es sich von dem deutschen Reich in seiner römisch-imperialen Politik gehemmt fühlte; so opferte es die germanischen Ritterheere ganz Europas für die Kreuzzugsidee, hinter der die

Digitized by Google

Wiedergewinnung des dem päpstlichen Herrschaftsgebiet verlorengegangenen östlichen Mittelmeerraumes stand; so bot es zur Vernichtung des Protestantismus die Machtinstinkte fast des gesamten katholischen Europas auf und brachte so das deutsche Volk an den Rand des blutlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenbruchs, so ging es in der Gegenwart ein ideologisches Bündnis mit den reichsfeindlichen Kräften Deutschlands und der westlichen Demokratien ein, um den Nationalsozialismus unschädlich zu machen.

Aber dieser Aussaugungsprozeß beschränkte sich nicht nur auf die politische und militärische Sphäre, sondern griff - wenn auch mit feineren Mitteln - ebenso nach den kulturellen Werten des Volkstums: auf den alten Kultstätten der Germanen erbaute es triumphierend seine eigenen Kirchen und Kapellen, dem germanischen Brauchtum gab es eine christliche Zweckbestimmung, die ehrwürdigen Symbole germanischer Tradition verwandelte es in christliche Reliquien, die reichen künstlerischen Kräfte des germanischen Raumes verpflichtete es einseitig für den kultischen Dienst, zur Verherrlichung seiner Hierarchie und seines dogmatischen Gehaltes. Dieser Linie ist es bis in unsere Tage treugeblieben. Als die nationalsozialistische Bewegung die zahlreichen, aber bisher verschütteten Schätze des Volkstums erschloß, versuchte es sofort, mit Hilfe einer katholischen Volkstumswissenschaft diesen Gesundungsprozeß zugunsten seiner kirchlichen Interessen zu verfälschen.

Dieses hemmungslose Ausleben des kurialen Machtstrebens hatte aber für das Papsttum schwerwiegende Folgen. Da der Schicksalskampf des Papsttums seit jeher sich gegen das deutsche Reich als die größte Führungs- und Ordnungsmacht des germanischen Europas richtete, mußte es sich in Ermangelung eigener Kräfte notwendigerweise auf eine bunt zusammengewürfelte Phalanx von Hilfskräften stützen, die sich größtenteils aus den Gewalten der Zersetzung und Zerstörung, und innerhalb des deutschen Volkskörpers vor allem aus partikularistischen Elementen rekrutierten. Gregor VII. wiegelte in den oberitalienischen Städten die Patareni und Gazzari, d. h. die gestaltlosen städtischen Unterschichten gegen die deutsche Herrschaftsform auf, im dreißigjährigen Krieg lieferte die Politik des Vatikans Deutschland dem Vernichtungswillen der Unterrassen des indogermanischen Raumes aus, im Kampf gegen das Bismarckreich ging das ultramontane Zentrum ein Bündnis mit den partikularen Reichsfeinden (Polen, Elsässern, Welfen, Dänen und Sozialdemokraten) ein, und jetzt befindet sich das Papsttum in dem weltgeschichtlichen Ringen des Nationalsozialismus mit dem Bolschewismus im Lager der westlichen Demokratien. Verschwörungen, Mord, Auflösung des germanischen Gefolgschaftsverhältnisses, Aushöhlung des Treueides wie Zersetzung des Staats- und Volksbewußtseins sind die hervorstechenden Mittel dieser Politik. Dem germanisch-deutschen kosmischen Lebensgefühl und einheitlich-völkischen Ordnungswillen, die sich von der Mitgardvorstellung bis zu dem politischen Bekenntnis der nationalsozialistischen Parole: „Ein Reich, ein Volk, ein Führer!" wie ein weiter Bogen spannen, trat der vom Papsttum politisch ausgewertete christliche Dualismus gegenüber, der sich in der dogmatischen Auffassung von der Zweinaturenlehre Christi, in dem Gegensatz von Leib und Seele, von der civitas dei und civitas terrena und der Zweigewaltenlehre, sei es in der Form der Zweischwerter- oder Zweilichtertheorie, darstellt.

Digitized by Google

Die Gewinnung und der Einsatz dieser päpstlichen Hilfskräfte ergaben sich aber nicht in erster Linie aus der Verwirklichung der christlichen Idee, sondern wurden jeweils von dem Machtstandpunkt der Kurie diktiert. Darum verfolgte die päpstliche Politik zumeist nicht die Strategie einer steten und organischen Entwicklung, sondern die Taktik des Nützlichkeitsstandpunktes. Sie erhielt dadurch einen hauptsächlich dialektischen Wesenszug, da sie nur auf diese Weise die sich widersprechende Eigenart ihrer Hilfskräfte neutralisieren konnte und die Wendigkeit erhielt, jede neue Situation durch eine entsprechende Kräfteumgruppierung zu meistern. Diese Dialektik prägte die verschiedenartige politische Grundhaltung der einzelnen Päpste oder ganzer Papstreihen. Hatte ein Inhaber des Papststuhles sich festgefahren, sich auf eine ungünstige politische Konstellation festgelegt oder die Kraft seiner Bundesgenossen aufgezehrt, so vermochte jedes Konklave mit der Wahl eines Vertreters einer anderen politischen Richtung eine neue Operationsbasis zu schaffen. Gerade in den Epochen, in denen die Kurie ihre größte Stärke entfaltete, trat dieser dialektische Grundzug des Papsttums besonders deutlich zutage.

Während des Hochmittelalters äußerte er sich hauptsächlich in der Ablösung von Papstreihen der verschiedenen europäischen Nationen. Beherrschten unter Heinrich III. deutsche Vertreter den Vatikan – Stephan IX. (Friedrich von Lothringen) war der letzte deutsche Papst überhaupt –, so sah sein Sohn Heinrich IV. fast nur italienische Bischöfe als seine leidenschaftlichen Gegner auf dem Stuhle Petri. Zur Zeit der avignonesischen Gefangenschaft war der französische Einfluß vorherrschend; dagegen entsandte am Ausgang des folgenden Jahrhunderts Spanien in dem Geschlecht der Borgias seine berüchtigten Repräsentanten.

Als mit der Reformation nur noch Italiener aus dem Konklave hervorgingen, trat an die Stelle der nationalen die politisch-geistige Dialektik. Die Mediceerpäpste, deren Politik durch Weltlichkeit, äußeres Machtstreben, Feldherrntum, Kaufmannsgeist, Kunst- und Wissenschaftspflege gekennzeichnet war, löste eine Papstreihe ab, die mit Paul III., Julius III., Paul IV., Pius IV. und V., Gregor XIII. und Sixtus V. durch ihren inquisitorisch-mönchischen Geist der Gegenreformation zum Siege verhalf. Die Verschiedenartigkeit des Charakters der Päpste im Zeitalter des Kulturkampfes mag als weiteres Beispiel angeführt werden: dem finster-reaktionären Gregor XVI. folgte der anfänglich von einem zeitoffenen konservativen Gefühl und vom Fanatismus der Romidee erfüllte Pius IX., der wiederum sein problemreiches Erbe dem mehr feingeistigen und politisch schmiegsamen Leo XIII. hinterließ.

Als schwerstwiegende Folge aber der volkstumsfeindlichen magisch-transzendenten Grundlage des Papsttums ergab sich seine Preisgabe an die geschichtslosen Kräfte des europäischen Geschichtsablaufes. Sein Ausgangspunkt war der weltumspannende Missions- und Herrschaftsanspruch des absoluten Geistes gewesen. Aus diesem heraus hatte es den Universalitätsgedanken geboren, der das Papsttum im ganzen Hochmittelalter als Maxime leitete. Mit der Reformation zerbrach diese Ideenwelt: sie wurde durch das Nationalitätsprinzip abgelöst. Nunmehr bekannte sich das Papsttum eindeutig zu seiner romanischen Wesensart. Als aber im gegenwärtigen Jahrhundert die beiden führenden romanischen Nationen sich ihre autoritäre, faschistische Lebensform schufen und damit ihre nationale Bestimmung über ihre katholische Bindung stellten, geriet auch diese neue Basis des Papsttums ins Wanken. Aller gesunden bodenverhaf-

3 2013

Digitized by Google

teten Kräfte beraubt, warf es sich jetzt den internationalen Mächten, die sich in den Demokratien ein letztes Asyl gesichert hatten, in die Arme. Seit dieser Zeit liegt das Schwergewicht des Papsttums nicht mehr im Mittelmeerraum, sondern zwischen dem machtpolitischen Dreieck London-Washington-Moskau. Mit der Entwicklung von einer Institution des absoluten Geistes zu einem Partner der internationalen Mächte ist das Papsttum den Weg, den es nach dem Gesetz seiner Entstehung angetreten war, zu Ende gegangen.

II.

Den Blickpunkt vom Papsttum und der katholischen Kirche zu Kaiser und Reich wenden, heißt das Tor zu einer ganz anderen Welt öffnen.

Der Paarung Papst und Kirche steht die Gleichung Kaiser und Reich als Antithese, als wesensmäßiger und daher unaustilgbarer Gegensatz gegenüber. Der Wesensunterschied ist ein grundsätzlicher. Daher ist die Feindschaft zwischen diesen beiden politischen Ordnungen nicht vergleichbar der fruchtbaren, kräftezeugenden Spannung zweier entgegengesetzter Pole im magnetischen Feld, sondern der Andersartigkeit und daher einander ausschließenden Feindschaft der Urkräfte entgegengesetzter Elemente.

Kaiser und Reich sind der Abdruck der Seele des deutschen Volkes; sie sind Wesensgehalt und Bestimmung seiner Geschichte zugleich. Beide waren bereits als politisches Formprinzip der germanischen Stämme wirksam, bevor das deutsche Volk sich anschickte, die Werte des Germanentums im mitteleuropäischen Raum als weithin leuchtendes Banner aufzupflanzen, sie weltanschaulich in ihrer Tiefe zu ergründen und politisch in der Reichsordnung zur tragenden Grundlage Europas zu machen[15]).

Kaiser und Reich wurden zur eigentlichen Schicksalserfüllung des deutschen Volkes: sie umschlossen seine wahren geschichtsbildenden völkischen Kräfte, sie waren die gefestigten Ufer, zwischen denen der breite Strom seines Volkstums stolz und gesichert dahinströmte.

Kaiser und Reich bedeuten daher mehr als die bloße Summierung seiner geschichtlichen Kräfte und Taten: sie sind vergleichbar der politischen Idee des deutschen Volkes im platonischen Sinn, seiner Entelechie in der Deutung des Aristoteles. Darum blieben sie auch wirksam, wenn die politische Lebenskraft des Volkes erlahmte und zu zerrinnen drohte, darum werden sie dauern bis zum Atemhauch des letzten Deutschen.

Dem transzendenten Ursprung von Papst und Kirche, diesem starren System von oben nach unten, setzen Kaiser und Reich ihren Urgrund im Erdhaften, ihren aus dem völkischen Blutstrom gespeisten lebendigen Organismus entgegen. Sie sind die politische Prägung der Grundwerte von Blut und Boden. Losgelöst von diesen sind sie undenkbar, und dennoch strahlen sie in ihrem Symbolgehalt bis in den Bereich des Geheimnisvollen, in die Erhabenheit des Mythos.

Nachdem in der jüngeren Steinzeit die indogermanischen Völker westlich des Urals eine Blutseinheit, zugleich als Führungsschicht auch eine Blutordnung

[15]) Vergl. hierzu auch: H. Heimpel, Reich und Staat im Mittelalter in: „Deutsches Mittelalter". Leipzig 1941, S. 54.

Digitized by Google

geschaffen hatten, war die biologische Voraussetzung einer großzügigen politischen Zusammenfassung dieser volklich-vegetativen Kräfte gegeben. Anstoß und Führung mußten bei dem Volk liegen, dem nach Blutsreinheit und Blutsenergie, unterstützt durch die Gunst der geopolitischen Mittellage, der Primat zukam. Die Versuche großer Staatsmänner germanischer Stämme, im Bereich der Rand- und Außengebiete größere Reiche erstehen zu lassen, erwiesen sich als von kurzer Lebenskraft[16]). Dieser Weg stolzer Zeugnisse staatsschöpferischer Leistungen von Ermanarich über Alarich, Geiserich, Theoderich und Alboin ist uns heute ein lehrreiches Beispiel für die unabdingbare Gültigkeit des geschichtlichen Gesetzes, daß Staatsgebilde nur auf einer gesunden blutlichen Grundlage sich auf die Dauer behaupten können.

Auch die großangelegte Ordnung des gesamten indogermanischen Raumes des europäischen Kontinents durch die Merowinger und Karolinger war diesem Gesetz unterworfen. Weil diese bis in unsere Gegenwart beispielhaft wirkende Reichsgründung ihren Schwerpunkt nicht in einem rassischen Kerngebiet hatte, sondern in einem Raum, in dem die staatstragende Bevölkerungsschicht sich zu stark blutlich ausweiten mußte, um die unterworfenen, von zahlreichen Unterrassen durchsetzten Volkstümer staatlich zu formen und zu führen - die Hauptstadt Aachen lag z. B. in der Nähe der Bruchzone von Ost- und Westfranken -, ruhte sie in erster Linie auf den Schultern der wenigen genialen Staatsmänner dieser beiden Geschlechter, Chlodwig und Karl dem Großen. Sie war deshalb epochal, besaß jedoch nicht die Kraft, ein ganzes Geschichtszeitalter zu bestimmen.

Diese Aufgabe erfüllte das von Heinrich I. begründete Reich, das sich bewußt auf die Stämme des deutschen Volkes beschränkte. Sein Entstehungs- und Entwicklungsverlauf zeigt im Gegensatz zu der Machtgeschichte des Papsttums alle Merkmale der gesunden biologischen Wesensart eines staatlichen Organismus. Im Sinne der von Goethe in seinen „Wahlverwandtschaften" dargestellten Anschauung von der Wechselwirkung zwischen Systole und Diastole bedeutete es das sich auf einem kleineren Raum vollziehende, daher aber doch kräfteschöpfende Einatmen eines Volkskörpers, das ebenso wie bei der Atmung des Einzelmenschen auch bei diesem politischen Vorgang im Dienste der Blutsreinigung stand. Die Ausatmung, die volkliche und politische Ausdehnung, vollzog sich dann in verschiedenen Wachstumsstufen, wo sich Zelle an Zelle setzte, wo sich der Mittelpunkt des Blutkreislaufes oder des Zentralnervensystems je nach Aufgabe und Kräfteverbrauch verlagerte. Hatte ein Stamm sich in der Führungsaufgabe verbraucht und infolge des Wachstumsprozesses sowohl blutlich wie geopolitisch seine das Ganze bestimmende Kraft verloren, so gab er die Führungsaufgabe an einen anderen Stamm mit den besseren Vorbedingungen ab. So wanderte die Reichsgewalt von den Franken zu den Sachsen, von diesen zu den Saliern und Schwaben, um dann bereits an zwei Neustämme - die Ostmärker und Preußen - übertragen zu werden, und der Reichsmittelpunkt verschob sich vom Rhein unter den Karolingern zum Harz unter den Sachsen, um dann in Wien und Berlin bereits weit nach dem Osten vorgelagerte Lebens- und Machtzentren zu finden. So wurde dieser Wachstumsprozeß zugleich zu einem Verjüngungsprozeß und zu der Schicksals-

[16]) K. R. Ganzer, Das Reich als europäische Ordnungsmacht (Reich und Reichsfeinde Bd. 2, S. 15) weist mit Recht darauf hin, daß unter dem Gesichtspunkt moderner Reiche die Lebensdauer an sich beachtlich ist.

Digitized by Google

erfüllung der politischen Stoßrichtung des Reiches vom Westen nach dem Osten in das Herz des europäischen Kontinents.

Die Kraft der Reichsidee wuchs aus den tiefsten Schichten des volklichen Lebens. In den Hochzeiten geschichtlicher Macht gewann sie vollendete politische Gestalt. Dann überdachte sie den germanischen Lebensraum Europas; unter ihrem Schutz und durchflutet von ihren Energien entfaltete sich die machtvolle Reichsordnung vom baltischen und Nordmeer bis jenseits der Alpen und vom Kamm der Pyrenäen bis zu den trutzigen Zeugen deutsch-germanischer Kolonisations- und Wehrkraft am Peipussee und an der Newa[17]). Die wahre Mächtigkeit und Tiefe ihres politischen Gehalts trat aber auch dann hervor, wenn das staatliche Gehäuse zerbrach und ein politisches Chaos die weiten Räume europäischer Völker zertrümmerte. Dann kündete der Mund der Sänger, Geistesheroen und politischen Seher die Sehnsucht nach des Reiches Würde und Herrlichkeit. Die Rückerinnerung an den ewig waltenden Mythos der Reichsidee erschloß sich in Sage und Dichtung, und die Mahnung zur Reichserneuerung hallte aus den Rufen und Programmen neuer Gestalter wider. Dann wurde offenbar, daß der Gedanke des Reiches, der Wille zum Reich das eigentlich dauernde und tragende Prinzip im politischen Bereich des germanischen Raumes sind, daß sie aus einem Brunnen gespeist werden, der sein Wasser aus den zahlreichen unterirdischen Gängen und Adern des volklichen Urgrundes empfängt.

Aus diesem Grund erweist sich auch nur die geschichtliche Bewertung als richtig und von unumstößlicher Geltung, die mit der Blutstimme des Volkes im Einklang steht. Immer wieder ist in politisch erregten und fruchtbaren Zeiten der Versuch festzustellen, die führenden Persönlichkeiten durch Beinamen zur zeitlosen Geltung zu bringen oder in Umsturzepochen alte Götter zu stürzen und neue auf ihren Sockel zu erheben. Aber nur wenige dieser Wertsetzungen haben sich vor dem unbarmherzigen aber klaren Richterspruch des Volkes und damit der Geschichte behaupten können.

Es ist daher von tieferer Bedeutung, daß in der deutschen Geschichte nur die führenden Männer die Bezeichnung „der Große" erhalten haben, die als Vollstrecker der Reichsidee ihr Leben erfüllten. Am Anfang unseres klaren historischen Bewußtseins steht Armin. Er rettete Germanien vor dem imperialistischen Zugriff Roms und schuf damit für immer die völkische Voraussetzung für das germanische Reich. Jedoch sein Versuch einer Reichsordnung mißlang. Er selbst endete durch den Dolch der deutschen Zwietracht, seine Gemahlin bereicherte den Triumphzug des römischen Siegers um eine politische Sensation. Armin blieb, wie kaum ein zweiter, in der Erinnerung der deutschen Jugend lebendig, sein Denkmal von Ernst von Bandel im Teutoburger Wald wurde zur Weiheſtätte der Nation, die Siegfriedgestalt der deutschen Sage erhielt von ihm ihre Hauptzüge. Aber er ging nicht als „der Große" in die Geschichte ein, sondern in der Auszeichnung als Befreier Deutschlands fand seine politische Tat die entsprechende Wortprägung.

Anders bei Theoderich, dem König der Ostgoten. Er vereinigte aus gemeingermanischem Wollen die Völker gleichen Blutes am Gestade des Mittelmeeres und im seinem Hinterland: die Ost- und Westgoten, Wandalen, Alemannen und Thüringer zu einem wenn auch lockeren Reichsgefüge. Obwohl seine Reichsgründung die Epoche

[17]) R. Holtzmann, Der Weltherrschaftsgedanke des Mittelalterlichen Kaisertums und die Souveränität der europäischen Staaten. Hist. Zeitschrift 1939, Bd. 159, S. 251 ff.

Digitized by Google

seines persönlichen Wirkens kaum überdauerte, begriff das deutsche Volk mit seinem politischen Organ den Adel seiner Zielsetzung und rückte ihn mit dem Beinamen „der Große" in die Reihe der wenigen überragenden und allgemein anerkannten Gestalten seiner Geschichte. Er wird damit der eigentliche Vorläufer eines Karls des Großen, des Schöpfers des ersten großgermanischen Reiches mit seiner Reichweite vom Tal des Ebro bis tief nach Ungarn hinein, von der dänischen Mark bis Mittelitalien. Die gleiche Würde erlangte nach fast zwei Jahrhunderten Otto der Große, der bewußt in der Bahn Karls wandelnd, wenn auch auf engerem Raum, erneut ein Kaiserreich - das heilige römische Reich deutscher Nation - schuf.

Mit dem stolzen Geschlecht der Staufer, das, wie kein anderes, eine ganze Reihe großer Herrscherpersönlichkeiten herausstellte, ohne daß sie durch ein rühmendes Beiwort ausgezeichnet wurden, verfiel das Reich, und die Zeit der Territorialstaaten begann.

Aus der Unzahl der Herrscher dieser Teilstaaten ragt der brandenburgische Friedrich Wilhelm als „der Große Kurfürst" - aber nicht als der Große schlechthin - hervor, durch diese feine sprachliche Unterscheidung bewußt als Territorialfürst ausgezeichnet, nicht als Herrscherpersönlichkeit von Reichsgeltung. Nur Friedrich II. von Preußen reckte sich wiederum zu dieser einsamen Höhe empor, zwar noch Territorialfürst und scheinbar Aufständischer wider das Reich, der aber in dem entscheidenden Ringen mit dem Habsburgerreich, in der Bewährung Preußens als zukunftstragender Staat die kleindeutsche Reichsgründung Bismarcks vorwegnahm, als er die Reichsarmee dem Spott Europas aussetzte und die „fritzisch" Gesinnten jenseits der Grenzen seines Staates für sich gewann. Gewiß besaß seine Wertauszeichnung vorläufig nur in seinem eigenen Staate Geltung. Es blieb der großdeutschen Geschichtsauffassung des Nationalsozialismus vorbehalten, ihr den unbedingten Charakter zu verleihen.

Umso kennzeichnender ist es, daß der Hohenzoller, unter dem sich die zweite Reichsgründung vollzog, nicht als „der Große" seinen Platz in der Geschichte einzunehmen vermochte, obwohl allzu vorlaute Panegyriker ihn mit diesem Beinamen zu zieren versuchten und noch manche Aufschriften der Denkmäler dieses Herrschers Zeugnis ihres vergeblichen Bemühens ablegen. Der eigentliche Schöpfer aber dieses kleindeutschen Reiches, Bismarck, erhielt in der Bezeichnung „Reichsgründer" oder „des Reiches Schmied" bereitwillig vom Volk und der Geschichte den ihm zustehenden Tribut.

Der Mythos des Reiches ist so eng mit der geschichtlichen Gerechtigkeit verknüpft, weil er im Leben des Volkes wurzelt. Er duldet daher keine falschen Götter auf seinem Olymp. Jedoch spendet er den Gestalten, die sich im Dienste des Reiches verzehrten, eine gefühlserregende geheimnisvolle Kraft, so daß die Phantasie des Volkes ihnen im Bereich der Sage ein zweites noch tieferes Leben verlieh. Theoderich der Große umschließt als Dietrich von Bern mythenhaft gesteigert seine volkliche und staatliche Wirksamkeit: die Sage knüpft an seinen Ritt in die Unendlichkeit den Wunsch des Volkes nach seiner Wiederkehr. Karl der Große ruht für das Volk nicht in der Gruft zu Aachen, sondern im Unterberg als Garant der Wiedererstehung seines Reiches. Ein ähnliches Schicksal wurde dem letzten großen Staufer Friedrich II. zuteil. Aber gerade als ob das Volk trotz der Würdigung der Größe seines Kampfes mit dem Papsttum seine Reichsentfremdung vermerkt habe, übertrug es dieses Sagenmotiv auf Barbarossa, dem nach außen leuchtendsten Sproß dieses Geschlechtes, unter

Digitized by Google

dem des Reiches Herrlichkeit auf dem Mainzer Hoftag wie im Abendglanze stolz und doch bereits elegisch erstrahlte. Ihn umkreisten fortan die Hoffnungen des deutschen Volkes wie die Raben seinen Ruhesitz im Kyffhäuser, jenem Berg im Herzen der deutschen Landschaft. Und niemand wird leugnen, daß auch Bismarck, den Alten im Sachsenwald, bereits die mythenbildenden Züge der Sage umwittern, obwohl er noch im grellen Lichte des Gegenwartsbewußtseins steht.

Gerade die nahezu inbrünstige Art, mit der sich die Sage der Reichsidee und ihrer Träger bemächtigt hat, zeigt eindrucksvoll, daß „das Reich" keineswegs nur die politische Gestaltungskraft des deutschen Volkes umschließt, sondern als Inbegriff seines gesamten Wesensgehaltes von einer Mächtigkeit und Vielfalt ist, deren Spannweite von der Staatsräson der führenden Männer bis zu den geheimsten Regungen der Volksseele reicht. Das Reich ist das „deutsche Urwort"[18]), unvergänglich, unzerstörbar, unausschöpflich. Es ist das immerseiende und immergebärende Plasma deutschen Lebens und deutscher Art, das auch seine Keimkraft nicht verliert, wenn das politische Gehäuse zerbricht oder zerstört wird.

Dieses „innere Reich" ist von einer solchen Mächtigkeit, aber auch grundlosen Tiefe und formtragenden Dynamik, daß die gestaltenden Kräfte des Reichsgedankens sie nur vorübergehend oder nur zum Teil bändigen und prägen konnten. „Wir könnten es in tausend Bildern fassen und würden es doch nicht völlig abbilden"[19]. Herder[20]) verglich Deutschland sinnvoll mit einem „Staatskörper, der seine Kräfte nicht immer kannte, sie also auch nicht zu einem gemeinschaftlichen Zweck mit gehaltener Festigkeit anwenden konnte, ja vielmals zu falschen und fremden Zwecken gegen sich selbst mißbrauchte".

Das Papsttum krankte an einem Mangel eigenwüchsiger Kräfte und wurde zum machtpolitischen Polypen: bei ihm überwog die Organisation die Substanz.

Das Reich der Deutschen litt unter der Überfülle kräftezeugenden Lebens und verströmte sich daher oft an wesensfremde Ziele: bei ihm überwog die Substanz die Formkräfte.

Das Papsttum und die Hierarchie unterlagen daher in zunehmendem Maße dem Gesetz der Statik: das Reich dagegen verjüngte sich stets dank seiner ungebrochenen Dynamik.

Diese Kraft der steten Erneuerung verdankte es der Tatsache, daß unter dem politischen Machtstrom, der Rom eindeutig beherrschte, sich breit und unergründlich der Strom „der deutschen Innerlichkeit" ergoß. Er befruchtete die deutschen Gefilde, wenn der Reichsbaum verdörrte, und sobald ein neuer politischer Frühling anbrach, konnte aus seinem Mutterboden der Baum des Reiches neue Lebenssäfte ziehen. Wenn das Schwert zerbrach, dann erklang die Leier umso mächtiger.

Als das erste Reich seine Formsicherheit verlor und in seiner politischen Kraft unter dem Staufergeschlecht erlahmte, da waren es die Minnesänger und großen Epiker, die das Reichserbe bewahrten und es als Träger des „inneren Reiches" in eine neue politische Schöpfungsperiode retteten. An ihrer Spitze steht Walther von der

[18]) M. Wehner, Das unsterbliche Reich. München 1933. S. 17. — [19]) M. Wehner, ebd.

[20]) J. G. Herder, Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands. Ges. W. Rütten u. Loening, Bd. 3, S. 177 f.

Digitized by Google

Vogelweide. Seine Lieder waren politische Kampfrufe: sie verteidigten, unbeirrt von den verschiedenartigen Schicksalen der Reichsträger, die Selbständigkeit der deutschen Kaiserwürde gegenüber dem römischen Herrschaftsanspruch. Er durchmaß auf seinen zahlreichen Fahrten den gesamten Raum des Staufferreiches und atmete den ideellen Gehalt des indogermanischen Europas ein, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß „deutsche Zucht" doch die eigentliche Hochform des Wesens aller Völker sei. Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach stellten die Helden ihrer Epen, die sich wie Monumentalbauten über dem europäischen Kontinent wölbten, als Reichsbürger germanischer Ritterlichkeit dar[21]). Die Ideale, für die sie lebten und um die sie kämpften, sind die Grundwerte altgermanischer Sippenordnung: Zucht, Ehre, Tapferkeit, Treue, Heil und Frieden. Von der Mitgardvorstellung und der Tischgemeinschaft der Götter auf dem Olymp führt ein gerader Weg zu der Tafelrunde des Königs Artus; im Gralsberg feiert die altgermanische Anschauung vom Weltberg ihre christlich verbrämte Auferstehung. Der Untergang der Nibelungen wird im Lied von derselben altnordischen Tragik umwoben, die das Hildebrandslied oder manche isländischen Sagas erfüllt. Im Sängerkrieg auf der Wartburg stritten die besten Repräsentanten um die unvergänglichen Werte germanischer Tradition und erhoben damit diese Grenzfeste Thüringens zur heimlichen Hauptstadt des „inneren Reiches".

In dieser Herzlandschaft des indogermanischen Europas seit der grauen Vorzeit der Schnurkeramiker brach drei Jahrhunderte später Luther den völkischen Urgrund Deutschlands auf. An seiner einfachen Tafelrunde in Wittenberg versammelten sich wie am Hofe eines ungekrönten Königs die Sendboten aller Länder Europas, in die dereinst sich der germanische Blutstrom ergossen hatte, und die jetzt auf seinen reformatorischen Weckruf laute Antwort gaben.

Wiederum nach drei Jahrhunderten wurde Thüringen erneut zum geistigen Mittelpunkt des indogermanischen Raumes: von hier aus weckte Herder, begleitet von den Stimmen Goethes und später Rankes, das Volkstum der jungen ungebrochenen Völker zu neuem Leben, er durchbrach die Grenzpfähle enger nationalstaatlicher Ordnung und steckte bereits die geistigen Umrisse eines neuen Europas ab, das heute seiner politischen Vollendung entgegengeht.

Gerade in den dunklen Tagen deutscher Geschichte, in den Epochen des Niederbruches blinkten diese Leuchtfeuer der Reichsidee weithin strahlend auf und bewahrten das Reichsschiff vor dem Scheitern in stürmischer Nacht. Sogar noch in der Zeit religiöser Selbstzerfleischung im 17. Jahrhundert schürte Grimmelshausen in seinem Simplizissimus das Reichsbewußtsein wie einen glimmenden Funken. In der napoleonischen Epoche erhob Schiller den Reichsgedanken zur politischen Idee seiner Wallensteintrilogie, und in der Restaurationszeit überwand Grillparzer mit seinem Drama „Ein Bruderzwist in Habsburg" die Enge Metternichschen Staatsdenkens. Als das Bismarcksche Reich den Fesseln des Versailler Diktates zu erliegen drohte, da reckten sich seine Geistesheroen empor, durchpflügten mit heißer Leidenschaft die Geschichte ihres Volkes und brachten eine reiche Ernte an dichterischen Bekenntnissen zum Reichsgedanken ein.

[21]) Fr. Panzer, Deutsche Heldensage und deutsche Art. Frankfurt a. M. 1925.
W. Lutz, Wolfram von Eschenbach und die Gestaltung des Reiches. Nationalsoz. Monatshefte 1941. Heft 134.

Digitized by Google

Alle diese Dichtungen - sei es als Versuch oder Vollendung - von den Reichsgründern der Völkerwanderungszeit, von dem Ringen der großen Kaisergeschlechter des Mittelalters mit dem Papsttum, von den tragischen Gegenspielern im Kampf um die Reichsgestalt: Karl dem Großen und Widukind, Barbarossa und Heinrich dem Löwen, Bismarck und Habsburg, von den Herolden zukünftiger Reichsherrlichkeit, deren Reihe von Walther von der Vogelweide über Hutten bis zu den „Liedern der Getreuen", diesem einmaligen Reichsbeitrag der österreichischen Hitlerjugend, reicht, sind Zeugnisse von dem einen großen Dom, der alle Deutschen umschließt, von der einen großen Sehnsucht, die alle Deutschen durchglüht: dem Reich.

Es soll zugegeben werden, daß viele dieser Werke, aus einer politischen Notlage hervorgerufen und mit einer politischen Zielsetzung geschrieben, mehr den Charakter eines politischen Lehrstückes haben als die letzthin gültige künstlerische Formung einer politischen Idee. Es ist auch erklärlich, daß oft das Pathos des heroischen Dramas, die politische Leitlinie der „Haupt- und Staatsaktionen", die gefühlvolle Teilnahme an dem tragischen Schicksal frühvollendeter Gestalter deutscher Geschichte, wie sie das Leben Arminis, Alarichs oder des letzten Staufen Konradins umhüllt, den Sinn für epochale Probleme und die zuchtvolle und doch lebenserfüllte Sprachgewalt überwiegen.

Entscheidend und für das deutsche Wesen kennzeichnend bleiben aber die Werke, in denen der tiefere geistige Gehalt der politischen Vorgänge sichtbar gemacht wird, in denen das „innere Reich der Deutschen" in seiner ewigen Lebenskraft ersteht. Nur im deutschen Raum, wo die Auseinandersetzung mit der Reichsidee die Seele des Volkes bis in ihren Urgrund bewegt, konnte Paul Ernst mit seinem Kaiserbuch ein Epos von zeitloser Gültigkeit und solchem Gedankenreichtum schaffen, konnte der geschichtliche Tatbestand des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum eine so geistige Vertiefung erhalten wie in den Dramen „Canossa" von Paul Ernst und „Gregor und Heinrich" von Kolbenheyer, konnte Josef Magnus Wehner sein Bild vom „unsterblichen Reich" mit den Farben metaphysischer Deutung zeichnen. Nur bei der Begegnung mit einer erhabenen und doch volksnahen Idee, wie sie der Reichsgedanke ist, konnte das Bekenntnis zu ihr, die sprachlichen Mittel des Alltags und des billigen Reimes mißachtend, sich in einem solchen feierlichen Gewand erfüllen, wie es in den Hymnen Barthels „Dem inneren Vaterland" und „Dom aller Deutschen", in den Sonetten Gerhard Schumanns „Lieder vom Reich" oder in den freien Rhythmen Linkes „Das Reich" geschieht.

Nur eine kleine Auslese aus dem Reichtum der vielfältigen Äußerungen der deutschen Seele zu ihrem politischen Urprinzip kann hier geboten werden[22]). Sie dürfte aber genügend Überzeugungskraft besitzen, um den eigentlichen Wesensunterschied zwischen Papsttum und Kirche einerseits und Kaiser und Reich andererseits darzutun. Dort ein äußerlich imposantes Machtgebäude der verschiedensten Stilarten, durch einen metaphysischen Auftrag errichtet mit den Bausteinen der Bluts- und Geistestribute der einbezogenen Völker, gestützt durch ein Gerüst klug ausgewogener Rechtskonstruktionen, behangen mit dürftigem legendaren Schmuck, in dem der Papst

[22]) Vergl. hierzu: A. Mulot, Das Reich in der deutschen Dichtung unserer Zeit. Stuttgart 1940.
H. Langenbucher, Volkhafte Dichtung der Zeit. Berlin 1940.
Die Dichtung im Kampf des Reiches. Weimarer Reden 1940. Hamburg 1940.

Digitized by Google

als Herrscher thront, von dem aus seine Willensäußerungen als lateinische Enzykliken, Bullen und Allokutionen richterlich mahnend und aburteilend oder als Bannfluch zur höchsten Lebensvernichtung gesteigert, um den Erdenball dringen; wo sich ihm die Gläubigen byzantinisch zum Hand- oder Fußkuß nahen, die überirdische Kraft seines Segens zu erlangen – das Ganze eine großartige und doch seelenlose Synthese römischen Machtwillens und orientalischer Artung. Hier die Gestaltwerdung einer Idee, hervorgegangen aus dem unergründlichen völkischen Mutterschoß, nach dem Blutsgesetz des Werdens sich erfüllend und daher in jeder neuen Geschichtsepoche in neuem Gewand erstehend, in ungebändigtem Schöpfungsdrange neue Werte in Überfülle schaffend, daher die Formen oft zersprengend; jedoch unter der Hand großer Staatsmänner die gewaltigsten politischen Ordnungen zeugend, raumausgreifend und doch raumbezähmend, kräftezehrend und doch kräftesteigernd, die äußere Macht ablehnend und doch den ihr ergebenen Menschen als Ganzes fordernd, nach dem ungeschriebenen Gesetz:

„Wer sich dem Reich verschrieb,
Ist ein Gezeichneter."

(Gerhart Schumann)

Diesem Ideengehalt des Reichsgedankens entspricht auch seine symbolische Darstellung des Kaisertums. Seine Sinnbilder entstammen der langen Kette germanischen Ahnenerbes, das sich gerade in ihnen trotz mancher Überfremdungsversuche am klarsten erhalten hat.

Otto Höflers[23]) Forschungen haben ergeben, daß sich die deutschen Könige bis zur Stauferzeit als Nachkommen der germanischen Götter – insbesondere Wotans – betrachteten. Der übersinnlichen charismatischen Sukzessionsidee des Papsttums steht die in der Gottheit verankerte Blutstradition des Königtums gegenüber. Aus dieser Anschauung erklärt sich auch der Symbolwert der Königsinsignien.

Die Königslanze hatte in dem Speer des Gottes Wotan ihren Ursprung. Aus dem Bewußtsein der Geschichtsschwere dieses Symbols heraus erklärt sich das Bestreben der römischen Kirche, sie in die heilige Lanze des Longinus oder des Mauritius umzufälschen, ein Beginnen, das erst mit dem Wiedererwachen des germanischen Kontinuitätsgedankens in der Gegenwart seine Erfolgsmöglichkeiten verlor. Noch tiefer ist in der germanischen Welt das Reichsschwert als Symbol verankert. Soweit das Licht der Geschichtsforschung in die Vorzeit unserer Ahnen dringt, spielt das Schwert eine beherrschende Rolle. Bereits in der Bronzezeit hatte die germanische Schwertschmiedekunst eine einmalige Höhe erreicht. Berühmte Schwerter gingen mit ihren schicksalbeladenen Namen, wie Balmung, Minne, Nothung, in die Sage ein; der Schmied Wieland wurde der Vermählung mit einer Königstochter für würdig erachtet, und das Schwertmotiv in Wagners Oper Siegfried ist wohl die strahlendste und kraftvollste Klangfolge der deutschen Musik überhaupt. Wenn das Schwert als Reichskleinod diesen hohen Symbolgehalt erlangen konnte, dann nicht nur aus der germanischen Tradition heraus, sondern auch weil die Schwertmission der eigentliche Wesensinhalt des Kaisertums ist.

[23]) O. Höfler, Das germanische Kontinuitätsproblem. Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands. Hamburg 1938.

Digitized by Google

Trotz spärlicher Quellen ist der erste Versuch einer Reichsgründung auf germanischem Boden eindeutig bestimmt. Armin der Cherusker handelte aus dem Protest gegen Rom heraus. Als junger Offizier der römischen Legion, die, seit der Reform des Marius als buntvölkische Organisation allein auf den soldatischen Grundelementen des Befehls und Gehorsams beruhend, nur noch eine Funktion der imperialen Machtidee war, appellierte er an das Blutsgefüge und Freiheitsbewußtsein seines eigenen Stammes und der Nachbarsippen. Aus dem römischen Legionsoffizier war der germanische Gefolgschaftsführer, aus dem Soldaten der politische Willensträger eines ganzen Volkes geworden. Der Sieg im Teutoburger Wald bildete die Voraussetzung und Grundlage des von ihm erstrebten Reiches.

Theoderichs des Großen Reichsgründung erhob sich auf der gleichen Grundlage. Als Heerkönig der Goten schuf er durch die Besiegung des oströmischen Kaisers und Odoakers den notwendigen Lebensraum, mit der Schwertkraft der Goten, die er als Kriegerstand blutsrein gegenüber der unterworfenen römischen Mischbevölkerung zu erhalten suchte, sicherte er ihn. Als Führer seines Volkes (= rex = got. reiks), nicht als Imperator oder Augustus tritt er uns in den Urkunden entgegen[24]).

Auch das Kaisertum Karls des Großen wurde trotz des Krönungsaktes in Rom in erster Linie durch die Schwertmission bestimmt. Bei diesem Herrscher, der sich fränkisch kleidete und sprach, der den Monaten und Winden deutsche Namen gab, der die Lieder seines Volkes sammelte, ist das fränkische Königtum die Vorstufe des Kaisertitels[25]).

Er erstrebte die Kaiserwürde, um auf diese Weise die Gleichberechtigung seines großgermanischen Reiches gegenüber dem byzantinischen Kaisertum zu erlangen[26]). Wenn er dem Papst Leo III. erklärte, die römischen Sorgen seien klein im Verhältnis zu den Gefahren der abendländischen Christenheit aus dem Osten[27]), so doch deshalb, weil die Stoßrichtung seiner Politik nicht vornehmlich nach dem Süden gerichtet war, sondern nach dem Ziel deutscher Siedlungsbestimmung, nach dem Osten, und weil für ihn die germanische Schwertmission nach dem Osten gegenüber der ihm vom Papst zugemuteten universalen Aufgabe als defensor christianitatis den Vorrang hatte.

Im Prolog zu den „libri Carolini", einer 792 gegen Ostrom verfaßten Staatsschrift Karls wird die Antike ausdrücklich verworfen und ihr die bessere fränkische Königsherrschaft gegenübergestellt[28]).

Karl der Große begründete die fränkische Tradition des Kaisertums, die auf der Schwertgewalt beruhte und über die Jahrhunderte lebendig blieb. Gotfrid von Viterbo betont in seinem Speculum regum, daß Karl der Große das Kaisertum durch eigene Kraft (suis viribus) erworben, daß er es seinem Erbrecht - er stamme gleich den Römern von den Trojanern ab - und seinem Schwert verdanke. Besonders Leo-

[24]) G. Vetter, Die Ostgoten und Theoderich. Stuttgart 1938.

[25]) H. Heimpel, Frankreich und das Reich. Hist. Zeitschrift, Bd. 161, S. 233. F. A. Six, Reich und Westen. Bln. 1940. S. 9.

[26]) H. Heimpel, a. a. O. S. 233.

[27]) A. Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Vergl. Studien z. Deutschen Rassen-, Kultur- und Staatsgeschichte, Bln. u. Leipzig 1937. S. 651.

[28]) A. Dopsch, Der Reichsgedanke zur Zeit der Karolinger. S. 135.

Digitized by Google

pold von Bebenberg und Heinrich von Herford leiten das Kaiserrecht aus dem Kriegsrecht ab[29]); als sich im 13. und 14. Jahrhundert die Gleichsetzung von regnum und imperium ergab, bedeutet dies in Wirklichkeit den Sieg der kaiserlichen Theorie.

Otto von Freising läßt zur Zeit Barbarossas die deutschen Krieger der römischen Gesandtschaft 1155 zurufen:

„Nicht arabisches Gold, deutsches Eisen gibt Euch Euer Herr für die Krone, so kaufen die Franken das Reich"[30]).

Am stärksten ist aber die germanische Anschauung von der Kaiserwürde bei Widukind von Korvey, dem Darsteller der Sachsenzeit, ausgeprägt.

Widukind von Korvey, ein Adelssproß des niedersächsischen Stammes, lebte in einer Epoche, in der Christentum und Germanentum im deutschen Raum die engste Verbindung eingingen, in der aber in den beiden politischen Kristallisationspunkten Magdeburg und Rom die Spannweite und Gegensätzlichkeit des politischen Kraftfeldes am deutlichsten in Erscheinung trat. So sehr für die römisch-christliche Geschichtsschreibung die Kaiserkrönung Ottos I. in Rom 962 den Höhepunkt und programmatischen Akt bildet, so sehr ist für die germanisch-deutsche Tradition die Tatsache, daß der in Rom gekrönte Kaiser im Dom zu Magdeburg ruht, in der Stadt, die er als Metropole eines Wirkungsbereiches bis Kiew ausbaute, von der er auf seinem Standbild in das weite Ostland blickt, bestimmende Verpflichtung. Es ist deshalb von besonderer Bedeutung, daß der Historiker der Sachsenzeit das Kaisertum Ottos I. nicht auf die translatio imperii in Rom, d. h. auf einen päpstlichen Akt zurückführt, sondern auf jenen Schlachtensieg Ottos auf dem Lechfeld gründet, der den Bestand des deutschen Reiches endgültig vor der Invasion der asiatischen Ungarn sicherte, d. h. auf den stärksten Erfolg seiner Schwertmission gegen den Osten.

Widukind läßt das Heer seinen siegreichen Führer nach der Schlacht in Erfüllung eines altgermanischen Brauches durch acclamatio zum imperator-Kaiser erheben: „Triumpho celebri rex factus gloriosus ab exercitu pater patriae imperatorque appellatus est"[31]). Obwohl Otto sich in seinen eigenen Urkunden erst vom Jahre 962 als Kaiser bezeichnet hat, legt ihm Widukind in seiner Chronik seit dem 10. August 955 den Titel imperator bei. Daß es sich bei ihm keineswegs um eine persönliche und einmalige Auffassung handelt, erhellt aus einer Trierer Urkunde, die vier Wochen nach der Schlacht auf dem Lechfeld ausgestellt ist, in der es heißt, daß im gleichen Jahr der ruhmreiche König und Kaiser die Ungarn besiegte und sie dem Römischen Reich unterwarf[32]).

Die römische Kaiserkrönung dagegen erwähnt Widukind überhaupt nicht. Obwohl er dem Stand der Kleriker angehört, ist bei ihm ebenso wie bei dem Bischof Otto von Freising das germanische Blutserbe noch so mächtig und ungebrochen, daß er das deutsche Kaisertum nicht als Folge eines kirchlichen Vorganges außerhalb der deutschen Grenze, sondern als Folge einer nationalen Tat, errungen auf dem Schlachtfeld im deutschen Lebensraum, erfaßt. Der sieghafte oberste Kriegsherr wird ihm zum Kaiser,

[29]) E. E. Stengel, Den Kaiser macht das Heer. Stud. z. Gesch. eines politischen Denkens. Weimar 1910. S. 38 ff. — [30]) E. E. Stengel, a. a. O. S. 30/31.

[31]) J. Haller, Das Altd. Kaisertum. Stuttg., Bln., Leipzig 1926. S. 32/33.

[32]) E. E. Stengel, a. a. O. S. 17/18.

Digitized by Google

das Kaisertum zu dem machtmäßig überhöhten Königtum. Beide haben die gleiche Grundlage und Zielsetzung.

Mit der Auffassung, daß das Heer den Kaiser macht, berührt Widukind jenen Quell germanischer Kontinuität, der von der altgermanischen Schilderhebung bis in unsere Gegenwart fließt. Ebenso wie nach der Darstellung Widukinds die Schlacht auf dem Lechfeld die Geburtsstunde des ersten Reiches war, ebenso erstand auf den Schlachtfeldern Frankreichs das zweite, das Bismarcksche Reich. Im Hauptquartier zu Versailles fand der Krönungsakt statt; bei ihm umgaben den neuen Kaiser die Führer des siegreichen Heeres als soldatische Paladine. Und ist nicht Adolf Hitler, nachdem er aus eigener Kraft - suis viribus - Führer des deutschen Volkes geworden ist, durch die Feldzüge der letzten Jahre, insbesondere durch den mythoshaften Kampf in den weiten russischen Ebenen zum ungekrönten Führer des von ihm erschaffenen indogermanischen Reiches erstanden ? -

Den Papst macht das metaphysisch begründete Amtscharisma, den Kaiser machen die auf der Blutskraft seines Volkes beruhenden Taten seiner Schwertmission:

exercitus facit imperatorem!

III.

Zeigt die Frage nach dem Wesen des Papsttums und Kaisertums die Andersartigkeit und zugleich Vielgestaltigkeit dieser beiden großen Geschichtsphänomene sowohl nach ihrer Struktur als auch nach ihrer Entwicklung, so ist es einleuchtend, daß auch der einen ganzen geschichtlichen Aon erfüllende Kampf dieser beiden Gegner großen Formats zwar von eindeutig bestimmten Grundkräften getragen wurde, in seiner Erscheinungsform jedoch in den jeweiligen Epochen ein sehr verschiedenartiges, oft kontrastreiches, zuweilen aber auch wenig klares Bild darbietet. Für die Gesamtbetrachtung sind aber folgende Wesensmerkmale von ausschlaggebender Bedeutung:

1. Bei der Entstehung des Kampfes handelt es sich um den Aufeinanderprall zweier großen Offensiven.
2. Die beiden gegnerischen Mächte waren in allen entscheidenden Kampfabschnitten sich ihrer grundsätzlichen unüberbrückbaren Gegensätzlichkeit bewußt.
3. Die eigentlichen Grundkräfte traten nicht in einer ihr wahres Wesen enthüllenden Reinheit auf das Kampffeld, sondern verhinderten oft infolge ihrer Zusammensetzung aus verschiedenartigen Bestandteilen klare Frontbildungen.
4. Das jahrhundertelange Ringen beider Mächte war zwar äußerlich zumeist ein Machtkampf staatlich-politischer Gewalten, im Grunde aber die tiefer gelagerte Auseinandersetzung geistig-weltanschaulicher Energien.
5. Daher erhob sich im Gefolge des staatlich-politischen Kampfes oder auch unabhängig von ihm immer wieder - in fast gleichen rhythmischen Wellen - aus der Tiefe der indogermanischen Grundlage Europas der gewaltige Protest gegen die Machtpolitik und weltanschauliche Überfremdung durch Rom und die Kräfte des Mittelmeerraumes.

Die großgermanische Völkerwanderung hatte die blutlichen Grundlagen des ersten Reiches gelegt. Seit dem Ende der Bronzezeit waren die germanischen Stämme aus ihrem rassischen Kerngebiet nördlich des Harzes und der Westfälischen Pforte in zahl-

Digitized by Google

reichen Wellen während eines ganzen Jahrtausends vornehmlich in nordsüdlicher Richtung, aber auch nach dem Südosten und Westen zur Landnahme vorgedrungen, sie hatten schließlich den Limes überflutet und von weiten Teilen des Römerreichs Besitz ergriffen. Diese völkische Ausbreitung fand in der staatlichen Offensive der Merowinger und Karolinger ihre Fortsetzung. Sie führte zur Errichtung des ersten großgermanischen Reiches, zugleich aber auch zur Auseinandersetzung mit der Papstkirche.

Denn ebenso wie das Germanentum aus seinem ursprünglichen Bereich infolge seiner wachsenden völkischen Kräfte in die weiten Gebiete des europäischen Kontinents vorstieß, ebenso war der römische Katholizismus in der gleichen Zeit von einem gewaltig ausgreifenden Missionsdrang erfüllt.

Seine Offensive wurde allerdings von andersartigen Kräften getragen und unterlag auch einem völlig anderen geopolitischen Gesetz.

Unter Kaiser Augustus konnte sich das römische Imperium als gebietsmäßig gesättigt und staatspolitisch vollendet betrachten. Nur an zwei Stellen hatte es offene Wunden: im Osten an der persischen Grenze und im Norden bezw. Nordwesten in den von den Germanen bedrohten Provinzen. Der ursprünglich auf einer nordischen Grundlage errichtete römische Staat sah sich, nachdem er seine einheitliche völkische Substanz in den punischen und Bürgerkriegen verloren hatte, von Völkern bedroht, die ihr nordisches Erbe besser erhalten hatten. Er war in zunehmendem Maße zu einem Tiefdruckgebiet geworden, in das die Kräfte der benachbarten Überdruckgebiete einzuströmen suchten. Das Neuperserreich im Osten, in dem die auf dem Hochplateau von Iran bewahrten indogermanischen Kräfte eine staatliche Nachblüte erlebten, stellte - staatspolitisch gesehen - für das Römerreich nur ein Grenzproblem von beschränktem Ausmaß dar. Dagegen erlangte sein geistig-religiöser Einfluß eine bisher noch nicht klar erkannte Bedeutung. Wie der römische Staat der kulturellen Welle des Griechentums um die Mitte des ersten Jahrtausends v. d. Ztr. keine nennenswerten eigenen Kulturkräfte entgegenzusetzen vermochte, so war er auch der zweiten großen Welle aus dem vorderen Orient um die Zeitenwende fast willenlos preisgegeben[34]).

Im Rückstoß auf den gewaltigen geistigen Ausgriff des Hellenismus nach dem Osten im Reiche Alexanders des Großen erfolgte nunmehr das Eindringen der religiösen und kulturellen Anschauungen des vorderen Orients nach dem Westen. Insbesondere mit dem Siegeszug der beiden synkretistischen Religionen, der Mithrasverehrung und des Christentums, erfüllten nordische Wertgehalte und Symbole in eigentümlicher Mischung mit orientalischen Vorstellungen und Kulten den weiten römischen Raum und gingen hier in dem Gebäude der entstehenden römischen Papstkirche ein Bündnis mit der imperialen Idee ein[35]).

Die synkretistische Struktur des Christentums hatte zwei schwerwiegende Folgen. Sein nordischer Wesenszug, den es zu einem Teil der Persönlichkeit seines Begrün-

[33]) E. E. Stengel, a. a. O. S. 23/25.
[34]) Fr. Altheim, Rom und der Hellenismus. Amsterdam/Leipzig, o. J.
[35]) R. Reitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen. Bln. u. Leipzig 1910.
R. Reitzenstein u. H. H. Schaeder, Studien zum antiken Synkretismus aus Iran und Griechenland. Leipzig 1926.
B. Heigl, Antike Mysterienreligionen u. d. Urchristentum. Bibl. Zeitfragen, 13. Folge, Heft 11/12.

Digitized by Google

ders verdankte, zum anderen aber dem Beitrag, den es aus den Lehren Zarathustras im Iran und der indoarischen Kultur der Rigwedazeit übernommen hatte, gab ihm in Verbindung mit den Elementen der jüdischen Religion und der kleinasiatischen Mysterienkulte jene Doppelpoligkeit, die seinen Schicksalsweg zu den germanischen Völkern bestimmte.

Infolge dieser Ambivalenz wirkte es auf die Germanen zugleich abstoßend wie anziehend[36]), bildete es keine klaren Fronten der Auseinandersetzung, sondern rief es einen dauernden Kampf um seine sich widersprechenden Grundwerte hervor, der im germanischen Raum am tiefsten geführt wurde, ja in den Religionskriegen den Charakter der Selbstzerfleischung annahm. Gerade sein synkretistisches Wesen diktierte ihm die Notwendigkeit und verlieh ihm die Fähigkeit, mit den Volkstumskräften der missionierten Völker eine Symbiose einzugehen, sich dadurch neu belebend, die missionierten Völker zugleich in seinen Machtbann ziehend und sie ihrer eigenwüchsigen Kräfte weitgehend beraubend.

Zum andern erhielt das Christentum als synkretistische Religion die Eigenschaften, die es dem spätrömischen Staat wesensverwandt machten, so daß es zur Staatsreligion emporsteigen und nach dessen Zusammenbruch sein politisches Erbe übernehmen konnte. Der völkischen Vielgestalt des Imperiums auf politischem Gebiet entsprach die Buntheit der religiösen Motive des Christentums auf geistigem Gebiet. Wie das gestaltlose Völkerchaos nach der Zeit der Antonine nur noch durch die Diktatur „in Form" gehalten werden konnte, ebenso bedurfte das Christentum als Konglomerat zahlreicher heterogener Elemente einer straffen klar gegliederten Organisation. Bereits die zahlreichen Dogmenkämpfe der ersten Jahrhunderte hatten die Notwendigkeit der im Papsttum gipfelnden Hierarchie erwiesen.

Das spätrömische Reich war zwar religiös tolerant, politisch aber despotisch-imperial; das Christentum dagegen war ursprünglich politisch indifferent, als absolute Missionsreligion dagegen geistig intolerant und universal. Aus dem Geiste seiner Ablehnung einer völkischen Begrenzung und als Staatsreligion des römischen Völkergemisches erhob es die Idee der Universalität zu seinem herrschenden Grundsatz. Dadurch erhielt es aber den Drang zur Mission, zur geistigen und später machtpolitischen Ausweitung. Diese mußte zu einer kämpferischen Auseinandersetzung mit der politischen Ordnung des germanischen Raumes führen.

Hier fand die katholische Kirche eine grundsätzlich andere Lage vor als im römischen Imperium. Die Gründung eines großgermanischen Reiches durch die Karolinger hatte zu einer Umwälzung der Machtgrundlagen Europas geführt. Rom, bisher Mittelpunkt des Mittelmeerraumes und damit der eigentlichen politischen Welt des Abendlandes, war dadurch in eine Flankenstellung abgedrängt worden. An seiner Stelle hatte sich das Ostfrankenland zum Mittelpunkt der neuen Kräftegruppierung erhoben. Die neue politische Ordnung gab dem Kerngebiet Europas das ihm zustehende geopolitische

[36]) Bereits der erste große Missionspapst Gregor I. übernahm die „interpretatio romana" für die christliche Mission. In seiner Instruktion an Augustin von Canterbury um 600 ordnete er an, daß die Mission, soweit immer möglich, Brücken schlagen sollte in Vorstellungen, Ideen, „Bräuchen", um auf diese Weise das Christentum den Germanen als artverwandt erscheinen zu lassen. (E. Krieck, Volkscharakter u. Sendungsbewußtsein. Leipzig 1940, S. 11/12.)

Digitized by Google

Schwergewicht. Die Grundlage des karolingischen Reiches war – im Gegensatz zu der staatlich-bürokratischen des weströmischen Reiches – eine völkische, seine Wirtschaftsform – im Gegensatz zu der kräfteverzehrenden Städte- und Handelswirtschaft Spätroms – die kräftegebärende agrarische; seine politische Stoßrichtung verlief von Westen nach Osten, von Norden nach Süden – im Gegensatz zu der Ostwest- bezw. Südnordrichtung der Missionsidee der römischen Kirche[37]). Aber selbst diese Mission ging mit Willibrord und Bonifazius, Otto von Bamberg, Anskar u. a. in die Hände der Germanen über.

Diese Schwerpunktsverlagerung in den völkisch-jugendfrischen Bereich des Germanentums brachte zwar der römischen Kirche eine fühlbare Erneuerung ihrer Lebenskraft, beschwor jedoch auch die Gefahr ihrer machtpolitischen Ausschaltung herauf. Diese Gefahr war für sie umso bedrohlicher, als sie in den Jahrhunderten, in denen sie ihren Vormarsch zu den Germanen durchführte, die Geburtslande des Christentums und die gesamte nordafrikanische Küste an den Islam verlor.

Das Papsttum suchte dem völkischen und machtpolitischen Vordringen des Germanentums durch eine ideologische und administrative Aushöhlung und Umklammerung des werdenden karolingischen Reiches zu begegnen. Bereits dieser erste Versuch trug die charakteristischen Merkmale aller späteren an sich: die Werkzeuge waren vorwiegend Germanen, die Durchführung erfolgte unter Ausnutzung einer politischen Zwangslage des Reiches, dem Vorstoß ins Innere Deutschlands ging eine Umklammerung parallel.

Als die ostgermanischen Stämme, die sich in den Machtbereich des römischen Imperiums begeben hatten, die Glaubensform des Arianismus wählten, da sie ihnen eine weitgehend selbständige und ihr Volkstum möglichst bewahrende religiöse Entwicklung versprach, ruhte der römische Katholizismus, im Bunde mit dem oströmischen Imperialismus und unterstützt durch die einseitige Stammespolitik der Franken, nicht eher, bis das staatliche Eigenleben und damit auch die volkliche Existenz dieser Stämme vernichtet war.

Auch das fränkische Reich der Merowinger suchte zwar trotz der Annahme des römischen athanasianischen Bekenntnisses in der Form der fränkischen Eigenkirche seine germanische Tradition zu wahren. Jedoch bereits im 8. Jahrhundert, als die Königsherrschaft der Merowinger zerfiel, erfolgte der Angriff des Papsttums gegen diesen Versuch einer Sonderentwicklung. Er wurde gerade in dem Augenblick, in dem Karl Martell mit seinem fränkischen Heer und den langobardischen Hilfskräften auf den Schlachtfeldern Südfrankreichs das indogermanische Europa gegen die Invasion der Mauren verteidigte, auf den beiden klassischen Römerstraßen gegen das fränkische Reich vorgetragen: aus dem Gebiet des Limes heraus in die Herzlandschaften Deutschlands und durch den Flankenstoß über die angelsächsischen Länder. Träger dieses Angriffs waren die Angelsachsen, der Erzbischof Wilfried von York und Willibrord, die im Auftrage des Papstes Gregor II. das mit der Missionierung Englands begonnene Werk Gregors I. fortsetzten. Jedoch noch mehr stand die Tätigkeit Winfrieds im Dienste der römischen Strategie. Nachdem er die bayerischen Bistümer Salzburg, Passau, Regens-

[37]) Fr. Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Frankreich. Bonn 1937. Bd. 2, S. 983 f.

Digitized by Google

burg und Freising in die vatikanische Hierarchie eingegliedert hatte, vollendete er durch die Missionierung der Thüringer und Hessen den östlichen römischen Einkreisungsring nahezu - nur seine Friesenaktion mißglückte. Bereits hier zeichneten sich die Umrisse jenes Bündnisses romanisch-angelsächsischer Mächte gegen das germanische Mitteleuropa ab, das sich in jeder entscheidenden Epoche der europäischen Entwicklung bis in die Gegenwart als die politische Hauptwaffe des Vatikans erwies. Zugleich wurde bereits hier offenkundig, daß jeder Einkreisungsring der Außenmächte in binnendeutschen Partikularmächten volkstumsverräterische Bundesgenossen fand.

Die räumliche Auswirkung und die herzenbezwingende Kraft der Missionsidee führte zu einer unleugbaren Machtsteigerung des Papsttums, die in dem Anruf des Richterspruches des Papstes Zacharias 752 durch den gegen das Merowingertum aufstehenden Pippin, in dem Kaiserkrönungsakt in der Peterskirche zu Rom im Jahre 800 durch Leo III. und in dem Verrat an der germanischen Kaiseridee durch Ludwig den Frommen sichtbaren Ausdruck fand.

Aber die Bezwingung und Ordnung des europäischen Raumes unter den Karolingern und Sachsen enthüllten die Mächtigkeit und ungebrochene politische Gestaltungskraft der germanischen Stämme des Kontinents und wiesen das Papsttum in die natürliche Begrenzung seiner politischen Wirksamkeit zurück. Ihre großräumigen Reichsschöpfungen waren im germanischen Kerngebiet verankert, um das sich wie die Jahresringe eines Baumes die Gürtel der Grenzmarken und zugeordneten tributären Länder lagerten. Im Rahmen ihres organischen Staatsaufbaus besaß Italien als Machtzone des Papsttums nur eine untergeordnete Bedeutung. Die Italienzüge waren in erster Linie Befriedungs- und Ordnungsaktionen, um die Flanke des Reiches beim inneren Ausbau und bei der Durchführung seiner Schwertmission im Osten zu sichern. Sie fanden ihren räumlichen Abschluß zumeist an den südlichen Volkstumsgrenzen des Langobardenreiches, um mit der Eingliederung dieses oberitalischen Gebietes die großgermanische Idee auch im Süden zu vollenden.

Es entsprach der germanischen Auffassung dieser großen Herrschergestalten von der Ganzheit ihrer Ordnungsaufgabe und der Folgerichtigkeit ihres totalen Führungsauftrages, wenn sie sich zugleich als defensores fidei und als Schutzherren über das Papsttum berufen fühlten[38]). Im Vollzug dieser universalen Verpflichtung lud Karl der Große den moralisch angeklagten Papst Leo III., denselben, der sich anmaßte, ihm die Kaiserkrone aufzusetzen, zur Rechtfertigung und Eidesreinigung vor seinen Richterstuhl; setzte Otto der Große den eidbrüchigen und verkommenen Papst Johann XII. wie seinen charakterlosen Nachfolger Benedikt V. unbedenklich und widerspruchslos ab und ordnete er das Papsttum mit der Rolle und Machtbegrenzung eines Reichsbischofs in sein gewaltiges Reichsgefüge ein. Selbst in Heinrich III., jenem in seinem germanischen Bewußtsein bereits gebrochenen fränkischen Herrscher, war das übernommene

[38]) Noch im Jahre 1935 konnte H. Günter im Geiste der Görresgesellschaft in seiner „Geschichte des deutschen Mittelalters" folgende Gedanken entwickeln: „Der Kaiser hat Gottes Heilsplan zu erfüllen... Rom ist der Ausgangspunkt und die römisch-christliche Zielsetzung der tragende Gedanke der ganzen Reichsgeschichte gewesen". Bd. 1, S. 43/44.

Digitized by Google

Apostolat des Kaisertums noch so mächtig, daß er im Jahre 1046 drei Päpste zur Abdankung zwang.

Jedoch zu dieser religiös-politischen Tat wurde er weniger durch seinen politischen Führungsauftrag bestimmt, sondern fühlte er sich als Vollstrecker der kluniazensischen Reformbewegung verpflichtet. Sie bedeutete nach außen zwar eine Demonstration der kaiserlichen Macht, nach innen aber eine Unterhöhlung der bisherigen Reichsgrundlage. Sie machte in Wirklichkeit das Feld frei für eine neue Offensive des verjüngten und gereinigten universalistischen Papsttums.

Der Mann, der diese Kräfte überlegen organisierte und mit immer mehr sich steigerndem fanatischen Geist durchpulste, war Gregor VII., sei es als Berater früherer Päpste, sei es später als Inhaber des päpstlichen Stuhles selbst. Als sich diesem wohl leidenschaftlichsten Vertreter der geistig-imperialen Machtidee Roms Heinrich IV., der entschlossenste Verfechter des selbständigen deutschen Kaisergedankens unter dem fränkischen Geschlecht, in einem schicksalhaft wechselvollen Kampf entgegenwarf, entlarvte er die römische Strategie, so daß ihre überspannte Zielsetzung, aber auch ihre skrupellose Kampfesart offen zutage trat.

Gregor VII. gelang es, in kühnem Bogen einen Einkreisungsring um das Reich zu schlagen, indem er an die gestaltlosen Instinkte und Forderungen der europäischen Unterrassen appellierte und die Gegner der europäischen Reichsordnung in das Netz kurialer Politik verstrickte. Ungarn zwang er in ein römisches Abhängigkeitsverhältnis. In Dalmatien setzte er den romhörigen König Zvonimir ein. Das Normannenreich in Süditalien und das Herzogtum Burgund nahm er in Lehnspflicht. Den einflußreichsten Machthaber Spaniens, den König Sancho Ramirez von Aragonien befahl er 1068 zu einem Akt kirchlicher Unterwerfung nach Rom. Losere Beziehungen bestanden zu dem Böhmenherzog, dem Herzog von Polen und dem dänischen König. England machte er mit Hilfe des Lombarden Lafranc, päpstlichen Legaten und Erzbischofs von Canterbury, in einem „heiligen Krieg" - Wilhelm der Eroberer ergriff 1066 unter einem vom Papst geweihten Banner von der Insel Besitz - zum stärksten nordwestlichen Außenposten der päpstlichen Einflußzone.

Dieser wiederum vorwiegend romanisch-angelsächsische Einkreisungsring fand seine furchtbare Ergänzung in dem Reichsabfall zahlreicher deutscher Fürsten. Durch das geschickte Doppelspiel des Papstes, der sich als Anwalt ihrer Sonderinteressen aufwarf und zugleich seine religiös-kirchliche Autorität unerbittlich in die Waagschale warf, wurde nicht nur die Fackel der Zwietracht in das Reichsgebäude geschleudert, sondern durch die Entbindung der Fürsten von ihrem Treueid seine auf dem altgermanischen Gefolgschaftswesen ruhenden Grundpfeiler erschüttert. Nicht allein die süddeutschen Herzöge Rudolf von Schwaben, Welf von Bayern und Berthold von Kärnten gingen ins päpstliche Lager über, sondern mit dem Reichsverrat Ottos von Nordheim, des machtvollsten Teilfürsten Norddeutschlands, erhielt die päpstliche Politik zu ihrer Flankenbedrohung noch eine südnördliche Stoßrichtung mitten in das Rückenmark des Reichskörpers. Dieser Überblick enthüllt eindringlich, welchen umfassenden und folgerichtigen Charakter die reichsfeindliche Politik des Papsttums unter Gregor VII. trug, aber auch, bis zu welchem Grad der Selbstvernichtung das Deutschtum in seiner Geschichte fähig war.

Digitized by Google

Es erhob das Staufergeschlecht auf die einsamen Höhen wahrer weltgeschichtlicher Größe, daß es nicht nur den gesamten germanischen Raum machtpolitisch ordnete, ihm eine organische gesellschaftliche Struktur verlieh und ihn mit einer einheitlichen Ritterkultur erfüllte, sondern daß es in seinen stärksten Vertretern gewillt war, aus dem Schicksal des ihm vorangegangenen fränkischen Geschlechts im Kampf mit dem Papsttum unerbittlich, zielbewußt und unter dem Einsatz aller Machtmittel die politischen Schlußfolgerungen zu ziehen. Aus seinem ungebrochenen politischen Instinkt, seinem wachen Geist diplomatischer Berechnung und seinem urtümlichen und doch klar gelenkten Machtwillen zog es die überlegene Kraft zu einer imperialen Konzeption, die unter Heinrich VI. die weltliche Macht des Papstes dem Würgegriff der Umklammerung auslieferte und die Pfeiler des Reichsbaues bis an die Grenzen des europäischen Kontinents hinaustrug, berauscht von dem Glanz eines universalen Machtgefühls die Tragfähigkeit des völkischen Fundamentes zwar über Gebühr belastend, als Beispiel deutsch-germanischer epochaler Leistung jedoch auch für die Zukunft geadelt und durch die Politik des Papsttums während der avignonesischen Epoche noch nachträglich gerechtfertigt.

Der Machtaufstieg des Staufergeschlechts unter Heinrich VI. war zwar nur kometenhaft und ohne Dauer, weil er nicht hinreichend unter dem Gesetz des völkisch-organischen Wachstums des Reiches stand, sondern zu sehr mit dem Persönlichkeitswert dieses einmaligen Willensmenschen verknüpft war. Um so furchtbarer war nach dem jähen Tod des noch jungen Kaisers der Gegenschlag des machtpolitischen Pendels, hervorgerufen durch Innocenz III., den größten Juristen und Diplomaten in der langen Reihe der Päpste. Er verlieh der römischen Einkreisungsstrategie ihre größtmögliche Steigerung und Wirkungskraft. Bereits das IV. Laterankonzil 1215 bot ein einprägsames Bild des Wandels der Machtverhältnisse; es stellte die Machtfülle des Papsttums würdig zur Schau, indem es den Charakter einer Heerschau der päpstlichen Streitkräfte, Hilfstruppen und Bundesgenossen gewann.

Fast ganz Europa verneigte sich vor Papst Innocenz. 412 Bischöfe und 800 Äbte bildeten die kirchliche Folie seiner Macht, die romanischen Könige Philipp August in Frankreich, Pedro II. in Aragon und Alfons II. in Portugal stellten die westlichen Eckpfeiler seiner Außenpolitik, die von zwei Romanen gegründeten Bettelorden, der Franziskaner und Dominikaner, die neugewonnenen innerpolitischen Streitkräfte dar.

Auch Ungarn erwies sich wiederum als getreuer päpstlicher Satellit, um sich durch seine Bindung an die Kurie der Reichsordnung Europas zu entziehen. Die Anwesenheit eines Gesandten des „lateinischen" Kaisers zu Konstantinopel und des Königs zu Jerusalem bewies die universale Spannweite des päpstlichen Machtanspruchs, zugleich aber auch die Tatsache, daß die politischen Erfolge der Kreuzzüge in erster Linie dem Papsttum zugute gekommen waren. Und wenn Johann „ohne Land" von England sich zum päpstlichen Lehnsmann erniedrigte, so zeigte dieser Akt, daß die romanisch-angelsächsische Allianz die Hauptfigur auf dem vatikanischen Schachbrett geblieben war.

Wie stand es aber mit dem großen Gegenspieler des Papsttums, dem Inhaber der deutschen Kaiserwürde? Otto IV., einst als Werkzeug gegen das Staufergeschlecht Günstling des Vatikans, war nach der Schlacht von Bouvines 1214, gebannt und vereinsamt, den Weg in die Bedeutungslosigkeit gegangen. Der junge Stauferkönig Friedrich II. war so stark in die Fesseln der päpstlichen Machtpolitik verstrickt, daß er

Digitized by Google

nach menschlichem Ermessen nur als willenloser Vollstrecker des kurialen Willens angesehen werden konnte: er hatte persönlich den normannischen Lehenseid geleistet, er hatte unter der Zeugenschaft der Fürsten den Verzicht auf das Wormser Konkordat und die Lombardei reichsrechtlich ausgesprochen, er sah sich schließlich gezwungen, sich in seinen an den Papst gerichteten Urkunden als zum „römischen Kaiser erwählten König von Gottes und des Papstes Gnaden" zu bezeichnen. Innocenz durfte von ihm erwarten, daß er bei seinem Zug von Sizilien nach Deutschland zum Kampf um sein väterliches Erbe als päpstlicher Lehnsmann das Reich vollends dem römischen Einfluß überantworten würde.

Es kam allerdings anders. Wie ein Titan stemmte sich dieser große Empörer gegen das ihm zugedachte Schicksal, er überwand als wahrer Revolutionär die mittelalterlichen romgebundenen Staatsgrundlagen und schuf die politischen Voraussetzungen zu einer neuen Geisteswelt, aber er bezahlte sein Aufbegehren - wenn auch persönlich unbesiegt - mit dem Untergang seines Geschlechts und der Zertrümmerung seines Reiches. Rom verzehrte in diesem Kampf die völkische Substanz des Reiches, so daß es zur Erfüllung seiner Schwertmission im Osten, zur Abwehr des Mongoleneinbruches, nur ungenügende Kräfte einsetzen konnte und auf der Wahlstatt von Liegnitz 1241 die gesamte schlesische Ritterschaft verbluten ließ. Der vorläufige Sieger war das Haus Anjou, das nunmehr von Sizilien aus die Hand nach der deutschen Kaiserkrone ausstreckte, im Zusammenspiel mit den französischen Päpsten das Reichsvikariat in Italien erlangte und die Herrschaft über Neapel, Ungarn und Polen gewann. Fügt man hinzu, daß in der gleichen Zeit einem Alfons von Kastilien und einem Richard von Cornwallis die Kaiserkrone tatsächlich zufiel, so wird eindeutig offenbar, daß infolge des Zusammenbruchs des Stauferreiches die päpstlich-romanisch-angelsächsische Einkreisung wiederum furchtbare Wirklichkeit geworden war.

Daß der Vatikan in seiner Einkreisungspolitik gegen das deutsche Reich keineswegs von kirchlichen und religiösen Motiven geleitet wurde, erfuhr drei Jahrhunderte später der Habsburger Karl V. Er, der engstirnige und unbedingte Gegner der deutschen Reformation, der sein Reich auf der Einheit des katholischen Glaubens errichten wollte und seinen Auftrag als defensor fidei über das völkische Interesse seines Landes stellte, sah sich in dem Augenblick, als er seinen großen Gegenspieler, den französischen König Franz I., nach der Schlacht von Pavia 1525 zu Boden geworfen hatte und einer hegemonialen Stellung über ganz Europa nahe war, der gleichen Koalition wie das Staufertum gegenüber. Geistiger Führer dieser sogenannten „Heiligen Liga", der Mailand, Florenz, Venedig und Frankreich zugehörten, war der Papst Klemens VII., der sich zuvor des Beistandes Englands versichert hatte, und ebenso wie der französische König Franz I. seine Fäden zum Türkensultan Soliman II. und zu dem in türkischem Dienste stehenden ungarischen Rebellen Zapolya knüpfte.

Wie einst Karl Martell mit germanischen Streitkräften (Franken und Langobarden) Europa vor der maurischen Invasion bewahrte, im Rücken bedroht durch die päpstliche Missionspolitik eines Bonifaz, so mußte auch Karl V. mit einem gesamtdeutschen Heer - Katholiken sowohl wie Protestanten - dem türkischen Einbruch in Zentraleuropa Einhalt gebieten angesichts der Tatsache, daß sich das Papsttum nicht scheute, mit dem damaligen größten Gegner des Christentums gemeinsame Sache zu machen.

Digitized by Google

Mit dem Habsburgerreich Karls V. erwies sich das Kaisertum zum letzten Mal als die europäische germanische Führungsmacht. Ihm folgten Jahrhunderte der konfessionellen Kämpfe und Erniedrigung, der partikularen Auflösung und des nationalen Dualismus, bis Bismarck mit den Kräften des Preußentums das deutsche Kaiserreich wieder zu seiner alten Bestimmung zurückführte. Sein außenpolitisches Bündnissystem erhob Deutschland wiederum zur den europäischen Frieden sichernden Macht, und der Berliner Kongreß 1878 wurde zum eindrucksvollen Zeugnis dieser Wiederbesinnung Europas auf sich selbst.

Das Papsttum schien aus dem europäischen Kräftespiel ausgeschaltet und nach allem Anschein auch nicht willens, die Kreise des großen Kanzlers zu stören. Und trotzdem lastete auf diesem nach einem Wort des russischen Botschafters Schuwalow der Alpdruck der gegnerischen Bündnisse (le cauchemar des coalitions). Wir wissen, daß Bismarck neben der Kaunitzschen Koalition und der späteren Triple-Entente des Weltkrieges auch eine katholische Liga fürchtete. War sie wirklich nur ein Phantom?

Am 27. Dezember 1873 - also kurz nach dem Zustandekommen des Dreikaiserbundes - hatte der österreichische Botschafter am Vatikan, Baron Hübner, eine Privataudienz beim Papst Pius IX., in der sich dieser ausdrücklich für ein Zusammengehen von Österreich und Frankreich, d. h. für eine katholische Allianz aussprach[39]). Wenn der Minister des Auswärtigen, Graf Andrassy, in seiner Randbemerkung hierzu betont, daß diesen Rat derselbe Pius IX. gebe, der im Jahre 1848 mit dem König von Piemont-Sardinien die Fahnen der Revolution erhoben habe und daß der Untergang des ungarischen Königs Ludwig II. in der Schlacht von Mohacs 1526 auch auf den Rat eines päpstlichen Legaten zurückgehe, so spricht aus diesen Aufzeichnungen des ungarischen Staatsmannes das Wissen um die Wandlungsfähigkeit der römischen Bündnispolitik und deren verhängnisvollen Rolle in der Geschichte Österreich-Ungarns. An dem gesunden realpolitischen Sinn Andrassys und der überlegenen Kräftebindung und -lenkung Bismarcks scheiterte zwar dieser Beeinflussungsversuch. Als aber diese beiden großen Staatsmänner das Steuer aus der Hand gelegt hatten, zeitigten die Bestrebungen der Kurie den von ihr erhofften Erfolg, wenn auch in anderer Form.

Namentlich der Kardinalstaatssekretär Rampolla und die Jesuiten hatten einen beträchtlichen Anteil an dem Zustandekommen des russisch-französischen Bündnisses, so daß das offiziöse Organ des Vatikans, der Osservatore Romano, dieses 1893 geradezu als ein Werk des Heiligen Stuhles bezeichnen konnte[40]).

Bot das in sich geschlossene außenpolitische System Bismarcks auch keine schwachen Stellen dar, in die die Politik des Vatikans eine Bresche hätte schlagen können und scheiterten alle Koalitionsversuche europäischer Mächte an der Wachsamkeit des Kanzlers, so mußte er doch während des Kulturkampfes die Staatsgefährlichkeit der innerpolitischen Hilfstruppen des Papsttums, des Zentrums und der polnischen Fraktion, erfahren. Bismarcks Genius gelang es zwar, die Strategie des Doppelangriffs der Kurie, die außenpolitische Umfassung in Verbindung mit einem innerpolitischen Stoßkeil, zu vereiteln. Jedoch war es auch ihm nicht möglich, seinen jungen Reichsbau im Innern gegen die römische Zersetzung völlig immun zu machen.

[39]) Bericht Hübners vom 27. 12. 1875. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.
[40]) O. Becker, Das französisch-russische Bündnis. Berlin 1925. S. 133 ff.

Digitized by Google

Als 1918 sein Reich sowohl äußerlich zusammenbrach als auch im Innern der Auflösung nahe kam, war das innerpolitische Feld jedem Einfluß geöffnet. Es war deshalb nicht verwunderlich, wenn die Kurie es weitgehend beherrschte. Mit Hilfe der Zentrumspartei, des konstanten Faktors innerhalb der rasch wechselnden Regierungskoalitionen, bestimmte sie die Reichspolitik maßgeblich und durch die neugegründete „Katholische Aktion" gelang es ihr, ihren Einfluß bedeutend zu verbreitern und organisatorisch zu festigen. Die außenpolitische Ohnmacht Deutschlands wie der romgefällige Kurs seiner Außenpolitik überhaupt machten eine systematische Kräftegruppierung der katholischen Staaten gegen Deutschland überflüssig, zumal ja infolge des Versailler Diktats ein doppelter Einkreisungsring um Deutschland bereits bestand.

Mit der Machtübernahme des Nationalsozialismus änderte sich aber das Bild völlig. In dem Augenblick, da der katholische Erzberger-Wirth-Brüning-Kurs durch die völkische Zielbestimmung Adolf Hitlers abgelöst wurde und der Vatikan in dem neuen Deutschland einen grundsätzlichen Gegner erkannte, trat er aus seiner außenpolitischen Reserve heraus, sofort wieder auf die bewährten Requisiten seiner klassischen Umfassungspolitik zurückgreifend. Die Situation erschien in den Jahren 1934-35 um so erfolgversprechender als infolge der nationalsozialistischen Erhebung in Österreich auch die einzige dem Nationalsozialismus befreundete Großmacht, Italien, wiederum ins feindliche Lager abschwenkte. Mussolini erneuerte mit der Stresafront nicht nur sein enges Verhältnis zu Frankreich und England, sondern streckte in den mit Österreich und Ungarn abgeschlossenen Römischen Protokollen seinen Arm gebieterisch nach dem Donauraum. Die Ahnen des altrömischen Imperiums schienen zu neuem Leben erwacht, ja Italien wurde zum Drehpunkt der Umfassungsarme überhaupt, so daß sich die faschistische Außenpolitik und kuriale Interessen- und Machtpolitik völlig zu decken schienen.

Die nächste Entwicklung zeigte, daß der kuriale Angriff möglichst weit in den deutschen Lebensraum vorgetragen werden sollte. Als Basis war die Tschecho-Slowakei ausersehen, wo unter dem eindeutig katholisch gesinnten Ministerpräsidenten Hodza sich nach dem Rücktritt des Präsidenten Masaryk und dank der Wandlungsfähigkeit seines Nachfolgers Benesch die günstigsten Voraussetzungen darboten. Mehrfache Zusammenkünfte von Hodza und Schuschnigg Anfang 1936 demonstrierten den außenpolitischen Gleichklang der Tschecho-Slowakei und Österreichs[41]). Die politische Tätigkeit der französischen Kardinäle Verdier und Baudrillart - beide wurden zu Ehrendoktoren der Universität Prag ernannt - gaben dem bestehenden Bündnis zwischen Frankreich und der Tschecho-Slowakei[42]) eine betont kuriale Färbung. Die verstärkten Beziehungen Prags zu Polen, dem traditionellen vatikanischen Eckpfeiler im Osten gegen Deutschland, vollendeten den inneren Ring, in den nach dem verfrühten Tode des evangelischen Ministerpräsidenten Gömbös auch Ungarn einbezogen werden sollte. Der in Budapest abgehaltene Eucharistische Kongreß, dem durch die Entsendung höchster römischer Würdenträger eine besondere bedeutungsvolle Note verliehen wurde, stand offensichtlich im Dienste der Werbung für die katholische universale Politik. Durch Abschluß eines Konkordats mit dem vorwiegend griechisch-orthodoxen Jugoslawien

[41]) W. v. Hartlieb, Parole: Das Reich. Wien/Leipzig 1939. S. 389 ff.

[42]) Durch den neu ernannten Kardinal Erzbischof Kaspar von Prag ließ der Papst dem zurückgetretenen Präsidenten Masaryk und dem neuen Präsidenten Benesch „seinen besonderen Segen" übermitteln. (Hartlieb, a. a. O. S. 388 f.)

Digitized by Google

schien auch die Kleine Entente endgültig für die vatikanischen Interessen gewonnen. Selbst Frankreich warf seine laizistische Vergangenheit über Bord, indem Ministerpräsident Laval dem Heiligen Stuhl im Januar 1935 einen Besuch abstattete. Erinnern wir noch daran, daß unter diesem Staatsmann gleichzeitig das französisch-bolschewistische Bündnis abgeschlossen wurde, so erkennen wir die wahren Ausmaße und großangelegte Spannweite der vatikanischen Umfassungspolitik.

Gegenüber der Überlegenheit der völkischen Dynamik des nationalsozialistischen Deutschlands und seiner zielstrebigen wie wirklichkeitssicheren Führung erwies sich aber dieses feingesponnene, zum großen Teil mit alten und fadenscheinigen Maschen geknüpfte Netz nicht genügend wirksam. Als in Auswirkung des Abessinienfeldzuges die geschichtliche Nordsüdachse wieder ihre die Geschicke Europas bestimmende Kraft erhielt, sah sich der Vatikan gezwungen, das Schwergewicht seiner politischen Aktionen aus dem mitteleuropäischen Raum in die europäischen Randgebiete zu verlegen. In Rückbesinnung auf seine universalistische Wesensart ging er ein enges Bündnis mit den internationalen Kräften der westlichen Demokratien ein.

Der langjährige Nuntius in Deutschland, Pacelli, seit 1930 Kardinalstaatssekretär unter Pius XI. und nach dessen Tode selbst zum Papst erhoben, bereits 1934 als Sondergesandter des Vatikans zum Eucharistischen Weltkongreß von Buenos Aires nach Südamerika entsandt, unternahm eine längere Reise durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas. In einer eingehenden Aussprache mit Roosevelt legte er die Grundlage zu einem engen Verhältnis zwischen Rom und Washington, dem Roosevelt später durch die Entsendung eines Sonderbotschafters in die Metropole des römischen Katholizismus sichtbaren Ausdruck verlieh. Ende November 1938 schließlich entsandte der Vatikan zum erstenmal seit der Reformation und der Trennung der anglikanischen Kirche einen ständigen Gesandten nach London: ein Ereignis von grundsätzlicher Bedeutung, das in der Einsetzung apostolischer Delegaturen in der Südafrikanischen Union, in Englisch-Kongo und den englischen Kolonien in Afrika bereits seine Vorläufer hatte. Die klassische romanisch-angelsächsische Einkreisungsfront der Kurie hatte gemäß der weltpolitischen Entwicklung ihre globale Ausweitung erfahren.

In jeder Geschichtsepoche, in der das deutsche Kaisertum die germanischen Grundkräfte aus dem als geopolitische Kernzelle organisch aufgebauten Reichskörper heraus ordnete und einheitlich lenkte, beantwortete das Papsttum diese konstruktive Politik aus seiner geopolitischen Randstellung heraus sowohl mit einem außenpolitischen Umfassungs- als auch innerpolitischen Zerspaltungsversuch.

Die äußere Flankenbedrohung des fränkischen Reiches unter den Päpsten Gregor I. und II. fand ihre innerpolitische Ergänzung in dem Angriff des römischen Sendboten Bonifazius auf die fränkische Eigenkirche. Mit der machtpolitischen Einkreisung Heinrichs IV. durch Gregor VII. ging die innere Aushöhlung seines Reiches durch die kluniazensische Bewegung parallel. Die europäische Machtkonstellation Innocenz' III. gegen das Stauferreich erhielt in den Orden der Dominikaner und Franziskaner ihre innerpolitischen Hilfstruppen. In gleicher Weise wurde die Politik der sog. „Heiligen Liga" gegen das Weltreich Karls V. durch den Jesuitenorden innerpolitisch aufs Wirkungsvollste unterstützt und fortgeführt. Seine Rolle übernahmen

Digitized by Google

im innerdeutschen Kräftespiel des 19. und 20. Jahrhunderts das Zentrum und die „actio catholica".

Erst die Erkenntnis von diesem Zusammenwirken der kurialen reichsfeindlichen Kräfte auf dem außen- und innerpolitischen Gebiet gibt den Maßstab für die richtige Bewertung der deutschen Kaiserpolitik.

Die eigentliche Lebensaufgabe des Deutschen Reiches erfüllte sich in der Westostrichtung. Mit der Gewinnung, Besiedlung und Ordnung des östlichen bäuerlichen Lebensraumes vollzog es seine größte und unvergängliche politische Tat, weil es mit ihr seinem völkischen Wesensgesetz treu blieb. Darum erwies sich die Ostpolitik als wahrhaft reichsbildend und volkserneuernd; sie war fähig, alle völkischen Kräfte auf dieses Ziel zu einen und zu einer schicksalerfüllenden Gesamtleistung zu führen. Sie stellte nicht nur einen gewaltigen biologischen Lebensprozeß und eine einmalige politische Machtausweitung und -steigerung dar, sondern eine elementare Lebensäußerung des deutschen Volkes schlechthin.

Kein politischer Vorgang hat in Volksliedern einen solchen vielstimmigen und zeitenüberdauernden Widerhall gefunden wie der „Ritt nach dem Osten"; von keiner politischen Epoche der deutschen Vergangenheit künden noch heute so zahlreiche steinerne Denkmäler wie die Trutzburgen im Osten. Keine andere Zielsetzung war im gleichen Maße Zweckbestimmung des deutschen Volkes und einigender Aufruf an das gesamte Germanentum Europas.

Anders die deutschrömische Politik, die Nordsüdrichtung! Ihre Geschichte ist ebenso heroisch und schicksalhaft, wie sie schicksalsnotwendig war. Denn das Reich konnte seine Siedlungs- und Ordnungsaufgabe im Osten auf die Dauer nur dann ungestört durchführen, wenn seine Flanke im Norden und Süden gesichert war. Ebenso wie die Ostpolitik ohne die Schlacht von Bornhöved nicht denkbar ist, ebenso gehören die Schlachten in der oberitalischen Ebene zu ihrer Voraussetzung. Die durch die Nordsüdachse gesicherte Westostrichtung bildete das Achsenkreuz des Reiches.

Da aber der Wesenszug der vatikanischen Politik in der Umfassungsstrategie bestand, konnte sie nur dann tödlich getroffen werden, wenn der Gegenangriff des Reiches bis zu ihrer Ausgangsbasis vorgetragen wurde. Solange Italien noch nicht einen einheitlichen Staat mit einer das Mittelmeer beherrschenden Stellung bildete, sondern in seiner Zersplitterung für expansionslustige Nachbarn an den westlichen und östlichen Gestaden einen steten Anreiz zu Eroberungszügen und damit zu einer Flankenbedrohung des Reiches bot - vom Osten durch Justinian und die Araber, vom Westen durch die Anjous, Aragons, Bourbonen, Napoleon -, mußte es mit in die Reichsordnung einbezogen oder in seiner reichsfeindlichen Wirkungskraft neutralisiert werden.

Auch die Italienzüge standen daher, soweit sie der Reichssicherung dienten und sich auf den Bereich der indogermanischen Blutsgrundlage Europas beschränkten, unter dem Gesetz des völkischen Lebens Deutschlands. Ihr Weg war aber ein tragischer, weil er nicht elementarer politischer Wille war, sondern von der politischen Vernunft diktiert wurde. So kam es, daß alle großen Reichsträger über die Alpen zogen, daß sich aber auf keinem Weg der deutschen Geschichte solche erschütternden Mahnmale völkischen Opfers, völkischer Zwietracht, ja der Rebellion emporrecken.

Digitized by Google

Bereits als Pippin die klug begrenzte Bahn seines Vorgängers verließ und einen Italienzug zur Unterstützung des Papstes Stephan II. beschloß, kam es auf der hierzu einberufenen Reichsversammlung zu einem Aufstand mehrerer fränkischer Großen. Sie verweigerten die Heeresfolge und wollten wieder in ihre Heimat zurückkehren. Ihre Drohung mit der „herisliz"-Fahnenflucht, von der Einhart dreiviertel Jahrhundert später berichtet, ist das einzige Beispiel dieser Art in der fränkischen Geschichte[43]). Dieser Protest gegen die Rompolitik zieht sich bis zur Gegenwart wie ein roter Faden durch die deutsche Geschichte, wenn er sich auch nur bei Heinrich dem Löwen zu einem völkischen Drama steigerte. So sehr die Marienburg trotz ihres wechselvollen Schicksals das stolze Symbol des „Rittes nach dem Osten" geworden und stets geblieben ist, so sehr ist mit der Vorstellung vom „Gang nach Canossa" die gefühlsmäßige Ablehnung der Italienpolitik verknüpft; und die Gräber deutscher Kaiser in Rom (Ottos II.), im Saleph (Barbarossas) und Palermo (Heinrichs VI. und Friedrichs II.) sind warnende Rufe aus der Epoche unserer Geschichte, in der der Kaisergedanke in seiner universalistischen Überspannung seine gesunde, völkisch begrenzte Grundlage verlor und sich außerhalb des indogermanischen Raumes fremden Idolen opferte.

IV.

Eine Darstellung der Auseinandersetzung zwischen Kaisertum und Papsttum, die sich nur auf das staatlich-politische Gebiet beschränkt, würde den Charakter eines Flachreliefs besitzen und dem eigentlichen Wesen des äonalen Kampfes dieser beiden weltgeschichtlichen Mächte nicht gerecht werden. Es entspricht vielmehr der Doppelwertigkeit des Papsttums als geistig-religiöser Institution und zugleich als politischer Macht, daß jede Begegnung mit ihm auf einer doppelten Ebene, gewissermaßen im Bereich verschiedener Schichten stattfindet. Zwar vermag der Aufeinanderprall der Kräfte auf der politischen Bühne, wenn er sich im vollen Rampenlicht der Weltgeschichte vollzieht, vor allem, wenn solche großen Akteure wie die Päpste Gregor VII., Innocenz III., Gregor IX., Bonifaz VIII. oder Pius IX. mit barocker Geste den Vorhang vor der dramatischen Handlung hinwegziehen, den Blick des Betrachters besonders zu fesseln und ihn von dem verborgenen, aber vielleicht noch bedeutungsvolleren Geschehen hinter den Kulissen abzulenken. So sehr aber die Auseinandersetzung zwischen der ecclesia militans und dem Deutschen Reich in seinen verschiedenen Gestaltungen im Vordergrund unserer Geschichtsbetrachtung steht, so sehr ergibt sich die Notwendigkeit, auch das tiefere geistige Ringen dieser Verkörperungen verschiedener blutlicher und weltanschaulicher Grundkräfte aufzuzeigen.

Fast mit der Regelmäßigkeit eines Gesetzes ging jeder Epoche, in der der staatspolitische Machtkampf mit geballter Wucht sich entlud, eine geistige Offensive Roms voraus, die naturgemäß wie eine Überfremdungswelle gegen den deutsch-germanischen Raum anbrandete und ihn oft auch zum großen Teil überflutete. Deutschland war infolge seiner kontinentalen Mittellage immer zwei großen Gefahren ausgesetzt: der fremdrassigen Überlagerung oder Unterwanderung auf völkischem, sowie der Durchsetzung mit fremden Werten auf geistigem Gebiet. Gerade der zweite Prozeß, der oft

[43]) R. Holtzmann, Die Italienpolitik der Merowinger und des Königs Pippin. (Festschrift für J. Haller.) 1940. S. 95.

Digitized by Google

in der schwer erkennbaren Form der Infiltration vor sich ging und in dem noch wenig gefestigten geistig-völkischen Charakter des Deutschen nur schwachen Abwehrkräften begegnete, übte eine besonders schädliche Wirkung auf die deutsche Volksseele aus. Unzweifelhaft kommt in diesem Rahmen dem Einbruch des Ideengutes des Mittelmeerraumes im Gewande des politischen Katholizismus eine erhöhte Bedeutung zu, die schon daraus erhellt, daß die fremden Einflüssen sich willfährig öffnende germanische Rassenseele im Laufe der deutschen Geschichte sich mehrmals zu einem gewaltigen Protest gegen diese Überfremdungsgefahr gezwungen sah.

Die erste große Begegnung zwischen Christentum und Germanentum stand im Zeichen der Missionierung, d. h. einer einseitigen Offensive des Christentums. Die religiöse Welt der Germanen, von dem müden Geiste der Götterdämmerung überlagert, war im Abklingen begriffen und bot daher den Sendboten der neuen Religion zumeist ein aufnahmebereites Betätigungsfeld. Trotzdem sind die Beispiele einer gewaltsamen Bekehrung keine Seltenheit und zuweilen auch - wie bei den Sachsen und Stedingern - von einer erschütternden völkischen Tragik erfüllt. Auch währte es fast tausend Jahre, bis die Kirche ihren Arm bis zu dem Heiligtum altnordischer Glaubensart, dem sagenumwitterten Thule im hohen Norden, ausstrecken konnte.

Nach dem Vorspiel des Arianismus, jener das germanische Volkstum am meisten achtenden und schützenden Glaubensform, erfolgte der eigentliche Vormarsch der römisch-katholischen Geistes- und Machtidee. Diese entscheidende Epoche erhielt ihr Gepräge durch Papst Gregor I. (590-604). Er war der eigentliche Vater der katholischen Mission, er verhalf vor allem dem Augustinismus innerhalb der Kirche zum Siege.

Mit der Lehrmeinung dieses bastardierten nordafrikanischen Bischofs von der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen hielten auch die orientalisch-mittelmeerische Moral und Seelenzergliederung ihren Eingang in die Welt des Germanen. Aus ihr ergab sich sinnfällig die von Gregor I. legitimierte Anschauung vom Fegefeuer, die die germanische Vorstellung von der läuternden Kraft des Feuerbrandes in ein exotisch verzerrtes Schreckbild verkehrte.

Wenn nunmehr an die Stelle der germanischen Naturgötter die Dämonen der Unterrassen der europäischen Vorzeit zu treten versuchten, wenn die Forderung des Zölibats für die Priester und des zweimaligen Fastens in der Woche die natürliche Lebensordnung der Germanen in Frage stellte, so wird die große Gegensätzlichkeit dieser neuen religiösen Werte zu der germanischen Midgardvorstellung offenbar. Es konnte sich daher nur weitgehend um eine äußerliche Übernahme der Kultformen handeln. Noch besaßen die blutlich begründeten Gefolgschafts- und Sippenwerte der Germanen ein solches Übergewicht, daß sie die fremden Anschauungen in ihre überlieferten um- und einzuschmelzen vermochten. Der Heliand, dieses leuchtende Beispiel der religiösen Form- und Sprachkraft des niedersächsischen Raumes, ist ein eindrucksvolles Dokument dieser Germanisierung der christlichen Ideen; und das ottonische Zeitalter ist eigentlich der Ausdruck der vollzogenen Synthese zweier nahezu gleichstarker geistiger Kräfte. Die romanischen Dome bekunden noch heute den ungebrochenen germanischen Herrschaftswillen der deutschen Kaiser; sie sind der offensichtliche Beweis, daß die erste große Offensive Roms in ihrer seelischen Wirkung noch weitgehend neutralisiert werden konnte.

Digitized by Google

Ein tieferer Wandel vollzog sich erst, als die kluniazensische Bewegung die herrschende Richtung in der Kirche wurde. Sie bedeutete den Sieg der dualistischen Weltanschauung des Christentums über das ganzheitliche Weltbild des Germanentums und krönte eine Entwicklung, die mit der dogmatischen Festlegung der Zweinaturenlehre Christi unter Verwerfung des Monophysitismus auf der Synode zu Chalcedon 451 ihren Anfang genommen hatte. Die dogmatische Zerspaltung der Persönlichkeit Christi bildete den Ausgangspunkt einer dualistischen Auffassung, die zum Grundprinzip des Christentums wurde und sich über die enge Provinz des Glaubens auf alle Gebiete erstreckte. Sie war die Grundlage für die unversöhnliche Gegenüberstellung der civitas dei und civitas terrena eines Augustin, für die Zweigewaltenlehre eines Gelasius, für die dualistische Philosophie eines Anselm von Canterbury, sie begründete die Forderung des Zölibats und der Askese für die Priester und führte so zu der unheilvollen Trennung der mittelalterlichen Gesellschaft in den Kleriker- und Laienstand, sie verursachte letzten Endes auch die inferiore Stellung der volkstümlichen deutschen Kultur gegenüber der volksfremden lateinischen Bildung der Kirche. Alle diese dualistischen Ansätze fanden in der kluniazensischen Bewegung ihre folgerichtige Durchbildung.

Der Geist von Cluny, geboren aus dem „Aufbegehren der unteren Rassenschichten Frankreichs gegen die Gesittung der fränkisch-germanischen Jahrhunderte"[44]), löste den Kleriker vollends aus seinen natürlichen Bindungen und überantwortete ihn endgültig der vom Papst beherrschten universalistischen Hierarchie der Kirche. Er entwickelte den Asketen zum Idealtyp des Mittelalters, der in einen widernatürlichen Gegensatz zu seinem Körper, seiner Sippe, seinem Volk und Staat gerückt wurde. Er bot die geistigen und moralischen Voraussetzungen für den Herrschaftsanspruch des Papsttums über den weltlichen Staat, wie er durch Gregor VII. und Bonifatius VIII. seine rigorose Formulierung erhielt; er hob schließlich mit einer Zertrümmerung der Einheit der kirchlichen und staatlichen Aufgabe des Reichsbischofsamtes den ottonischen Staat aus den Angeln.

Nur auf der Grundlage der kluniazensischen Bewegung konnte Gregor VII. politisch seinen Kampf gegen das fränkische Kaisertum durchführen. Sein größter geistiger Nachfolger Innocenz III. vollendete durch die Beschlüsse des IV. Laterankonzils 1215 den Feldzug gegen das germanische Wertgefüge der mittelalterlichen Welt, indem er durch die feierliche Anerkennung der Transsubstantiationslehre den orientalisch-charismatischen Wesenszug des Christentums zum Zentralpunkt des kirchlichen Kultus erhob, in der Legitimierung der Ohrenbeichte auch die geheimsten seelischen Regungen dem machtgierigen Zugriff der Vertreter der kirchlichen Hierarchie öffnete und mit der Einführung der Inquisition dem Papsttum ein furchtbares Werkzeug zur Vernichtung aller gegnerischen, d. h. vorwiegend germanischen Elemente in die Hand gab.

Mit dem Niederbruch des Stauferreiches schien die bis dahin noch lebendige germanische Kontinuität erstorben zu sein. Der Kaisermythos, der den Herrschergeschlechtern eine bis zu den germanischen Göttern reichende Tradition verliehen hatte, verlor seine gestaltende Kraft. Die Krönungsinsignien, diese hehren Symbole germanischer Überlieferung, erlagen der Umfälschung in kirchliche Reliquien oder wurden durch neue orientalischer Herkunft und Sinngebung verdrängt. Die altger-

[44]) O. Westphal, Das Reich. Aufgang und Vollendung. Stuttgart u. Berlin 1941. S. 284.

Digitized by Google

manischen Heldensagen mußten ihre schicksalwaltende unerbittliche Gesittung mit einer christlich-weichen Verbrämung umhüllen. In den ohnmächtigen deutschen Raum, früher durch einen machtvollen Reichsbau, dessen ordnender und gewinnender auctoritas sich kein Land Europas hatte entziehen können, gesichert, strömten im Gefolge der Kreuzzüge fremde Kräfte und Vorstellungen aus dem Osten und Süden. Und der weltsichere, in sich geschlossene staufische Ritter wurde durch den innerlich gebrochenen, sich selbst zerquälenden Büßer und Geißler abgelöst.

Aber selbst in dieser Epoche des staatlichen Zusammenbruchs, als die Kirche durch ihren großen theoretischen Anwalt Thomas von Aquino ihr vollendetes hierarchisches System an die Stelle des zertrümmerten Reichbaues zu setzen versuchte, als das Papsttum mit seinen romanischen Bundesgenossen und Hilfstruppen das mitteleuropäische Feld beherrschte und mit Hilfe der Inquisition die Häretiker - die zumeist germanisch denkenden Bekenner - zum Verstummen brachte, da erhob sich aus dem weiten indogermanischen Raum Europas eine Phalanx zwar äußerlich stummer Zeugen, jedoch von stärkster Ausdruckskraft und zeitentrotzender Dauer, Zeugen der aufbegehrenden Sprache des Blutes - die gotischen Dome.

Im 13. bis 15. Jahrhundert erstehen diese Bauwerke in einmalig reicher Fülle in Frankreich, Flandern, Holland, Deutschland, England und den nordischen Staaten. Aber auch in den romanischen Ländern finden wir sie, wenn auch nur vereinzelt, in bestimmten Landschaften, so im nördlichen Italien bis an die Gestade des Tiber, also in den Gebieten, in denen über Jahrhunderte hinweg die Reiche der Ostgoten und Langobarden bestanden und sich auch späterhin noch manche Ströme deutschen Blutes ergossen hatten. In Spanien erheben sich zu Sevilla, Toledo, Saragossa, Barcelona und Burgos eindrucksvolle Bauten des gotischen Stils, also an Stätten, die mit den Reichsgründungen der Wandalen und Westgoten aufs engste verknüpft sind. So weit die germanische Blutsgrundlage Europas reicht, so weit der Raum sich erstreckt, den die Motive, Taten und Ideale der großen Epen der Stauferzeit erfüllten, so weit die Gefilde ich ausdehnen, in denen die Gott unmittelbar zugewandte Frömmigkeit des staufischen Rittertums erblühte[45]), künden diese gewaltigen steinernen Mahner germanischen Wesens von der unzerstörbaren Kraft rassisch begründeter Geistesart.

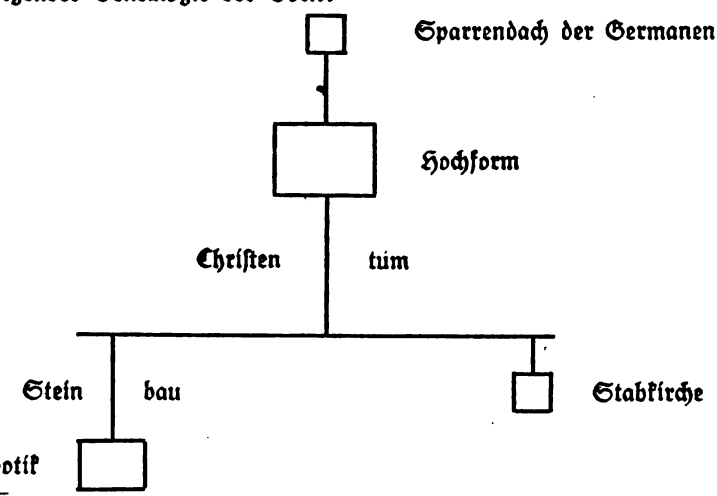
Bereits Goethe wurde der Anblick des Straßburger Münsters zu einem politisch-nationalen Erlebnis, das ihn aufrief, „die bisher verrufene Benennung gothische Bauart abzuändern und sie als deutsche Baukunst unserer Nation zu vindicieren"[46]). Franz Kugler feierte in der gotischen Baukunst die höchste Verwirklichung germanischen Geistes. Sein Schüler Jacob Burckhardt bezeichnete den gotischen Stil schlechthin als den germanischen. Kurt Breysig[47]) nennt die Gotik „die erste ganz große eigene Geistestat des germanischen Weltalters, die das Joch der griechisch-römischen Überlieferung abschüttelt". Auch Rosenberg ordnet sie ausdrücklich der „germanischen Epoche des nordischen Abendlandes"[48]) zu. In der Auswirkung der Sicht vom gotischen über den deutschen zum germanischen Standpunkt geht Strzy-

[45]) H. Naumann, Der staufische Ritter. Leipzig 1936. — [46]) W. v. Goethe, Wahrheit und Dichtung. Ges. Werke 1855, Bd. 21, S. 211. — [47]) Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit. 1901, Bd. 1, S. 1421. — [48]) A. Rosenberg, Der Mythus des 20. Jahrhunderts. 1936. S. 354.

Digitized by Google

gowski[49]) noch einen Schritt weiter. Er ist in seinen zahlreichen Schriften nicht müde geworden, die gotischen Dome als den Durchbruch indogermanischen Fühlens und Denkens darzustellen. Er erblickt in ihnen die in Stein umgesetzte Vorstellung vom germanischen Weltenberg; er empfindet den Stimmungswert der in der Glasarchitektur und -malerei eingefangenen „Morgenröte" als ein Glied in der Kette der Ausdrucksformen indogermanischer Frömmigkeit.

Desgleichen hat K. Bauch[50]) die engnationale Betrachtung der Gotik, in der noch Pinder in seiner bisher berechtigten Abwehrstellung gegen das chauvinistische Frankreich befangen war, gesprengt. Er hat darauf hingewiesen, daß alle Landschaften, die den Anspruch erheben, als Ursprungsgebiet der Gotik gelten zu können, im Bereich germanischer Stämme mit welscher Sprache liegen: Burgund, Lombardei, Normandie und Franzien (S. 8-9) und beweiskräftig dargetan, daß die architektonische Lösung des statischen Problems, wie sie der Gotik eigen ist, nicht aus dem Romanischen stammt, sondern aufs engste mit der Konstruktion des Wikingerschiffes zusammenhängt, daß das Geburtsland der Gotik das normannische Gebiet Frankreichs ist, von dem aus sie ihren Siegeszug über den gesamten indogermanischen Raum angetreten hat. „Es wird im Aufgerichteten gedacht, in Stützen, Masten und Stangen... Dieses Einzige, das allein die Gotik zur Gotik macht, das Wesen des Baulichen selbst, ist vorgebildet im Norden... Es waren auch keine Romanen, die es bauten, sondern Nordnormannen, Nordmänner, Norweger"[51]). In Fortführung dieser Gedankengänge und unter Verwertung der Forschungsergebnisse von Gall[52]) und Groß[53]) kommt Helbok[54]) zu folgender Genealogie der Gotik:



[49]) J. Strzygowski, Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst. 1936.
J. Strzygowski, Morgenrot und Heidnischwerk in der christlichen Kunst. 1937.
J. Strzygowski, Nordischer Heilbringer und bildende Kunst. 1939.
J. Strzygowski, Das indogermanische Ahnenerbe des deutschen Volkes und die Kunstgeschichte der Zukunft. 1941.
[50]) K. Bauch, Über die Herkunft der Gotik. 1939. S. 8/9. — [51]) K. Bauch, a. a. O. S. 11—16.
[52]) E. Gall, Die gotische Baukunst in Frankreich und Deutschland. 1925.
[53]) W. Groß, Die Hochgotik im deutschen Kirchenbau. 1933.
[54]) A. Helbok, Die Herkunft der Gotik. Rasse. 8. Jahrg. 1941, Heft 2.
A. Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. 1937.

Digitized by Google

Auch der vermeintliche Einwand, daß ein wesentliches Strukturelement der Gotik, der gehauene Stein als der vorherrschende Baustoff und die plastische Darstellung, einen charakteristischen Beitrag des romanischen Südens bedeute, fügt sich positiv in unsere Sicht ein, da der Stein in Mitteleuropa nicht als wesensfremdes Baumaterial angesprochen werden kann und in der Plastik der Gotik wie wohl zu keiner andern Zeit germanische Werte zur Entfaltung gelangten. Es bedurfte nicht erst der Romantik, um die Auffassung in den breitesten Schichten des deutschen Volkes lebendig werden zu lassen, daß der gotische Dom „eine gebaute Landschaft" ist, ein einzigartiger Raumakkord, der den Zauber des deutschen Buchenwaldes - die Buche war der Leitbaum der Bronzezeit, in der die Blutsgrundlage des indogermanischen Europas gelegt wurde - anklingen läßt und in seinen Steinornamenten und bunten Glasfenstern die verschwenderische Fülle der deutschen Blatt- und Pflanzenwelt eingefangen hat.

Ist es nicht ein Beweis für die sieghafte Stärke deutschen Lebensgefühls, wenn in der Epoche der Gotik selbst in den Klöstern der Zisterzienser, entgegen der ursprünglich strengen Bestimmungen einer asketischen Baugesinnung, sich die schmucklosen Fenster über das Zwischenstadium der grisierten Scheiben zu einer leuchtenden Demonstration der deutschen Landschaft entwickelten? Ist es nicht von einer tieferen rassisch-psychologischen Bedeutung, daß sich gerade gotische Bauwerke als Symbole des germanischen Schicksalkampfes gegen romanische und slawische Übergriffe oder fremdrassische Invasionen einen besonderen Ehrenplatz im Herzen des deutschen Volkes erworben haben? Das Straßburger Münster im Westen, der Stephansdom im Südosten, die Marienburg an der Nogat wie die Marienkirche in Danzig und der St. Veitsdom zu Prag sind nicht nur kunsthistorisch interessante Denkmäler, sondern lebendige Trutzburgen germanisch-deutschen Reichsbewußtseins[55]).

Die Bezeichnung „Gotik" ist nicht nur ein Stilbegriff, sondern ein Politikum. Sie gehört in die Kategorie der politischen Propaganda. „Noch heute ist sie jedem Romanen unverständlich. Sie hat sich ja gegen das Romanische, ja gegen das Römische durchgesetzt und es entkräftet. Und sie hat von dort ihren Namen erhalten (ein Schimpfname wie alle unsere Bezeichnungen römischer-klassizistischer Stile): stile gotico , Gotenkunst: Mag es stimmen oder nicht, - er meint das Richtige"[56]).

Die gotischen Dome, erwachsen auf einer gemeinsamen Blutsgrundlage, sind in ihrer himmelstürmenden Größe und Wucht, in der Heiterkeit, Besonntheit und Musik ihres Maßwerkes, in dem organischen Lebensgefühl ihrer Rosetten, in dem satten Naturgefühl ihrer Pflanzenornamente, in dem Schalk und der boshaften Ausgelassenheit ihrer Dachspeier, wie in der gesunden Triebhaftigkeit so mancher weltlichen Motive ein volltönender Aufschrei gegen das Menschen- und Lebensideal, das die Institution, in deren Namen diese Kultstätten gebaut wurden, ihren Gläubigen aufzuzwingen suchte: den lebensverneinenden, freudlosen und zerquälten Büßer. In ihrem Gefühlsgehalt spiegeln sie in Wirklichkeit die tief innerliche, aber aufrechte Frömmigkeit der germa-

[55]) Auch Krieck, der in der Gotik eine zwar artverwandte, aber „aus dem Westen andringende Stilform" erblickt, muß einräumen, daß einige gotische Dome „sieghafter und freier im deutschen Raum" stehen als der Speyerer Dom mit seinen Kaisergräbern und seinem fragmentarischen, nicht ganz befreiten und vollendeten Dasein". (E. Krieck, a. a. O. S. 120.)

[56]) K. Bauch, a. a. O. S. 18.

Digitized by Google

nischen Mystik wieder, und es ist kein äußerer Zufall, daß die Hochburgen deutscher Mystik zugleich Baudenkstätten deutscher Gotik sind: Ulm, Straßburg und Köln.

Der gotische Dom ist das rechte Gotteshaus der Mystik. Ist sein Raumgefühl, in dem sich Raumenge und zeitliche Begrenzung gegenseitig aufzuheben scheinen, nicht eine in Stein gemeißelte Bestätigung der Worte Eckeharts, daß die Seele nichts so sehr hindere, Gott zu erkennen, als Zeit und Raum? Nötigt sein Stimmungsgehalt nicht den Menschen zu der von Eckehart geforderten „Abgeschiedenheit der Seele", zur Besinnung auf sich selbst, damit er sich frei mache von allem, „was seinem Wesen eine fremde Zutat geben könnte"? Und wenn das Kerzenlicht sich in seinen bunten Glasfenstern bricht, wer denkt dann nicht an das „fünkeli", „tropfeli", an das schöpferische Licht Gottes in der menschlichen Seele?

Seine mitreißende Dynamik singt das Hohelied der Willenskraft der freien adligen Seele, der „volmetikeit" (Vollmächtigkeit) der Menschen; sein wohlausgewogener Zusammenklang von Stoff und Gehalt wirkt wie ein Gleichnis der „heiligen Vereinigung von göttlicher und menschlicher Natur" und des Strebens „mit sich selber eins zu sein". Kann man sich eine schönere Darstellung des Eckehartschen Freiheitsbegriffes denken, als die Rosette über dem Eingang, jenes Sinnbild kosmischer Ordnung, in dem die germanische Midgardvorstellung zum letztenmal architektonisches Leben gewinnt? Nirgends aber spricht diese Rosette eindrucksvoller als am Straßburger Münster, diesem einmaligen Zeugnis für die Tatsache, daß Eckehart und Erwin von Steinbach die gleiche Geistesart verkörpern.

Ihre Schöpfungen haben ihre geistige Heimat nicht in erster Linie im Christentum, sondern entspringen kaiserlich-völkischer Gesinnung[57]), dem gleichen Bekenntnis zur Idee des Stauferreiches, das die Baumeister des Münsters bewog, in den Glasmalereien der Fenster nicht kirchliche Heilige, sondern die Bildnisse aller deutschen Kaiser bis zum Vollendungsjahr 1275 darzustellen. Das Wesen der gotischen Dome wurde nicht von den Repräsentanten der römischen Kirche bestimmt, sondern von den völkisch bewußten Meistern und Handwerkern der Bauhütten. Der Geist der Bauhütten aber war der der ungebrochenen germanischen Tradition.

Blieb in der Gotik das selbstbewußte germanische Aufbegehren auf den Bereich der künstlerischen Ausdrucksformen beschränkt, so steigerte es sich drei Jahrhunderte später in der Tat Luthers zu einer völkischen Revolution von größter Spannweite und Tiefenwirkung. Nicht nur ein religiöses Anliegen wurde hier zur Hauptfrage des 16. Jahrhunderts erhoben, sondern der gesamte politische Aufbau des deutschen Volkes, seine Sprache, sein Recht, seine Wirtschaft und Kultur, kurz das totale Sein seines volklichen Lebens stand in dem Zeichen einer nordisch-germanischen Erneuerung. Schon innerhalb dreier Jahrzehnte zeichnete sich ein geopolitisches Bild der Ausbreitung der Lehre Luthers ab, das die Reformation eindeutig zu einem völkischen Durchbruch des Germanentums stempelte.

Ebenso wie die Gotik ohne die machtpolitischen, gesellschaftlichen und geistigen Grundlagen des Stauferreiches undenkbar ist, ebenso knüpfte Luther bewußt an der staufischen Vergangenheit an. In seinem „Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" ruft er, die künftige Ent-

[57]) O. Westphal, a. a. O. S. 492.

Digitized by Google

wicklung vorwegnehmend, die Führungskräfte „der deutschen Nation" auf. Die völkische Not hat ihn zu diesem Fanfarenstoß veranlaßt: vor ihm steht - wie er in der Einleitung ausdrücklich betont - das große Stauferreich unter Friedrich II., das ihn rückschauend zum Vergleich der gegenwärtigen Reichsohnmacht mit der stolzen Vergangenheit herausfordert, für die Zukunft aber den Anruf in sich schließt, die Epoche der Zerrissenheit, Schwäche und Versklavung zu überwinden. In seiner blutvollen Sprache bringt er die zahlreichen Eisenketten, mit denen Deutschland an die römische Hierarchie geschmiedet ist, zum Erglühen. Sie sollen spürbar brennen, ihr Einschneiden in das Fleisch des deutschen Volkskörpers soll für diesen unerträglich werden.

Aber sein Eintreten für die deutschen nationalen Belange ist weniger über die Alpen gerichtet, sondern wendet sich an das deutsche Volk selbst. Wenn er in seinem Anwurf gegen Wucher und Fuggerei die Brechung der Zinsknechtschaft fordert, wenn er die Einfuhr der Luxus- und Modegüter verbannt, wenn er dagegen die zwar einfachen, aber guten deutschen Leinenstoffe preist, wenn er schließlich auf die grundlegende Tatsache hinweist, daß der erste völkische Stand das Bauerntum sei und dem Handel nur eine zweitrangige Bedeutung zukomme, so sind dies Forderungen, die in mehr als einem Punkte dem nationalsozialistischen Ideengut nahekommen.

„Wäre Deutschland unter einem Haupt und in einer Hand, so wäre es unüberwindlich!" ruft er aus, und in seiner Sehnsucht nach einem neuen Reichsschöpfer, ruft er nach dem „vir heroicus", dem Ausnahmemenschen, feiert er den „Heros", den geschaffenen und von Gott getriebenen Führer, der außerhalb der Regel steht[58]).

Seine Bibelübersetzung, in der er die verachtete deutsche Sprache zu einer „Haupt- und Heldensprache" erhöhte, wurde nicht nur das größte literarische Ereignis des 16. Jahrhunderts, sondern eine politische Tat[59]). Sein religiöses Bekenntnislied: „Ein feste Burg" wurde in deutschen Notzeiten zu einem politischen Trutzlied, und die unerschütterliche Gewißheit, mit der es schließt: „Das Reich muß uns doch bleiben!" hob es für den Deutschen aus der engen Sphäre der Bibelgläubigkeit in den politischen Bereich deutschvölkischen Wollens.

Weil Luther in seiner Person den grübelnden Mönch, den faustischen Gelehrten, den weltoffenen Junker Jörg, den mahnenden Fürstenberater und sorgenden Familienvater vereinigte, oder wie es Goethe in einem Brief an Herder am 10. Juli 1776 ausdrückte: weil er „der ganze Luther und ein ganzer Kerl, ganz Mönch, ganz Ritter, ganz Lehrer" war, darum drangen seine Worte in das Herz aller Stände des deutschen Volkes: sie bestimmten die Entscheidung seiner deutschbewußten Fürsten, sie appellierten an die wahren Pflichten des deutschen Adels, sie belebten die Ritterschaft mit einem neuen Reichsbewußtsein, sie riefen die Städte zur politischen Mündigkeit auf und bestärkten die Freiheitssehnsucht der Bauern. Es war dabei verständlich, daß selbst seine ausgesprochen theologische Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen" von der Bauernschaft in erster Linie politisch gewertet wurde. Die Bauern, in denen das altgermanische Freiheitsgefühl lebendig geblieben war, griffen mit

[58]) Vergl. hierzu: O. Scheel, Der Volksgedanke bei Luther. Historische Zeitschrift. Bd. 161, S. 490 ff.

[59]) G. Ritter, Luther und der deutsche Geist in: „Die Weltwirkung der Reformation". Leipzig 1941. — K. Pleyer, Die Reichsweite der deutschen Reformation. Hist. Zeitschrift Bd. 153. O. Scheel, a. a. O. S. 481.

Digitized by Google

beiden Händen gierig nach diesem Geschenk für ihr knechtisches Dasein. Ihre Führer übersahen, daß es Luther vorab nur um die geistige Freiheit ging, um jenen idealistischen Freiheitsbegriff, der um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in der deutschen Bewegung seine vollendete philosophische Prägung erhielt. Und doch war bei den Bauern das höhere geschichtliche Recht, weil sie instinktiv empfanden, daß sich geistige und politische Freiheit im germanischen Bewußtsein nicht trennen lassen.

Diese grobe Skizze mag genügen, um zu zeigen, daß Luther aus einer tiefen völkischen Besorgnis aufbegehrte. Es soll nicht bestritten werden, daß das religiöse Anliegen das Leitmotiv darstellte, aber der Erfolg seines reformatorischen Werkes ist nur richtig zu begreifen, wenn man seine Verwurzelung im rassischen Urgrund Europas erkennt[60]).

Nur dann ist zu verstehen, daß der Ruf dieses einfachen Mönches den gesamten indogermanischen Raum Europas erfüllen und wachrufen konnte. Wie ein „fahrend Platzregen" - um mit Luthers eigenen Worten zu sprechen - befruchteten seine Thesen, Schriften, Worte und Lieder die ausgedörrten Gefilde des Kontinents, soweit ihr Blutsboden nordisch bestimmt war. Gewiß, der Boden war bereits vorgepflügt und wurde zu gleicher Zeit von Männern wie Hutten, Wimpfeling, Kopernikus, Paracelsus auch auf den Gebieten der völkischen Dichtung und Wissenschaft zubereitet, aber die Saat vermochte nur deshalb so gleichmäßig und unbeirrt um staatliche, ständische oder wirtschaftliche Grenzpfähle aufzugehen, weil der eine Sämann seine Saat auf die g l e i c h e völkische Humusschicht werfen konnte. In weniger als drei Jahrzehnten hatten sich - wie der päpstliche Legat Alexander einräumen mußte - neun Zehntel des deutschen Volkes aus innerem Antrieb zu der Tat Luthers bekannt. Das deutsche Bürgertum in Böhmen, Polen und Ungarn nahm begeistert seine Lehre auf. Sein Schritt bedeutete ein religiöses und nationales Bekenntnis zugleich und gab ihm eine unzerstörbare volkstumserhaltende Kraft. Die deutsche Schweiz, die baltischen Länder, Holland und England folgten ebenso dem Rufe Luthers oder der ihm verwandten Reformatoren Zwingli und Calvin. Auch die nordische Schicht Frankreichs, zumeist durch die Glaubensrichtung der Hugenotten vertreten, empfand den Appell an ihr Blut stärker als die Erfordernisse der staatlichen und religiösen Einheit ihres Landes.

Die eigentliche Bedeutung des geistigen Umbruches im indogermanischen Raum durch die Reformation erhellt aber erst, wenn wir den geographischen Umgriff zur Zeit ihrer größten, weil noch ungehinderten Ausbreitung mit dem Ausdehnungsgebiet der Gotik vergleichen[60a]). Dann ergibt sich die eindeutige Feststellung, daß sich beide Räume bis auf geringfügige Abweichungen decken. Diese Übereinstimmung über drei Jahrhunderte hinweg ist aber nur möglich, weil sie ihre Ursache in Geistesmächten hatte, die die Festigkeit völkischer Substanz besaßen und daher den oberflächlichen Einwirkungen der Zeitläufte zu trotzen vermochten.

Wir schlagen wiederum drei Blätter der europäischen Geschichte um, jedes Blatt mit den Ereignissen eines Jahrhunderts voll beschrieben. Der Ausbruch des germanischen Menschen aus der romanischen Zwingburg der päpstlichen Hierarchie hatte

[60]) Mag O. Scheel in mancher Formulierung auch zu weit gehen, so dürfte ihm doch gegenüber G. Ritter die tiefere Einsicht gegeben sein.

[60a]) Vergl. hierzu die beiliegende Karte.

Digitized by Google

sich als endgültig erwiesen und das staatliche Gesicht Europas weitgehend umgeformt. Jedoch hatte sich auch hier gezeigt, daß es die Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Lebens nicht zuläßt, daß eine neue Idee sich frei und ungehindert in voller Reinheit entfalten kann, sondern daß nach dem Gesetz des Pendelschlags die Gegenmächte im Bunde mit den Kräften der Beharrung den völligen Durchbruch des Neuen zu hindern und bereits verlorenes Gelände wieder zurückzuerobern vermögen, wenn sie noch die Fähigkeit der Erneuerung besitzen. Wie so oft in der deutschen Geschichte erfolgte der ideelle und machtpolitische Gegenstoß aus dem Mittelmeerraum, aus der romanischen Welt. Sein Träger war diesmal der Jesuitismus.

„Die Jesuiten erschienen, um die päpstliche Theologie herzustellen... Es waren Spanier, Italiener, Niederländer; lange Zeit kannte man den Namen ihres Ordens nicht: man nannte sie spanische Priester. Von den Deutschen haben sie nichts empfangen: ihre Lehre und Verfassung war vollendet, ehe sie bei uns erschienen. Wir dürfen den Fortgang ihres Institutes bei uns im Allgemeinen als eine neue Einwirkung des romanischen Europas auf das germanische betrachten." So charakterisierte bereits Ranke[61]) die weltpolitische Wirkung der Gegenreformation.

Im Jesuitenorden fanden die germanenfeindlichen Wesenszüge der römischen Kirche ihre konsequente Durchbildung und organisatorische Erfassung, durch das Tridentiner Konzil wurden sie zur Grundlage des modernisierten politischen Katholizismus. Die römische Machtidee erlebte durch die in den Exerzitien formulierte Forderung Christi: „Mein Wille ist es, die ganze Welt und alle Feinde zu unterwerfen" ihre theologische Untermauerung und in dem Anspruch des Papsttums auf die unbedingte Vorherrschaft über die staatlichen Gewalten ihre machtpolitische Auswirkung.

Ignatius von Loyola baute als ehemaliger baskischer Offizier seinen Orden zu einem soldatisch zuchtvollen Sturmtrupp und Machtinstrument der kurialen universalen Herrschaftsidee aus, indem er seine Mitglieder bewußt aus allen Bindungen der Sippe und des Volkes löste, an die Stelle des auf den germanischen Grundwerten der Treue und Ehre beruhenden freien Gefolgschaftswillen den Kadavergehorsam setzte. Jedes nationale Denken wurde nach dem Ausspruch des Jesuitengenerals Goswin Nickel als eine Pest empfunden und daher die lateinische Sprache als universales Bildungsmittel festgelegt[62]). Mit den Mitteln der augustinischen Seelenzergliederung und einer straffen psychologischen Methode, wie sie nur Unterrassen zugemutet werden kann, entwickelte der Orden eine Form der Menschenführung, die seinen erfolgreichen Einsatz für jeden Zweck, in jedem Gebiet des Universums sicherstellte und seine Mitglieder zu ihrer einflußreichen Machtstellung als Beichtväter, Fürstenberater und Erzieher befähigte. Dem unbegrenzten Ideenreichtum und unbändigen Forscherdrang des faustisch-nordischen Menschen setzte er das zweckbestimmte, erfolgsbedachte Prinzip des dressierten Mittelmaßes entgegen. Der jesuitische Biograph Bichlmair räumt freimütig ein, daß nur wenige große Männer einen so geringen Schatz von Ideen besessen hätten wie der Stifter des Jesuitenordens. Aber auch nur wenige Männer hätten es so gründlich verstanden wie er, mit diesen Ideen vollständig Ernst zu machen[63]). Aus dieser Magie des Erfolges entwickelten sich die Anschauungen des

[61]) L. v. Ranke, Geschichte der Päpste. Wien. S. 360.
[62]) G. Albert, Der Jesuitenorden. Nationalsoz. Monatshefte, 1936, Heft 80/81.
[63]) Bichlmair S. J., Die Jesuiten. Köln 1933. S. 10.

Digitized by Google

geistlichen Vorbehaltes, des Probabilismus und der Kasuistik, die einer Aufweichung oder gar Vernichtung einer rassisch gefestigten Wertordnung gleichkamen.

Diese rationale Ausrichtung und Beherrschung der Seelenkräfte fand ihre Ergänzung in einer Wiederbelebung mystischer Vorstellungen, die jedoch nichts mit der deutschen Mystik eines Eckehart gemein haben, sondern mehr die Wesenszüge der vorderasiatischen Mysterienkulte tragen. Die Verschmelzung mit dem mystischen Leib Christi galt als das höchste religiöse Erlebnis, und das Sakrament des Abendmahls wurde endgültig die höchste Ausdrucksform des katholischen Kultus. Nur auf dem Boden des jesuitischen Geistes konnten selbst noch im 19. Jahrhundert die Sätze von der unbefleckten Empfängnis der Maria und von der Unfehlbarkeit des Papstes ihre dogmatische Festlegung erfahren.

Wohl gelang es dem von den Kräften des Jesuitentums neubelebten politischen Katholizismus, nicht nur den Bestand der römischen Kirche um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu erhalten, sondern erneut aus dem Mittelmeerraum über Spanien und die Niederlande einerseits, die habsburgischen Erblande und Bayern andererseits auf den klassischen Bahnen der römischen Umfassungsstrategie offensiv vorzustoßen und bereits umstrittene Länder zurückzuerobern, ja selbst sich in rein germanischen Gebieten, wie Westfalen, das sich von dem Extrem wiedertäuferischer Zuchtlosigkeit zu dem andern Extrem renegatenhafter Ausschließlichkeit und rassisch bedingter Beharrlichkeit entwickelte, wichtige machtpolitische Außenposten zu schaffen. Aber trotz Ausnutzung günstiger staatlicher Konstellationen und der deutschen Erbeigenschaften der staatlichen und religiösen Zwietracht blieb ihm ein durchgreifender Erfolg versagt, und es gehört mit zu den stärksten Beweisen für die geschichtsgestaltende Kraft der rassischen Komponenten, daß sich der germanisch-nordische Mensch gegen diesen Zugriff im allgemeinen siegreich behauptete und ihn in der „deutschen Bewegung" um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert mit einer geistigen Gegenoffensive beantwortete.

Als Kant in Königsberg die Gesetze des Weltalls wie der menschlichen Vernunft aus germanisch-kosmischem Ordnungsdenken heraus erschloß, als Goethe in Straßburg vor dem Münster zu seinem deutschen Wesen fand, als der Klassiker Winckelmann den Gleichklang nordischer und antiker Kunstgesinnung aufzeigte, die Romantiker Schlegel und Tieck dagegen die Welt Shakespeares endgültig in den deutschen Erlebniskreis einbezogen, als Herders Stimme die jungen slawischen Völker zum Bewußtsein ihrer indogermanischen Schicksalsverbundenheit, aber auch staatlichen Mündigkeit aufrief und schließlich Graf Gobineau einen letzten Appell an das germanische Führungserbe seines Volkes richtete, da wurde wiederum jener geistige Raum abgesteckt, der vor nahezu vier Jahrtausenden die gleiche indogermanische Blutsgrundlage erhalten hatte. Es war nur folgerichtig, daß die überreichen Kräfte dieser deutsch-germanischen Rückbesinnung nicht vor den Grenzpfählen enger römischer Glaubensgesinnung haltmachten, sondern ganz Europa zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung und Belebung führten. Sie waren es, die einerseits die geistigen Voraussetzungen für die Reichssehnsucht der Paulskirche wie der Bismarckschen Reichsgründung bildeten, die andererseits aber auch den indogermanischen Raum Europas befähigten, den um die Mitte des 19. Jahrhunderts erneut vorgetragenen Vorstoß der Neuscholastik und des Neoultramontanismus unter Pius IX. zurückzuwerfen. Wieweit diese rassischen Urkräfte selbst noch im

Digitized by Google

katholischen Bereich lebendig waren, offenbarte sich besonders markant in der Haltung der Bischöfe Europas bei den Verhandlungen über das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes, jener höchsten Steigerung der gegenreformatorischen Machtidee, auf dem Vatikanum[64]).

In fünf fast gleichlautenden Adressen bekannten sich im Januar 1870 zwei Drittel sämtlicher Bischöfe des deutschen Reichsgebietes und der österreichischen Reichshälfte sowie einmütig der von deutschen Bischöfen geführte ungarische Episkopat als Gegner des neuen Dogmas. Auch ein gutes Drittel der französischen Bischöfe stellte sich in die gleiche Front, unter ihm fast alle Metropoliten und Inhaber der bedeutungsvollen Traditionsstühle aus der fränkischen und westgotischen Reichsgründung. Ebenso ist es bezeichnend, daß alle sieben gegnerischen Bischöfe Italiens ihre Diözesen in dem nördlich des Tiber gelegenen Italien hatten, also in dem Gebiet, in dem das Erbe des Ostgoten- und Langobardenreiches sowohl blutsmäßig wie politisch-ideologisch wach geblieben war. Fügt man zu diesen Bistümern der Gegenfront die vielen germanischen Räume hinzu, die bereits zur Zeit Luthers aus der päpstlichen Hierarchie herausgebrochen waren, so ersteht vor uns das gleiche indogermanische Europa, dem die Dome der Gotik ein einheitliches Gepräge verliehen und das einst die Kräfte der Reformation umgepflügt hatten.

Unser Überblick über die deutsche Geschichte hat die grundlegende und wohl überaus bedeutungsvolle Tatsache ergeben, daß gerade in den Epochen, in denen die staatliche Macht zertrümmert am Boden lag oder infolge anderer Zielsetzung und weltanschaulicher Bindung nicht in der Lage war, das wahre Erbe des deutschen Kaisertums zu verteidigen und zu repräsentieren, sich aus dem Urgrund germanischen Wertgefühls ein gewaltiger Protest gegen den römischen universalen Machtanspruch erhob. Wie nach einem geheimen biologisch-geistigen Lebensrhythmus brandete in drei großen Wellen - im 13. Jahrhundert durch die Gotik, im 16. Jahrhundert durch die reformatorische Revolution und im 19. Jahrhundert als Reaktion auf das Vatikanum - aus dem indogermanischen Schoß Europas der Wille zur geistig-völkischen Selbstbehauptung gegen die päpstliche Hierarchie an: ein ergreifendes Beispiel von der Kraft blutlicher Konstanz.

Wir stehen auch heute noch zu stark im engen Bannkreis staatlicher Betrachtungsweise, um das vorliegende Geschichtsphänomen in seiner Bedeutung und politischen Verpflichtung genügend würdigen zu können. Bis zum Zusammenbruch des Bismarckschen Reiches 1918 war der kleindeutsche, ja kleinstaatliche Standpunkt der vorherrschende. Das Erlebnis des Weltkrieges, die große graue Front im Osten, die zum erstenmal das außerdeutsche Volkstum bewußt in sich einbezog, und der Anschlußwille Deutschösterreichs stellten uns unter das Gebot der gesamtdeutschen Geschichtsauffassung. Noch war aber die innere Bereitschaft zu dieser neuen Besinnung größer als die Kraft des Reifens und Vollbringens, als die neue weltpolitische Tat des Führers 1939 das Reich wieder gebieterisch zur seiner naturgegebenen und traditionellen Führungsaufgabe im indogermanischen Raum berief. Diese eruptive weltpolitische

[64]) Vergl. hierzu meine ausführliche Darstellung in: Bismarcks Kampf mit dem politischen Katholizismus. Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands. Hamburg 1942, S. 312 ff. und die beiliegende Karte.

Digitized by Google

Entwicklung hat die alten Maßstäbe zerbrochen und uns den Blick geöffnet für die indogermanische Schicksalsverbundenheit der europäischen Staaten und Kultur.

Auch der geschichtliche Kampf des Germanentums gegen das Papsttum als eines orientalisch-romanischen Mittelmeermacht, die jenseits jeder staatlichen Begrenzung die Machtorganisation eines universalistischen bezw. internationalen Prinzips verkörpert, ist bisher nur größtenteils soweit erfaßt und dargestellt worden, wie er im staatlichen Bereich in Erscheinung trat. Gewiß wurde diese Jahrtausende umfassende Auseinandersetzung in erster Linie von den großen staatlichen Mächten, sei es dem großgermanischen Reich der Karolinger, dem mehr stammesmäßig bestimmten Deutschen Reich der Sachsen, Salier und Staufer oder schließlich dem kleindeutschen Kaiserreich Bismarcks, bestritten. Papsttum und Kaisertum beherrschten als die großen Widersacher die politische Bühne. Wenn aber bereits im ausgehenden Mittelalter im „ludus de antichristo" dieser wesensmäßige Gegensatz, der damaligen Zeit entsprechend, bis zur metaphysischen Tiefe aufgerissen und als der Kampf der beiden grundsätzlichen Gegenkräfte des christlichen Kosmos: Christ-Kaiser und Antichrist-Papst empfunden wurde, so erwächst unserm Geschlecht die Verpflichtung, ihn, unter die staatliche Oberfläche lotend, bis zu seiner rassisch-völkischen Tiefe und Weite zu erforschen.

Aus diesem Urgrund, aus dem ewig gültigen Mutterschoß Europas, der **germanitas**, erhoben sich verteidigend oder auch machtvoll angreiferisch gegen Rom die oben aufgezeigten Protestaktionen. Dem Wesen der Gotik entsprach es, daß ihre Wirkung sich gemäß der Begrenzung ihrer künstlerischen Ausdrucksmittel auf den geistigen Raum beschränkte und daher nur m i t t e l b a r politisch sein konnte. Anders die Reformation Luthers! Sie war der Durchbruch und Ausbruch religiöser, völkisch-staatlicher und kultureller Kräfte zugleich und besaß daher auch die formende Gewalt, das Antlitz fast ganz Europas umzumeißeln und einen ganzen Aon in seinen Grundzügen festzulegen. Der letzte Erfolg blieb allerdings auch ihr infolge des Zwiespaltes zwischen der Staatsräson und den Sonderinteressen der Fürsten einerseits und der Vielgestalt der romfeindlichen Strömungen andererseits versagt. Zur Meisterung dieser Aufgabe fehlte der von Luther beschworene völkisch-politische Heros. Der Protest auf dem Vatikanum trug bereits den Charakter der reinen Verteidigung. Ihm fehlte das die Jahrhunderte bezwingende Fanal, die aufrüttelnde und zukunftsweisende Parole, so daß er sich zumeist in matten Rückzugsgefechten erschöpfte und am Ende das Feld endgültig der päpstlichen Hierarchie überließ. Diese vermochte nun zwar nach außen zu triumphieren und ihren Machtapparat organisatorisch und juristisch bis zur letzten Vollkommenheit auszubauen. Aber ihr Sieg war nur ein taktischer und mit dem Opfer der letzten Reserven germanischer Kräfte innerhalb der Romkirche zu teuer erkauft.

Der Verlust ihrer blutlichen und geistigen Bindungen an die geschichtsgestaltenden Energien Europas trieb sie in zunehmendem Maße in die Arme der gestaltlosen internationalen Mächte und bestimmte auch ihre Stellung in dem weltgeschichtlichen Ringen der Gegenwart.

Als Adolf Hitler die unter dem Geflecht internationaler Verstrickung, unter der Überlagerung fremdrassischer Werte und der Last staatlichen Sondergeistes ruhenden Kräfte des Germanentums in Europa zum Selbstbehauptungskampf gegen den jüdisch-asiatischen Bolschewismus aufrief und das deutsche Volk, der aus germanischer Wurzel entstandene Faschismus Italiens, die im germanischen Kraftfeld liegenden Staaten

Digitized by Google

Ungarn, Slowakei und Kroatien, die „Wiking"-Divisionen der nordischen Völker und die von altfränkischem Freiheitsbewußtsein erfüllten Freiwilligenverbände Spaniens und Frankreichs diesem Rufe folgten, da ergab sich eine Situation, wie sie, wenn auch unter anderen Bedingungen, schon mehrmals in der Geschichte in Erscheinung getreten ist. Es sind letzten Endes die gleichen Kräfte, die einst den gotischen Bauwerken Europas eine einheitliche Struktur verliehen, die es in der Reformationszeit erschütterten und neu formten, die schließlich im 19. Jahrhundert aus demselben Raum heraus in gleicher Weise auf das Vatikanum antworteten, die heute durch den Genius des Führers zum vollendeten Durchbruch und zur staatspolitischen, kulturellen und wirtschaftlichen Neugestaltung Europas gelangen.

Wie aber in den früheren Jahrhunderten die großen germanischen Entscheidungsschlachten zur Verteidigung Europas gegen fremdrassische Invasionen (Poitiers 732 gegen die Araber; Schlacht auf dem Lechfeld 955 gegen die Madjaren; Liegnitz 1241 gegen die Mongolen, Wien 1529 gegen die Türken) ohne jede Unterstützung durch die Romkirche geschlagen wurden, wie das Papsttum damals entweder durch seinen Kampf gegen das Kaisertum die wertvollsten völkischen Kräfte Deutschlands band (1241 und 1529) oder ohnmächtig als Spielball römischer Interessengruppen und moralisch zerfressen außerhalb des europäischen Geschehens vegetierte (955) oder sogar ideell im Lager der Feinde des Abendlandes stand (1529), so versagt es sich auch in der gegenwärtigen Entscheidung im Osten, die einen neuen geschichtlichen Aon, das völkisch-nationalsozialistische Zeitalter gebiert, der gesamteuropäischen Verpflichtung.

Der Kampf im Osten bedeutet die größte Regeneration des Germanentums in der Geschichte. Wie aus einem gewaltigen Vulkan brechen die völkischen Urkräfte hervor und überdecken mit ihrem feurigen Lavastrom die Rudimente brüchiger internationaler Konstruktionen. Aus der Rückbesinnung auf die europäische Vorgeschichte und im Hinblick auf die politische Zielsetzung der europäischen Zukunft erwächst ein neues europäisches Geschichtsbewußtsein, das viele Jahrtausende umfaßt und vor dessen Monumentalität die päpstliche Dynastie zu einer Größe minderer Ordnung zusammenschrumpft. Diesen neuen Aon trägt das deutsche Volk auf seinen Schultern im Kraftgefühl seiner Jahrtausende alten Tradition und in der selbstsicheren Gewißheit, daß es durch Selbstreinigung von allen fremden Bestandteilen jetzt endlich die innere Geschlossenheit erhält, die ihm die Erfüllung seines Schicksals ermöglicht. In dem Maße, wie es den Sinn des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum in seiner Geschichte begreift, wird es zur Lösung dieser epochalen Aufgabe und zur endgültigen Beseitigung dieses Dualismus fähig sein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Adam Smith als Vertreter der Britiſchen Plutokratie

Von

Ottokar Lorenz

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus meinem in der Fertigstellung begriffenen Buch über *deutsches, englisches und jüdisches Wirtschaftsdenken* bringe ich im folgenden den Abschnitt über Adam Smith als Vertreter der britischen Plutokratie zum Vorabdruck. In der Tatsache, daß der größte britische Nationalökonom ein Vertreter plutokratischen Denkens war, sehe ich mehr als eine zufällige persönliche Eigenart dieses Mannes. Ich glaube vielmehr, daß in seinem Werk der Wirtschaftsgeist einer ganzen Nation seinen vollgültigen Ausdruck gefunden hat. Nicht als ob seine einzelnen Lehrsätze bis auf den heutigen Tag die „richtigste" Erklärung des britischen Wirtschaftslebens bieten würden – aber der Geist, aus dem seine Lehrsätze erdacht und geformt sind, ist der reinste Ausdruck des britischen Wirtschaftsgeistes. Um zu zeigen, wie ich das meine und wie ich die vorliegende Untersuchung verstanden wissen will, muß ich ihr einige allgemeine Gedanken aus meinem Buche voranstellen.

Volkswirtschaft und Volkscharakter

Wenn wir die Eigenart der Wirtschaft verschiedener Völker bestimmen wollen, so denken wir Deutschen zuerst an die Eigenart dieser Völker selbst.

Denn wie vielfältig sich auch z. B. die deutsche und die englische Wirtschaft in ihren materiellen Gegebenheiten unterscheiden mögen, in den Ziffern ihrer Produktion und ihres Handels, in ihrer Ausstattung mit Kapitalien und technischen Errungenschaften, in ihrer Berufsgliederung oder in ihrer internationalen Verflechtung, so sind doch alle diese Tatsachen nur Merkmale einer einmaligen historischen Situation, die – wie jede geschichtliche Erscheinung – dauernden Veränderungen unterworfen ist und die sich vielleicht morgen schon in der erstaunlichsten Weise geändert haben wird. Was aber bleibt, ist die Verschiedenheit der völkischen Charaktere, die seit Jahrhunderten fest geformt sind. Ihre rassischen Grundelemente erhalten sich unverändert in all dem fließenden Wechsel der zufälligen äußeren Umstände und prägen mit Notwendigkeit immer wieder dem Handeln der Menschen und Völker ihren Stempel auf.

Die Frage nach der Wesensverschiedenheit der Wirtschaft zweier Völker führt also auf die Verschiedenheit der völkischen Charaktere zurück und verlangt eine Untersuchung darüber, wie sich der Volkscharakter im Wirtschaften der Völker auswirkt. Diese Frage hat die Wirtschaftswissenschaft bisher kaum gestellt. Soweit sie sich überhaupt mit der *Wirtschaftsgesinnung* beschäftigte, versuchte sie fast ausschließlich, Kennzeichen für die verschiedenen aufeinanderfolgenden *Zeitalter* der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung herauszuarbeiten. Es sind aber nicht nur die Tendenzen der jeweils herrschenden Wirtschaftssysteme, die eine Einheit im Denken und Handeln der wirtschaftenden Menschen erkennen lassen. Auch *für das wirtschaftliche Leben eines Volkes* müssen sich einheitliche Grundzüge finden, die, durch die gleichbleibenden Züge des Volkscharakters bedingt, den Wechsel der Wirtschaftssysteme überdauern. Umgekehrt muß auch ein bestimmtes Wirtschaftssystem sich im Leben verschiedener Völker entsprechend der Verschiedenartigkeit ihres Volkscharakters verschieden auswirken. Das ist wohl gelegentlich in allgemeinen Wendungen anerkannt worden, man hat aber diese Probleme niemals mit jener Gründlichkeit durchforscht, die dem verschiedenen Geist

Digitized by Google

der Zeiten gewidmet wurde[1]). Erst heute begreifen wir das bisher allzusehr vernachlässigte Problem als eine Grundfrage aller Wirtschaftswissenschaft.

Die charakterliche Verschiedenheit der Völker prägt sich nicht zuletzt in ihrer verschiedenen Einstellung zur Arbeit aus. Wie tief gerade diese verschiedenartige Einstellung zur Arbeit in den innersten Wesenskern der Völker hinabreicht, davon zeugt schon das allgemeinste und unmittelbarste Ausdrucksmittel der Volkspersönlichkeit, die Sprache.

Das Wort „Arbeit" steht sprachgeschichtlich in engstem Zusammenhang mit dem Wort „Erbe". Leider haben uns die Sprachforscher bisher keine befriedigende Deutung dieses wohlbekannten Zusammenhanges gegeben[2]). Ich will dazu nur eines feststellen: Das Wort Arbeit findet sich in dem größten Denkmal des mittelalterlichen deutschen Geistes und der mittelhochdeutschen Sprache, im Nibelungenlied, an hervorragender Stelle in einer sehr auffallenden Bedeutung. In jenen allbekannten Versen, mit denen das Lied von „der Nibelungen Not" anhebt, wird gesagt:

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
von helden lobebaeren, von großer arebeit.

Das Wort „arebeit" bedeutet hier gewiß kein freudevolles Werk, sondern Not, Mühe, Qual und Kampf. Aber ebenso gewiß bedeutet es nicht jene schändliche Not des Knechtes, zu der uns ein strafender Gott durch die Vertreibung aus dem Paradies verflucht hat, sondern es bedeutet die Schicksalsnot, die zu bestehen wir durch den Allmächtigen berufen sind und deren Meisterung der Ruhm des Helden und die Ehre des freien Mannes ist. So ist dem Dichter des Nibelungenliedes Arbeit gleichbedeutend mit Kampf und Schicksal. Und liegt nicht heute wieder in dem Gleichklang dieser Worte die Stärke unseres Volkes und die Größe unserer Zeit?

Selbst in der schönsten und tiefsten volkskundlichen Abhandlung über die deutsche Arbeit, jener vor 80 Jahren erschienenen Schrift W. H. Riehls, die uns in großen Partien so lebensfrisch und zeitnahe anmutet, als sei sie heute geschrieben, habe ich jedoch über diesen Gleichklang von Kampf und Arbeit keine Silbe gefunden, sei es nun daß damals doch noch der Blick auf die verschiedene industrielle Nützlichkeit von

[1]) Nur die durch ihre völlige Fremdheit auffallende jüdische Wirtschaftsgesinnung wurde eingehender untersucht, allerdings fast nur von „Außenseitern", wenn man von dem unzulänglichen Buch Werner Sombarts über „Die Juden und das Wirtschaftsleben", (Leipzig 1911) absieht. Grundsätzlich ist das Problem „Volkscharakter und Wirtschaft" in dem unter diesem Titel erschienenen „wirtschaftsphilosophischen Essay" von Hermann (Israel) Levy (Leipzig 1926) aufgeworfen, es wird aber nur mit einigen geistreichen Bemerkungen behandelt, die den wissenschaftlichen Vorwand dafür bilden, daß diese jüdische Wirtschaftsphilosophie gerade die Auflösung der völkischen Eigenarten durch die kapitalistische Wirtschaft betreiben und einen durch sie geformten „supranationalen Menschen" propagieren kann, der nach Levy „stark anglo-amerikanisch orientiert" ist! (S. 103 ff., bes. S. 106.)
Über den britischen Wirtschaftsgeist ist in neuester Zeit eine kurze, aber lesenswerte Studie von Carl Brinkmann „Der wirtschaftliche Liberalismus als System der britischen Weltanschauung" erschienen (Schriften des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung, Heft 22, Berlin 1940). Vgl. dazu Klaus Wilhelm Rath „Imperialismus und völkische Wirtschaftsordnung", München-Berlin 1940, besonders S. 20 ff.

[2]) Für den Bedeutungszusammenhang der beiden Worte gibt es eine sehr naheliegende Erklärung, die sich auf eine Begriffsbildung der slawischen Sprachen (robot = Knecht) stützt. Ich halte diese Erklärung für irreführend. Daß die germanischen Völker unter der Arbeit nicht etwas Knechtisches verstanden haben, wird, glaube ich, durch die folgenden Ausführungen sehr deutlich.

Digitized by Google

Arbeitern und Soldaten es unmöglich machte, in beiden die gleiche kämpferische Haltung zu entdecken, sei es daß wir heute erst die nötige Unabhängigkeit vom Geiste der jüdischen Mythologie uns erworben haben, die uns die alte deutsche Eigenart erst wieder voll verständlich macht.

Heute jedenfalls haben wir wieder ein offenes Ohr für den Gleichklang von Kampf und Arbeit und Schicksal. Und wenn der Dichter des Nibelungenliedes „von helden lobebaeren und großer arebeit" zu erzählen verspricht, so wissen wir zwar, daß er in diesen Worten ganz und gar keine Philosophie geben will. Aber wir verstehen, daß er in ihnen „Arbeit" als Schicksalsnot und Berufung des Helden begreift, und so vermögen wir in den gleichsam als Aberschrift über unser größtes Heldenlied gesetzten Worten über die Jahrhunderte hinweg die Antwort eines Volkes auf die Frage nach dem Sinn seines Daseins und seines Tuns und Wirkens zu hören.

Wir können diese Deutung um so unbedenklicher annehmen, als sie ganz unmißverständlich durch ein anderes Wort unserer Sprache bestätigt wird: Das deutsche Arbeitsethos, das Verhältnis des deutschen Menschen zu seinem Lebenskampf und zu seiner täglichen Arbeit, kann nicht kürzer und zugleich umfassender gekennzeichnet werden als durch das eine Wort Beruf. Der Deutsche fühlt sich zur Arbeit berufen, er faßt die Tätigkeit, die er im Rahmen der Gemeinschaft ausübt, als seine Berufung auf, das heißt als die ihm von Gott gestellte Lebensaufgabe.

Das Wort „Beruf" ist in seiner heutigen Bedeutung zum ersten Male von Martin Luther gebraucht worden. Im altgermanischen Wortschatz kann sich der Begriff „Beruf" naturgemäß noch nicht vorfinden, da auch die gesellschaftliche Wirklichkeit, wie sie die Germanen erlebten, noch keine entwickelte arbeitsteilige Wirtschaft, also auch noch keine ausgesprochene Sonderung der Berufe kennt.

Das kirchliche Denken des Mittelalters erkannte nur die Geistlichen als Männer an, die zu ihrer Tätigkeit von Gott berufen waren. Dennoch gebrauchten schon die deutschen Mystiker das Wort „Ruf" auch zur Kennzeichnung des weltlichen Berufs. Das älteste deutsche Wort zur allgemeinen Bezeichnung der beruflichen Arbeit ist aber das Wort „Amt". Im Mittelalter war es durchaus üblich, vom „Amt des Kaufmanns" oder vom Amt irgendeines Gewerbetreibenden zu reden. Es ist leicht zu sehen, daß auch dieses Wort in seinem geistigen Gehalt dem Begriff „Beruf", wie wir ihn eben gedeutet haben, sehr nahe kommt.

Durch Luthers Bibelübersetzung wurde das Wort „Beruf" zum Allgemeingut des deutschen Volkes. Daß es sich bei der Prägung dieses Begriffes nicht um eine willkürliche Wortbildung Luthers handelte, sondern daß hier ein sprachschöpferisches Genie tiefste Wesenszüge der deutschen, ja überhaupt der germanischen Seele zum Ausdruck zu bringen verstand, zeigt ein wahrhaft erstaunlicher und meines Wissens in der Geschichte der Sprache einzigartiger Vorgang: Im Anschluß an die Übersetzung der Bibel in die verschiedenen Landessprachen findet in den folgenden Jahren und Jahrzehnten der von Luther geprägte Begriff „Beruf" bei sämtlichen germanischen Völkern Eingang[3]); die Holländer sagen seitdem „beroep", die Dänen „kald", die Schweden „kallelse", und selbst die Engländer bilden in Cranmers Bibelübersetzung das

[3]) Die Worte als solche sind — ebenso wie in der deutschen Sprache das Wort „Beruf" — schon vor der Reformation nachweisbar, nirgends aber sind sie vor der Reformation schon in ihrer heutigen Bedeutung gebraucht worden.

Digitized by Google

Wort „calling"[4]). Allerdings sind diese Wortprägungen der protestantischen Bibelübersetzungen bei den anderen germanischen Völkern - trotz ihrer viel stärkeren konfessionellen Einheitlichkeit - nicht im gleichen Maße in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, wie sich die Lutherische Wortprägung „Beruf" in dem konfessionell gespaltenen deutschen Volk durchgesetzt hat[5]).

Die Bildung dieser neuen Begriffe erfolgte selbstverständlich nicht aus dem Geiste der Bibel, die die Arbeit nach der Vertreibung aus dem Paradies als einen Fluch auf dem Menschen lasten läßt, diese Begriffe sind geprägt aus dem Geist der germanischen Völker, der sich in der Reformation gegen eine jahrhundertealte Überfremdung zur Wehr setzte. Der germanische Geist empörte sich gegen die katholische Anschauung, daß nur die Geistlichen zu ihrer Tätigkeit von Gott *berufen* sind, während alle weltliche Tätigkeit nach dieser Lehre minderen Ranges und minderen Wertes vor Gott ist. Nicht das Wirken *in* der Welt, sondern die Loslösung *von* der Welt gilt nach katholisch-christlicher Auffassung als höchste sittliche Leistung. - Die Loslösung von der Welt, die sich vornehmlich im Cölibat ausdrückt, ist in erster Linie eine Herauslösung des Geistlichen aus seinen natürlichen und blutsmäßigen Bindungen. Da die Kirche eine übervölkische Organisation ist, ist also gerade diese „*Loslösung* von der Welt" Voraussetzung einer kirchlichen Welt*beherrschung*. - Gegen dieses Prinzip wendet sich die Reformation mit ihrer Forderung nach der Gleichberechtigung des Laien und seiner Arbeit vor Gott. Sie begreift deshalb die weltliche Tätigkeit des Laien wie die geistliche des Priesters in gleicher Weise als Erfüllung einer von Gott gestellten Lebensaufgabe, das heißt als Beruf.

Wie sehr Luther mit dieser Auffassung gerade dem deutschen Volke aus der Seele sprach, ergibt sich aus der Tatsache, daß der Gebrauch des neuen Begriffes sich ohne weiteres auch bei den Anhängern der alten Kirche durchsetzte. Seit Luther mußten selbst die von der *katholischen* Kirche autorisierten Übersetzungen der Bibel ins Deutsche das aus germanisch-protestantischem Geist geprägte Wort „Beruf" übernehmen. Ist das nicht ein Beweis, daß in dieser Wortprägung *mehr* zum Ausdruck kommt als ein dogmatisch-konfessioneller Standpunkt? Und hätte nicht gerade die katholische Kirche, die sich seit vielen Jahrhunderten auf die geistige Macht bestimmter Begriffsbildungen verstand, mit aller Kraft den Kampf gegen diese durch und durch antikatholische Wortprägung[6]) aufgenommen, wenn sie nicht gespürt hätte, daß hinter

[4]) Ich entnehme das vorliegende Tatsachenmaterial der Schrift Max Webers „Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" (Tübingen 1924) S. 63 ff. Max Weber zieht daraus freilich nicht die gleichen einfachen Schlüsse. Dazu ist er in seinem Denken zu kompliziert. — Über „die Geschichte des Wortes Beruf" ist ferner ein Aufsatz von Karl Holl im 3. Bande seiner „Gesammelten Aufsätze zur Kirchengeschichte" (1928) S. 189 ff. zu vergleichen, der aber die Frage vorwiegend vom theologischen Standpunkt behandelt.

[5]) Diesen Hinweis, der die Untersuchungen Max Webers in einem besonders wichtigen Punkt ergänzt — und der seinen Schlußfolgerungen einen großen Teil ihrer Beweiskraft entzieht — verdanke ich dem Münchener Germanisten Otto Höfler.

[6]) Der Prälat Nikolaus Paulus sucht in seinem Beitrag „Zur Geschichte des Worts Beruf" (Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 45. Band, München 1925, S. 368 ff.) nachzuweisen, daß auch nach gewissen mittelalterlich-katholischen Lehren die weltliche Arbeit als eine Berufung aufzufassen ist. Das glauben wir ihm gerne. Es kommt doch aber darauf an, daß die Kirche mit solchen Gedanken niemals Ernst gemacht hat. Denn wenn unsere Aufgabe tatsächlich *in* der Welt liegt, was hat dann die Weltflucht und Askese noch für einen Sinn? Hier schließt nach meiner Meinung eines das andere aus, und deshalb scheint mir der Gedanke,

Digitized by Google

diesem lutherischen Begriff ein Ethos stand, das im deutschen Volke tiefer verwurzelt war als die lutherische Konfession?

Wenn aber - wie Max Weber und die protestantischen Theologen meinen - in dem Begriff Beruf tatsächlich nur das Ethos einer bestimmten Konfession, nicht das Ethos eines ganzen Volkes zum Ausdruck gekommen ist, hätten dann nicht auch die Protestanten der romanischen Länder einen gleichen oder ähnlichen Begriff bilden müssen? Natürlich gibt es doch auch in den romanischen Sprachen Worte, die eine innere oder äußere Berufung ausdrücken. Sie sind meist vom lateinischen „vocatio" abgeleitet. Aber in den romanischen Ländern haben die Protestanten nicht einmal versucht, diese oder ähnliche Worte zur Bezeichnung der beruflichen Tätigkeit in Anwendung zu bringen. Und unter den englischen Bibelübersetzungen, die gemäß der Zahl der englischen Sekten recht zahlreich sind, bildete allein diejenige Cranmers das Wort „calling"[7]). In diesem Zusammenhang ist es wohl wissenswert, daß der Kreis um Cranmer von den Engländern mit einem Spitznamen belegt wurde; sie nannten ihn - „die Deutschen"[8])!

Diese Tatsachen zeigen doch wohl, daß das verschiedene Arbeitsethos der Völker nicht in erster Linie das Ergebnis der Erziehungsarbeit verschiedener Konfessionen ist, namentlich die deutsche Entwicklung beweist vielmehr, daß die Völker schon vor diesen religiösen Kämpfen von einem verschiedenen Arbeitsethos erfüllt waren, das selbst in der Zeit schärfsten konfessionellen Kampfes als fest verwurzelte und eingeborene Gesinnung sich mächtiger erwiesen hat als alle theologischen Lehrmeinungen.

Wer freilich in der Arbeit nichts anderes sieht als eine wirtschaftliche Tätigkeit, dem müssen die Wurzeln dieser Gesinnung ebenso verborgen bleiben wie demjenigen, der das Arbeitsethos nur als ein theologisches Problem versteht. Wenn wir aber in beiden Fällen die Schranken fachwissenschaftlichen Denkens durchbrechen und zur Frage nach dem germanisch-deutschen Lebensstil und Schicksalsglauben vorstoßen, so erkennen wir die geschichtliche Einheit deutschen Wesens, dem die Arbeit - das Kämpfen und Mühen, Wirken und Schaffen und Streben - Lebensaufgabe und Beruf ist.

Die Worte, die die romanischen Völker zur Bezeichnung der Berufstätigkeit verwenden, führen auf ganz andere geistige und sprachliche Wurzeln zurück. Sie sind in der Hauptsache aus dem lateinischen „professio" abgeleitet. Die Bildung dieses Wortes geht auf das römische Steuerrecht zurück. Es bedeutet die wirtschaftliche Tätigkeit, zu der man sich bei der Abgabe der Steuererklärung als der Quelle seines Einkommens bekannte, bzw. den Ertrag dieser Tätigkeit, den man bekannte. Wenn auch das Bewußtsein dieser sprachgeschichtlichen Ableitung nach dem Ende des Römerreiches gewiß nicht mehr in den Völkern lebendig war, so wird doch zweifellos auch heute noch der Zusammenhang des Wortes „Profession" mit dem Worte „Profit" empfunden, das ja aus der gleichen Wurzel abgeleitet ist.

daß die höhere Wertschätzung des Goldes keine Verachtung des Silbers bedeute, kein sehr glücklicher Abschluß des Paulus'schen Beitrags zu sein. Aber ich bin kein Theologe und kein Moralist und will nicht gegen den Paulus-Mausbachischen Gedanken dieser moralischen Doppelwährung streiten. Wem der Gedanke zusagt, der mag meine Ausführungen auch so verstehen, daß der lutherische Berufsbegriff diese Doppelwährung durch eine einheitliche Arbeitswährung ersetzt hat.

[7]) Max Weber, a. a. O. S. 69.

[8]) George Macaulay Trevelyan „Geschichte Englands", 2. Auflage der deutschen Übersetzung, München und Berlin 1936, 1. Bd., S. 336.

Digitized by Google

Die Engländer, deren Sprache ein wunderliches Gemisch aus germanischen und romanischen Elementen ist, nehmen sichtlich auch in der Berufsvorstellung einen besonderen Platz zwischen den übrigen Mitgliedern der germanisch-romanischen Völkerfamilie ein. Sie nehmen seit der Reformation die germanische Begriffsbildung „calling" an, vorherrschend bleibt aber bei ihnen das romanische Wort „profession", das nicht von der Arbeitsaufgabe, sondern vom Arbeitsertrag ausgeht.

Diese kurze sprachgeschichtliche Untersuchung hat uns immerhin so viel gezeigt, daß das Arbeitsethos der einzelnen Völker ein verschiedenes ist. Das muß sich auch in einer Verschiedenheit des Wirtschaftsgeistes und des Wirtschaftsdenkens ausdrücken. Sicher wäre in dieser Richtung noch manches wertvolle Ergebnis durch eine Vertiefung der sprachwissenschaftlichen Untersuchung und durch ihre Ausdehnung auf verwandte Begriffe (wie Werk, Gewerbe, Geschäft usw.) zu erzielen. Der Versuch aber, die Unterschiede des Wirtschaftsgeistes der Völker nun auch in ihrem konkreten Inhalt darzustellen, kann m. E. nicht allein und nicht einmal in der Hauptsache mit den Mitteln der Sprachgeschichte durchgeführt werden. Hier bieten uns andere Forschungsgebiete ein viel reicheres Tatsachenmaterial. Die sprachgeschichtliche Untersuchung hat vor den anderen Methoden nur den einen großen Vorzug, daß sie die Verschiedenheit der völkischen Charaktere am unmittelbarsten an den Ursprüngen erfaßt und daß sie am sichersten das Bleibende aus dem Wechsel der geschichtlichen Erscheinungen heraushebt.

Denn bei aller Beständigkeit der Grundzüge des Volkscharakters wird doch naturgemäß unter verschiedenen inneren und äußeren Bedingungen die Einstellung eines Volkes zur Arbeit dem Betrachter ein recht verschiedenes Bild zeigen. Wir selbst sind Zeugen der Tatsache gewesen, daß unser Volk beim Eintritt in eine neue Epoche seiner Geschichte auch seine Einstellung zur Arbeit tiefgreifend verändert hat. Gerade diese Wandlung aber ist in ihrer elementaren Wucht nur als ein Durchbruch der unveränderlichen, ewigen Wesenszüge des deutschen Volkes durch eine Kruste der geistigen Überfremdung zu begreifen. Diese Überfremdung, die auf nahezu allen Lebensgebieten zu beobachten war, äußerte sich auf dem Gebiet der Wirtschaft in der Vorherrschaft des kapitalistischen Geistes englischer und jüdischer Prägung. Trotzdem könnte es als tendenziös betrachtet werden, wenn wir - zur Charakteristik der verschiedenen Volkspersönlichkeiten - das heute in unserem Volke herrschende Arbeitsethos etwa mit dem britischen vergleichen wollten, da England noch jenem Zeitalter des Kapitalismus verhaftet ist, das wir bereits überwunden haben. Man könnte einer solchen Untersuchung den Vorwurf machen, daß wir die Verschiedenheit zweier Völker aus Tatsachen zu beweisen suchen, die vielmehr die Verschiedenheit zweier geschichtlicher Epochen charakterisieren. Demgegenüber zeigen die durch Jahrhunderte festgehaltenen Wortprägungen der Sprache mit Sicherheit Züge des völkischen Charakters, die auch eine Wende der Zeiten zu überdauern vermögen.

Eben deshalb haben wir unserer Untersuchung die wichtigsten sprachgeschichtlichen Tatsachen kurz vorangestellt. Bei allen anderen Methoden der Forschung muß sich die Untersuchung auf Tatsachen gründen, die nicht nur den Charakter eines Volkes, sondern ebensogut den Charakter einer bestimmten Zeit kennzeichnen oder überhaupt nur eine individuelle Besonderheit ausdrücken können. Daß es dennoch möglich ist, aus der Fülle des historischen Materials jene Merkmale herauszuheben, die die Wesenszüge eines Volkes ausmachen - die also nicht zeitgebunden oder zufällig sind - das

Digitized by Google

hat noch jede Geschichtsschreibung großen Stiles bewiesen. Wenn ich es unternehme, diese Möglichkeiten für die Erkenntnis des Wirtschaftsgeistes der Völker fruchtbar zu machen, so bedarf mein Versuch also nicht erst einer methodischen Rechtfertigung. An der Durchführbarkeit dieses Versuches ist nicht zu zweifeln. Ob er gelingt oder nicht, das ist keine Frage allgemeiner wissenschaftlicher Grundsätze, sondern nur eine Frage der persönlichen Leistung.

Wir betreten mit dieser Untersuchung freilich ein Gebiet, das bisher von der wissenschaftlichen Forschung mit einer gewissen Scheu gemieden worden ist[9]). Denn obwohl es eine Hauptaufgabe volkswirtschaftlicher Forschung ist, die charakteristischen rassischen und völkischen Besonderheiten darzustellen, die sich im wirtschaftlichen Leben der menschlichen Gemeinschaften erkennen lassen, so hat doch bisher eigentlich nur der alte Wilhelm Heinrich Riehl einen wirklich großzügigen Versuch zur Bearbeitung dieses Gebietes unternommen[10]), und zwar mit den Methoden der Volkskunde, die die Äußerungen des Volksgeistes bei den einfachsten (und deshalb unverbildeten) Menschen zu belauschen suchte. Ein anderer Weg wäre es, aus dem wirtschaftlichen Leben verschiedener Nationen die Wirksamkeit typischer Führerpersönlichkeiten herauszugreifen, sie auf ihre völkische Eigenart zu untersuchen und sie daraufhin zu vergleichen. Ich schlage hier einen dritten Weg ein, indem ich die klassischen Vertreter des Wirtschaftsdenkens dreier Nationen einander gegenüberstelle. Dieser Weg hat den Vorzug, daß über die Auswahl der bezeichnenden Persönlichkeiten Zweifel kaum bestehen können. In meiner Untersuchung über „Wirtschaft und Rasse" hat sich ein Vergleich des deutschen, englischen und jüdischen Wirtschaftens als besonders fruchtbar erwiesen[11]). Zur Vertiefung der dort herausgearbeiteten neuen Erkenntnisse stelle ich nunmehr in dieser Arbeit die klassischen Wirtschaftsdenker des deutschen, englischen und jüdischen Volkes einander gegenüber.

Niemand wird bezweifeln, daß Adam Smith, der leider selbst heute noch vielfach als der klassische Nationalökonom schlechthin angesprochen wird, zum mindesten der klassische Begründer der englischen Nationalökonomie ist. Ebenso unbestritten ist die Führerstellung des jüdischen Ökonomen David Ricardo, dessen Lehre selbst von seinem scheinbaren Antipoden Karl Marx zu 90% in seine Theorie übernommen worden ist. Dem weltweiten Einfluß dieser englischen und jüdischen Wirtschaftslehre trat von den Deutschen am bewußtesten und wirksamsten Friedrich List entgegen. Wie Smith und Ricardo ist er ein Vertreter der emporwachsenden kapitalistischen Wirtschaftsgestaltung. Obwohl er sein „nationales System der politischen Ökonomie" erst 65 Jahre nach Smith' „Wealth of Nations" veröffentlichte, ist Lists Standort nicht etwa eine spätere Stufe der kapitalistischen Entwicklung, da die deutsche Wirtschaft hinter der englischen um mindestens zwei Menschenalter zurückgeblieben war. Wir sind uns heute darüber klar, in welchem Ausmaße selbst Friedrich List der zu seiner Zeit herrschenden Überfremdung des deutschen Wesens durch die Ideen des Westens unterlag und welche äußeren Konzessionen er darüber hinaus jener fremden Ideenwelt zu machen

[9]) Vgl. oben Anmerkung 1.

[10]) Fast alle größeren Schriften Riehls wären hier zu nennen, ich verweise aber besonders auf sein schon oben S. 74 erwähntes Büchlein über „die deutsche Arbeit", 3. A. Stuttgart 1883.

[11]) Nationalsozialistische Wissenschaft, Schriftenreihe der N. S. Monatshefte, Heft 7, München 1939.

Digitized by Google

sich gezwungen sah. Je mehr aber die von uns gegenübergestellten drei Männer den Bestrebungen der gleichen Epoche verhaftet sind, um so bezeichnender muß uns das, was sie voneinander grundsätzlich scheidet, als nationale Eigentümlichkeit entgegentreten. Ich habe deshalb bewußt davon Abstand genommen, einen späteren deutschen Forscher herauszustellen, der als Gegner der kapitalistischen Wirtschaft unserem sozialistischen Wollen vielleicht näherstehen würde. Noch viel weniger kam Lists Zeitgenosse Adam Müller in Frage, der mehr ein verspätetes Kind der Gegenreformation als ein Vertreter bahnbrechender Gedanken im 19. Jahrhundert ist.

Gerade dies macht Smith, Ricardo und List zu vollgültigen Repräsentanten ihres Volkstums, daß sie bahnbrechend neue Gedanken in ihrer Wissenschaft vertreten haben: Denn immer werden die Genies dem Urgrund des völkischen Seins näherstehen als die Masse der Mittelmäßigkeiten. Eine Bearbeitung des gesamten Wustes von Theorien, die von einigen hundert oder tausend Gelehrten und Schriftstellern minderen Ranges aufgestellt worden sind, würde deshalb die Ergebnisse unserer Untersuchung nicht so sehr vervollständigen als vielmehr verwirren. Dagegen wird ein Vergleich der drei großen klassischen Vertreter des deutschen, englischen und südischen Wirtschaftsdenkens die Unterschiede klar hervortreten lassen, die für den Wirtschaftsgeist dieser drei Völker charakteristisch sind.

Adam Smith

Aber Adam Smith schrieb Alexander von der Marwitz im Jahre 1810: „Neben Napoleon ist er jetzt der mächtigste Monarch in Europa". Dies von Friedrich List in der Vorrede zu seinem Hauptwerk aufgenommene Urteil[12]) gibt einen Eindruck von der politischen Wirkung, die vor hundert und mehr Jahren dem Buche des Adam Smith zugesprochen wurde. Eine solche Wirkung kann nur ein Buch haben, dessen Verfasser durch und durch politisch denkt. Den politischen Gedanken eines Mannes nachzuspüren, der mit seinem gelehrten Werk eine derartige politische Wirkung erzielte, das dürfen wir also von vornherein als eine ungewöhnlich lohnende Aufgabe betrachten. Je mehr wir uns aber in seine politische Gedankenwelt vertiefen, um so deutlicher sehen wir, daß das nationalökonomische Lehrgebäude des Adam Smith von typisch britischen Gedankengängen erfüllt ist.

Britisch ist die in Humanitätsphrasen eingehüllte Brutalität, mit der das Recht des wirtschaftlich Stärkeren verfochten wird. Britisch ist die Selbstverständlichkeit, mit der Smith das Vorrecht der Briten in der Welt vertritt, indem er überall britische Einrichtungen als vorbildlich und britische Interessen als allgemeine Interessen hinstellt. Britisch ist schließlich der das ganze Werk erfüllende und durchdringende Materialismus und Individualismus.

Es sind Charakterzüge britischen Denkens, die wir nicht durch gelehrte Abhandlungen zu belegen brauchen, da sie weit über das literarische Gebiet hinaus ihre typenprägende Mächtigkeit in der englischen Geschichte bewiesen haben. Wir werden deshalb gut daran tun, nicht von der Blässe der angeführten Gedanken, sondern von der bildhaften Vorstellung der geprägten Typen auszugehen. Ich will somit in drei Hauptabschnitten untersuchen, inwieweit Smith in seinem Wirtschaftsdenken als Vertreter

[12]) Das nationale System der politischen Ökonomie. (1841) hgg. von Heinrich Waentig in Sammlung soz. Meister, Band 3 (4. A. Jena 1922). S. 37, 39.

Digitized by Google

dieser Typen betrachtet werden kann: als Vertreter der britischen Plutokratie, als Vertreter des britischen Imperialismus und als Vertreter der britischen Society (Gesellschaft).

Im ersten dieser Abschnitte gilt es, die sozialpolitischen Lehren von Adam Smith zu untersuchen, wobei wir auch seine Wertlehre als Lehre von der Güterverteilung berücksichtigen müssen. Im zweiten Abschnitt haben wir seine handelspolitischen und kolonialpolitischen Lehren zu überprüfen. Der dritte Abschnitt gibt uns Gelegenheit zur Untersuchung seiner finanzpolitischen Lehren, sowie zu einigen Feststellungen allgemeiner Art. So können wir im Laufe unserer Darstellung den gesamten Umkreis der Smith'schen Wirtschaftstheorien abschreiten. Es ist kaum irgendein noch so kleiner Teil seines ökonomischen Systems zu finden, der von den eben gekennzeichneten Grundvorstellungen britischen Denkens unberührt geblieben wäre.

Wie weit nun diese völkisch bedingten Grundvorstellungen in die Tiefe wirken und den Inhalt und Aufbau der Smith'schen Theorie beeinflussen, das wird die Einzeluntersuchung ergeben. Wir werden in jedem Abschnitt von den einfachen zu den schwierigen Fragen fortschreiten und zunächst die handgreiflichen Interessen zu erfassen suchen, um sie am Schluß auch in ihrer wissenschaftlich-systematischen Verbrämung zu erkennen. Der Leser wird wahrscheinlich überrascht sein, *wie handgreiflich* typisch britische Grundvorstellungen immer wieder zu Tage treten. Sie sind an manchen Stellen mit einer solchen Offenheit und unbekümmerten Selbstverständlichkeit vorgetragen, daß sie selbst den harmlosesten deutschen Leser für einen Augenblick stutzig machen.

Es wäre ein billiges Vergnügen, derartige Stellen in einer Reihe von eindrucksvollen Zitaten nacheinander aufzuführen. Unsere Absicht ist aber nicht, eine Sammlung von historischen Merkwürdigkeiten zu veranstalten, sondern eine Untersuchung über britisches Wirtschaftsdenken durchzuführen. Wenn es ein britisches Wirtschaftsdenken gibt, das von deutschem Wirtschaftsdenken verschieden ist, so muß sich nachweisen lassen, daß der uns Deutschen fremde Wirtschaftsgeist in Wahrheit das gesamte Lehrgebäude dieses „Klassikers" der Nationalökonomie erfüllt und nicht nur an jenen Stellen zum Ausdruck kommt, wo er gelegentlich einmal unser deutsches Empfinden zum offenen Widerspruch herausfordert. Als „historische Merkwürdigkeiten" sind solche Stellen auch bereits der bisherigen Forschung bekannt gewesen. Ihr Bestreben ging jedoch in der Hauptsache dahin, diese uns fremdartig anmutenden Äußerungen als vereinzelte Entgleisungen zu erklären, wie sie jedem großen Denker durch die Bindung an sein „Milieu" gelegentlich unterlaufen. Man bemühte sich deshalb, den „Ewigkeitswert" der Smith'schen Theorien dadurch möglichst rein herauszuschälen, daß man diese „veralteten" Stellen recht säuberlich von den Partien des Werkes trennte, die man als den wissenschaftlichen Kern, als die wesentlichsten und wichtigsten Teile des klassischen Systems der Nationalökonomie ansah.

In der deutschen Kurzausgabe des „Wealth of Nations", die Friedrich Bülow 1933 herausgab[13]), ist diese Trennung buchstäblich durchgeführt, indem die angeblich „weniger wichtigen und veralteten Teile" weggelassen oder durch kurze Zusammenfassungen ersetzt sind. Der Herausgeber, dessen Übersetzung im übrigen so vorzüglich

[13]) Adam Smith, „Natur und Ursachen des Volkswohlstandes", Deutsch und mit Kommentar von Friedr. Bülow, Kröners Taschenausgabe, Leipzig 1933.

Digitized by Google

ist, daß ich meine Zitate nach Möglichkeit aus ihr entnommen habe, ist der biederen Überzeugung, das „Werk des Meisters" durch diese „Zusammenziehung des Textes" dem „Leser unserer Tage" nahegebracht zu haben; und er glaubt, das dergestalt gereinigte Werk sei „heute noch die beste Einführung in das nationalökonomische Studium", da es „in der Tiefgründigkeit und Echtheit der vermittelten Einsichten" einen „Ewigkeitswert" besitze[14]).

Uns will vielmehr scheinen, daß eine solche Reinigung, die den Ewigkeitswert des Smith'schen Werkes aus seinen angeblich zeitbedingten Unvollkommenheiten herausschälen will, in Wirklichkeit nur dazu geeignet ist, uns ein fremdvölkisches Denken als allgemeingültige Wahrheit aufzuschwätzen. Wir gehen deshalb den umgekehrten Weg. Wir suchen gerade die Stellen auf, an denen sich unverkennbar ein fremder Volksgeist ausspricht, und stellen dann die Frage, ob das gleiche fremdartige Denken sich nicht auch an jenen Stellen nachweisen läßt, wo es auf den ersten Blick noch nicht zu erkennen ist. Wir suchen deshalb solche Äußerungen, die uns deutsche „Leser von heute" fremdartig anmuten, nicht aus dem Gesamtzusammenhang des Smith'schen Werkes *auszumerzen*; im Gegenteil, wir suchen die innere *Verbindung* zu ergründen, die zwischen diesen „historischen Merkwürdigkeiten" und den übrigen Teilen des Smith'schen Systems besteht. Denn wir wollen nicht ungestört seine Ewigkeitswerte genießen können, es geht uns vielmehr darum, durch unsere Untersuchung die historische und völkische Bedingtheit des gesamten Lehrgebäudes zu erforschen.

Wir wollen deshalb jene Stellen, die unser deutsches Empfinden zum offenen Widerspruch herausfordern, als eine Art von Warnungszeichen markieren, die uns darauf hinweisen: Hier spricht Adam Smith als Vertreter der britischen Plutokratie oder als Vertreter des britischen Imperialismus oder der britischen Society. Diese Warnungszeichen wollen wir benutzen, um von hier aus die zunächst unsichtbaren Auswirkungen sichtbar zu machen, die solche völkisch bedingten Grundvorstellungen auf den gesamten Aufbau des Smith'schen Systems gehabt haben. Nur so kann sich unsere Untersuchung auf die Höhe einer wissenschaftlichen Fragestellung erheben, die nicht zufällige Eigenheiten eines einzelnen Schriftstellers, sondern typische Erscheinungsformen völkischen Denkens sucht und findet.

Durch sein epochemachendes Werk hat Smith bestimmte Geleise wirtschaftswissenschaftlichen Denkens gelegt, die noch heute von Gelehrten aller Nationen eifrig befahren werden. Daß die Richtung dieser Geleise durch britische Interessen und durch bestimmte Richtungen britischen Denkens festgelegt worden ist, kommt den Benutzern natürlich dabei nicht zum Bewußtsein. Einen ähnlichen internationalen Einfluß auf die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaft hat später nur noch David Ricardo gehabt, den wir als den typischen Vertreter des jüdischen Wirtschaftsdenkens kennenlernen werden. Wenn uns der Nachweis der völkischen Bedingtheit dieser Systeme gelingt, so wäre damit aber auch bewiesen, daß bis zum heutigen Tag die auf ihnen aufgebaute liberale Wissenschaft unbewußt im Dienste britischer oder jüdischer Interessen steht. Selbstverständlich haben sich gerade jene Formulierungen, die Smith und Ricardo am deutlichsten als Vertreter britischen und jüdischen Wirtschaftsdenkens kennzeichnen, inzwischen bis zur völligen Unkenntlichkeit abgeschliffen, so daß man unseren zeitge-

[14]) Bülow, a. a. O. in seinem Vorwort S. V passim.

Digitized by Google

nössischen Gelehrten gegenüber diesen Nachweis sehr viel schwerer führen kann. Bei Smith treten aber die britischen Interessen - und bei Ricardo die jüdischen Interessen - noch so unbekümmert und mit einer so greifbaren Deutlichkeit zu Tage, daß man es bei diesen Klassikern der liberalen Wirtschaftswissenschaft verhältnismäßig leicht hat, die völkische Bedingtheit der Richtung ihres Denkens und den politischen Gehalt ihrer Lehren aufzuzeigen. Wer aber diese Erkenntnisse erst einmal an den großen Begründern der wissenschaftlichen Systeme gewonnen hat, der wird sie mit Leichtigkeit auch auf die farblos gewordenen Geistesprodukte ihrer Epigonen anzuwenden vermögen.

Insofern sind die historisch-politischen Erkenntnisse, die wir aus der Untersuchung von Smith und Ricardo gewinnen, auch ein Beitrag zur wirtschaftstheoretischen Auseinandersetzung unserer Tage. Ich hoffe aber, nicht dahin mißverstanden zu werden, als hätte ich mich von der Absicht leiten lassen, durch meine Untersuchung neue Argumente für den Gelehrtenstreit der Nationalökonomen zu finden. Ich selbst habe darüber gestaunt, wie reichen Ertrag meine Arbeit für diesen Zweck bietet. In der Untersuchung über Friedrich List als Vertreter deutschen Wirtschaftsdenkens liefert sie darüber hinaus wichtige Beiträge für die Begründung einer nationalsozialistischen Wirtschaftslehre, die in ihrer tiefsten Grundlegung nur ein folgerichtiger Ausdruck deutschen Wirtschaftsdenkens sein kann.

Das alles ist ein Ertrag, den ich nicht eigentlich gesucht habe. Denn mein Ziel war ein anderes und größeres: Ich wollte durch die Mittel meiner Wissenschaft den Geist der Völker zum Sprechen bringen.

Digitized by Google

Meine Untersuchungen über Adam Smith als Vertreter britischen Wirtschaftsdenkens gliedern sich demnach in drei Hauptabschnitte, von denen wir hier den ersten zum Abdruck bringen, da er in dem weltumspannenden Kampf des nationalsozialistischen Dritten Reiches gegen die britische Plutokratie eine besondere Beachtung verdient. Die Abschnitte über Smith als Vertreter des britischen Imperialismus und der britischen Society sind einer späteren Veröffentlichung vorbehalten.

Ich bin mir bewußt, daß für den rein wirtschaftstheoretischen Teil meiner Untersuchung die letzte Schlüssigkeit der Beweise erst dann erreicht ist, wenn ich den geplanten Vergleich zwischen Smith, Ricardo und List fertig vorlegen kann. Die volkskundlichen Ergebnisse meiner Arbeit bedürfen jedoch in ihrer wissenschaftlichen Beweiskraft keiner weiteren Ergänzung mehr. Da es dem historisch und politisch interessierten Leser allein auf diese volkskundlichen Ergebnisse ankommt, habe ich es für richtig gehalten, aus meinem in der Fertigstellung begriffenen Buch über deutsches, englisches und südisches Wirtschaftsdenken den aktuellsten Teil meiner Untersuchungen über Adam Smith zum Vorabdruck zu bringen, und zwar den Abschnitt über Smith als Vertreter der britischen Plutokratie.

1. Kapital und Arbeit in der Theorie der Güterverteilung

(Erstes Buch des „Wealth of Nations")

Die Behandlung der sozialen Frage durch Adam Smith wirkt auf jeden unverbildeten und unvoreingenommenen deutschen Leser wie eine Herausforderung. Die brutale Mißachtung des Arbeiters und seiner Leistung wird für uns um so unerträglicher, je mehr sie sich mit aufdringlicher Bekundung einer arbeiterfreundlichen Gesinnung, mit Erwägungen von allgemeiner Menschenliebe und mit theoretischen Spekulationen über die Bedeutung der Arbeit verbindet. Gerade diese Verbindung aber ist typisch britisch. Sie ist aus dem britischen „Cant" geboren, den man als Heuchelei verdammen oder als hochentwickelte Staatskunst bewundern mag, der aber jedenfalls von Freunden und Feinden britischen Wesens in gleicher Weise als typisch britischer Charakterzug anerkannt wird.

Dieser Charakterzug enthüllt sich immer wieder in gewissen großen Szenen der britischen Geschichte, die in der Geschichte keines anderen Volkes möglich wären. Als Lord Halifax noch Vizekönig von Indien war, drohten seine Verhandlungen mit Gandhi daran zu scheitern, daß der indische Führer sich nicht überzeugen ließ, wie notwendig es sei, die Vorrechte der britischen Eroberer in seinem Lande ungeschmälert aufrechtzuerhalten. In diesem kritischen Augenblick der Verhandlungen bat der britische Lord den Mahatma, er möge sich mit ihm gemeinsam im Gebet versenken. Auch dieses gemeinsame Gebet für die Zukunft Indiens brachte dem Vizekönig nicht die göttliche Erleuchtung, wie er ohne Schädigung des indischen Volkes auf irgendeine der britischen Machtpositionen verzichten könnte, aber Gandhi war nun von der Ehrlichkeit

Digitized by Google

seines Verhandlungspartners überzeugt und der Abbruch der Verhandlungen wurde vermieden. Ich weiß nicht, ob diese denkwürdige Szene der britischen Geschichte in einer photographischen Aufnahme festgehalten worden ist. Aber ich glaube, der Vorstellungskraft meiner Leser nicht zuviel zuzumuten, wenn ich sie bitte, sich dieses Bild des gemeinsam mit Gandhi betenden Lord Halifax vor Augen zu führen, wenn sie wissen wollen, was ich unter „Cant" verstehe.

Der Cant ist keineswegs etwa nur ein besonderer Kunstgriff britischer Machtpolitik, sondern er ist tief im britischen Wesen verwurzelt. Wie stark er das britische Denken beherrscht, zeigt vielleicht am eindruckvollsten das wissenschaftliche Lehrgebäude des Schotten Adam Smith, in dem wir die Auswirkungen des britischen Cant bis in die wissenschaftliche Begriffsbildung hinein nachzuweisen vermögen. Besonders die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit - eine Grundfrage der wirtschaftswissenschaftlichen Theorie - steht für Smith als Briten unter dem Zwange moralischer Vorstellungen.

Zunächst *scheint* Smith der Arbeit einen sehr hohen Rang in seinem volkswirtschaftlichen System zuzusprechen. Gleich im ersten Satz seines Werkes erklärt er die Arbeit als die eigentliche Quelle, die ein Volk mit allen notwendigen Gütern und Bequemlichkeiten des Lebens versorgt. Im fünften Kapitel des ersten Buches erklärt Smith die *Arbeit* sogar als den „wahren Maßstab für den Tauschwert aller Waren"[15]), als „*das letzte und wahre Standardmaß*, wonach die Werte aller Waren *immer und überall* gemessen und mit dem sie infolgedessen verglichen werden können"[16]). Ganz anders stellt sich aber die Sache bereits in dem folgenden (sechsten) Kapitel dar, das von den Elementen (component parts) handelt, aus denen sich die Warenpreise zusammensetzen. Hier wird gesagt, daß sich der Austausch durchaus nicht „immer und überall" nach den eben aufgestellten Normen richtet, sondern nur „in den Zeiten jenes frühen und unzivilisierten (early and rude) Gesellschaftszustandes, der sowohl der Kapitalansammlung als auch der Landaneignung vorangeht"[17]). Nur „in diesem Stadium der Entwicklung", sagt Smith, „gehört der volle Arbeitsertrag dem Arbeiter (the whole produce of labour belongs to the labourer)". Nur in jenem unzivilisierten Gesellschaftszustand hat demnach ein Austausch von Arbeit gegen Arbeit stattgefunden, nur damals also war der Wert der Waren gleich dem Lohn der Arbeit. Die Tatsache, daß die Werte später in Geld ausgedrückt werden, kann an dem gegenseitigen Verhältnis der Werte natürlich nichts ändern. Die Erklärung dafür, daß dem Arbeiter jetzt nicht mehr der volle Arbeitsertrag gehört, sieht Smith deshalb nicht im Dazwischentreten des Geldes. Seine Begründung ist viel tiefer. Die Schmälerung der Ansprüche des Arbeiters erklärt er aus der Ansammlung des Kapitals und der Aneignung des Landes:

---

[15]) Ich zitiere nach der obengenannten Übersetzung von Friedrich Bülow, S. 33. — Den englischen Text zitiere ich jeweils nach der Ausgabe Mac Culloch's (Textausgabe nach der letzten von Smith selbst durchgesehenen 4. Auflage von 1786), 4. A. Edinburgh 1853.

[16]) Bülow, S. 37. Smith läßt es allerdings unklar, ob das Wertmaß die in der Ware selbst vergegenständlichte Arbeit ist oder ob es die Arbeitsmenge ist, die man gegen diese Ware eintauschen kann. An diesem Punkte, dessen Bedeutung die nachfolgenden Ausführungen zeigen werden, setzte übrigens die Kritik Ricardos ein.

[17]) Bülow, S. 54.

Digitized by Google

„Sobald sich nun aber Kapital (stock) in den Händen einiger Personen angesammelt hat, werden es naturgemäß (!) einige unter ihnen dazu verwenden, fleißigen Leuten Arbeit zu verschaffen, sie mit Rohstoffen und Lebensmitteln zu versorgen, um aus dem Verkauf des Arbeitsertrages dieser Leute oder aus dem, was durch deren Arbeit dem Stoff an Wert zuwächst, Gewinn zu ziehen"[18]). Nunmehr gehört infolgedessen „der volle Arbeitsertrag dem Arbeiter nicht mehr allein. Er muß ihn in den meisten Fällen mit dem Kapitalbesitzer, der ihn beschäftigt, teilen." Das bedeutet, daß der Warenpreis jetzt nicht mehr durch den Arbeitslohn allein bestimmt wird, sondern noch durch ein zweites Element, den Kapitalgewinn[19]).

Ebenso, meint Smith, wollen natürlich auch die Landlords, „wie alle anderen Menschen, gerne ernten, wo sie nicht gesät haben". Und sie können das, nachdem aller Grund und Boden Privateigentum geworden ist. Wer den Boden bestellt, „muß jetzt für die Erlaubnis, ernten zu dürfen, bezahlen und an den Bodenbesitzer einen Teil desjenigen abgeben, was er auf Grund seiner Arbeit erntet oder was sein Ertrag ist. Dieser Teil nun oder, was dasselbe ist, der Preis für diesen Teil, bildet die Grundrente und stellt im Preise der meisten Waren ein drittes Element dar"[20]). Die Lehren dieses Kapitels gipfeln in folgenden Ausführungen: „Ebenso wie sich der Preis oder Tauschwert jeder Ware, einzeln für sich genommen, in das eine oder andere oder in alle drei Elemente auflöst, so muß sich auch der Preis aller Waren, die den ganzen jährlichen Arbeitsertrag eines Landes (country) bilden, gleichfalls in jene drei Elemente auflösen und sich unter die Bewohner des Landes als Arbeitslohn, Kapitalgewinn oder Grundrente verteilen. Alles, was durch die Arbeit eines Volkes (society) jährlich geerntet oder hergestellt wird oder, was dasselbe ist, der gesamte Preis dafür, wird auf diese Weise ursprünglich auf die einzelnen Gesellschaftsschichten verteilt. Arbeitslohn, Kapitalgewinn und Grundrente sind sowohl die drei ursprünglichen Elemente alles Einkommens als auch die drei Elemente jedes Tauschwertes. Jedes andere Einkommen ist schließlich aus der einen oder der anderen dieser Quellen abgeleitet"[21]).

„Alle Steuern und alle darauf aufgebauten Einkommen, alle Besoldungen, Pensionen und Jahresgelder jeglicher Art sind in letzter Linie aus der einen oder der anderen dieser drei ursprünglichen Einkommensquellen abgeleitet und werden unmittelbar oder mittelbar aus Arbeitslohn, Kapitalgewinn oder Grundrente bestritten"[22]).

An diesen Lehren ist folgendes bemerkenswert:

1. Für Smith ist es selbstverständlich, daß das Einkommen der Kapitalisten und Landlords nicht auf irgendeiner eigenen Leistung beruht, sondern lediglich auf der Ausnützung der wirtschaftlichen Machtstellung, die sie als Besitzende den Arbeitern gegenüber innehaben. Die Behauptung, daß etwa der Kapitalgewinn den Entgelt einer bestimmten Leistung, nämlich der Beaufsichtigung und Leitung des Unternehmens, darstelle, weist Smith ausdrücklich zurück. Er betont, der Kapitalgewinn stehe „zu der Größe, der Mühe und dem Intelligenzaufwand jener vorgeblichen (supposed) Arbeit", die übrigens auch von einem bezahlten Geschäftsführer geleistet werden könne, „in gar keinem Verhältnis"[23]).

---

[18]) Bülow, S. 55. — [19]) Bülow, S. 56 f. — [20]) Bülow, S. 57.
[21]) Bülow, S. 59 f. — [22]) Bülow, S. 61. — [23]) Bülow, S. 55, unten zitiert S. 143.

Digitized by Google

2. Grundrente, Kapitalgewinn und Arbeitslohn sind auch nicht etwa auf die „drei Produktionsfaktoren" Boden, Kapital und Arbeit zurückgeführt, deren jeweiligem Anteil an dem Produkt die entsprechenden Einkommensanteile derjenigen zuzurechnen wären, die Boden oder Kapital oder Arbeit zur Verfügung gestellt hätten. Die Lehre von den drei Produktionsfaktoren ist vielmehr erst aus dieser Theorie von den „drei ursprünglichen Einkommensquellen" entwickelt worden, und zwar von Smith' Schüler J. B. Say, dem als Franzosen die Herleitung von Grundrente und Kapitalgewinn aus dem Vorrecht des Besitzes wohl allzu englisch vorkam.

3. Einzige Grundlage der „drei ursprünglichen Einkommensquellen" ist also für Smith die Trennung der Gesellschaft in Besitzer und Nichtbesitzer. Diese Trennung der Gesellschaft ist für Smith - echt englisch - ein Faktum, über das es keine Diskussion gibt, eine gegebene Tatsache, deren Notwendigkeit oder Nützlichkeit nicht untersucht oder begründet zu werden braucht.

4. Ebenso ist die Ausbeutung der Besitzlosen durch die Besitzer für Smith eine selbstverständlich gegebene Tatsache. Das moralische Pathos, das Smith in so reichem Maße zur Verfügung steht, wenn er sich gegen Eingriffe des Staates in die Wirtschaft wendet, schweigt vollständig gegenüber dieser als „natürlich" angesehenen Ausbeutung.

5. Trotzdem Smith die Ausbeutung für natürlich und selbstverständlich hält, vermeidet er es peinlich, von Ausbeutung zu sprechen. Mit einem Schwall von Zweideutigkeiten, wie sie nur einem englischen Gelehrten zur Verfügung stehen, sucht Smith sofort wieder zu verhüllen, was er soeben offen zugegeben hat. Kapitalgewinn und Grundrente entstehen zwar nach Smith lediglich durch Aneignung fremden Arbeitsertrages; trotzdem sind sie aber für ihn nicht etwa vom Arbeitslohn *abgeleitete*, sondern *ursprüngliche* Einkommensquellen! Smith ist Engländer genug, um die Ausbeutung des Besitzlosen durch den Besitzenden als „natürlich" zu empfinden. Gleichzeitig ist er aber zu sehr Engländer, um diesen natürlichen Vorgang auch mit einem natürlichen Namen, eben als Ausbeutung, bezeichnen zu können. Vielmehr hält er sich für verpflichtet, von der Ausbeutung, die er für das natürlichste von der Welt ansieht, so zu reden, als ob es so eine anstößige Sache natürlich gar nicht gäbe. Nur wer von der englischen Mentalität gar nichts versteht, kann Smith durch Herausgreifen einzelner Zitate auf die *Feststellung* oder auf die *Leugnung* der Ausbeutung festzulegen versuchen. Für beide Thesen würden sich die erforderlichen Belegstellen leicht zusammenstellen lassen. Diese Thesen, die sich in einem deutschen Gehirn notwendig widersprechen, gehören eben für Smith notwendig zusammen.

6. Indem Smith die Ausbeutung als natürlich begreift, stellt er *das* (ursprüngliche und *natürliche*) *Recht der besitzenden Klassen* auf Ausbeutung der Besitzlosen *über das gesetzte* (also künstliche und jeweils der kritischen Betrachtung unterworfene) *Recht des Staates*, d. h. er stellt die Wirtschaft über den Staat. Deutlicher gesagt heißt dies, daß der Staat für Smith nicht eine Organisation zur Erfüllung völkischer Gemeinschaftsaufgaben ist; der Staat wird in dieser Theorie überhaupt nur insoweit anerkannt, als er sich den Interessen der besitzenden Klassen dienstbar macht. - In die gleiche Richtung weist übrigens Smith' Unterscheidung der ursprünglichen und abgeleiteten Einkommen. (Nähere Ausführungen zu diesem Punkt folgen in dem Abschnitt über Adam Smith als Vertreter der britischen Society.)

Digitized by Google

Mit diesen Darlegungen verfolge ich nicht die Absicht, an einzelne Sätze des Adam Smith theoretische Spitzfindigkeiten anzuknüpfen, es handelt sich vielmehr darum, Schritt für Schritt in die Grundkonzeptionen und Grundtendenzen seines Werkes einzudringen. Mit welcher Folgerichtigkeit die hier gekennzeichneten Auffassungen von Adam Smith festgehalten und weitergeführt werden, dafür mögen die folgenden Beispiele zeugen.

Im 8. Kapitel des ersten Buches, das vom Arbeitslohn handelt, wird zunächst der uns bereits bekannte Gedankengang wiederholt. Das Kapitel beginnt: „Der Ertrag der Arbeit bildet die natürliche Vergütung derselben oder den natürlichen Arbeitslohn. In jenem ursprünglichen Zustande der Dinge, der sowohl der Bodenaneignung als auch der Kapitalansammlung vorhergeht, gehört der volle Arbeitsertrag dem Arbeiter. Er braucht ihn weder mit einem Grundbesitzer (landlord) noch mit einem Arbeitgeber (master) zu teilen"[24]).

Nach längeren Ausführungen über die gesteigerte Produktivität der Arbeit fährt Smith fort: „Aber dieser ursprüngliche Zustand, in dem sich der Arbeiter des vollen Ertrages seiner Arbeit erfreute, konnte (!) nicht länger dauern als bis zu dem Augenblick, wo zum ersten Male Boden angeeignet und Kapital angesammelt wurde. Er war daher auch zu Ende, lange bevor die großen Fortschritte in der Vervollkommnung der produktiven Kräfte der Arbeit erzielt wurden, und es würde zu nichts führen (!!), wollte man verfolgen, welche Wirkungen dieser ursprüngliche Zustand auf den Lohn der Arbeit ausgeübt haben würde.

„Sobald der Grund und Boden Privateigentum wird, fordert der Grundbesitzer einen Teil von fast allen Erträgnissen, die der Arbeiter darauf anbauen oder ernten kann. Diese Grundrente bildet den ersten Abzug vom Ertrage der auf den Boden verwendeten Arbeit.

„Es kommt selten vor, daß derjenige, der das Land bestellt, die Mittel dazu hat, sich bis zur Ernte zu ernähren. Sein Unterhalt wird ihm gewöhnlich vorgeschossen aus dem Kapital eines Brotherrn, des Pächters, der ihn beschäftigt und kein Interesse daran haben würde (!), ihm Arbeit zu verschaffen, wenn er nicht von dem Ertrage der Arbeit einen Anteil erhielte, oder wenn ihm nicht sein Kapital mit Gewinn zurückerstattet würde. Dieser Gewinn bildet den zweiten Abzug von dem Ertrage der auf den Boden verwendeten Arbeit.

„Der Ertrag fast aller anderen Arbeiten unterliegt dem gleichen Gewinnabzug (deduction of profit). In allen Gewerben und Industrien brauchen (!) die Arbeiter meistens einen Arbeitgeber (stand in need of a master), der ihnen Rohstoffe, Lohn und Unterhalt bis zur Fertigstellung der Ware vorschießen muß. Er hat an dem Ertrage ihrer Arbeit... Anteil, und in diesem Anteil besteht sein Gewinn"[25]).

Wiederum wird also von Smith völlig eindeutig erklärt, daß Grundrente und Kapitalgewinn lediglich auf einer Ausbeutung der wirtschaftlichen Zwangslage des Arbeiters beruhen und in einem Abzug vom Ertrag seiner Arbeit, also von seinem „natürlichen Arbeitslohn" bestehen. Dieser Abzug vom „natürlichen Arbeitslohn" ist aber für Smith wiederum so natürlich, daß er bereits zu Beginn des 7. Kapitels den um den „üblichen oder durchschnittlichen Satz" des Kapitalgewinns und der

[24]) Bülow, a. a. O. S. 74. — [25]) Bülow, a. a. O. S. 75 f.

Digitized by Google

Grundrente verminderten Lohn als den „natürlichen Satz des Arbeitslohnes" bezeichnet hat![26])

Der Abzug des Kapitalgewinns vom Arbeitsertrag ist für Smith so zur Selbstverständlichkeit geworden, daß er z. B. in einem selbständigen Handwerker, der Arbeiter und Kapitalbesitzer in einer Person ist und somit den vollen Ertrag seiner Arbeit genießt, nicht mehr eine natürliche Erscheinung des Wirtschaftslebens erblickt. Er betrachtet im Gegenteil das Einkommen dieses Handwerkers als nur scheinbar einheitlich, da es „zwei sonst voneinander getrennte, d. h. zwei verschiedenen Personen zufließende Einkommensarten" in sich schließe, nämlich Kapitalgewinn und Arbeitslohn. Hier drängt sich die Frage auf, warum eigentlich die Trennung der Gesellschaft in Besitzende und Besitzlose notwendig ist; aber Smith gleitet darüber hinweg mit den Worten: „Manchmal kommt es freilich vor..." und „Solche Fälle sind jedoch nicht sehr häufig, und überall in Europa kommt auf zwanzig unter einem Arbeitgeber stehende Arbeiter nur einer, der selbständig ist"[27]).

Die Trennung von Arbeit und Kapital ist für Smith also die normale Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens. Da er diese Behauptung nicht beweisen kann, greift er zur Statistik, die er um so unbefangener für seine Zwecke verwenden kann, als für das damalige Europa die entsprechenden Zählungen natürlich gar nicht vorlagen.

Von besonderer Bedeutung ist nun die Frage, inwieweit der Arbeitsertrag des abhängigen Arbeiters durch den Kapitalgewinn gemindert wird. Für Smith ist das lediglich eine Frage der wirtschaftlichen Macht. Seine Ausführungen zu diesem Punkt sind so charakteristisch, daß ich größere Auszüge im Wortlaut bringe. Smith schreibt[28]):

„Die übliche Höhe des Arbeitslohnes hängt überall von einem Vertrage ab, den die beiden Parteien, deren Interessen durchaus nicht die gleichen sind, miteinander abschließen. Die Arbeiter wollen soviel wie möglich haben, die Arbeitgeber so wenig wie möglich geben. Die ersteren neigen dazu, sich zusammenzuschließen, um den Arbeitslohn hinaufzutreiben, die letzteren, um ihn herunterzudrücken.

„Es ist indes nicht schwer vorauszusehen, welche der beiden Parteien normalerweise in diesem Streite die Oberhand behalten und die andere zur Einwilligung in ihre Bedingungen zwingen wird. Die Arbeitgeber können sich, da sie der Zahl nach weniger sind, leichter zusammenschließen, und außerdem billigt das Gesetz ihre Zusammenschlüsse oder verbietet sie wenigstens nicht, während es die der Arbeiter verbietet."

Es ist höchst bezeichnend, daß Smith, der jeden Eingriff des Staates in die Wirtschaft fanatisch bekämpft, hier, wo die Gesetze des englischen Parlaments gegen die Arbeiter gerichtet waren, keinerlei Anlaß findet, den staatlichen Eingriff zu tadeln. Nachdem Smith auch noch die wirtschaftliche Überlegenheit der Arbeitgeber dargelegt hat, schildert er ihre Klassensolidarität gegenüber den Arbeitern, die für ihn wieder eine „ganz natürliche Erscheinung" ist[29]):

[26]) Bülow, a. a. O. S. 63. — [27]) Bülow, a. a. O. S. 76. — [28]) Bülow, a. a. O. S. 77.

[29]) Bülow, a. a. O. S. 77 f., ganz ähnlich S. 80: „die natürlich gegebene Übereinkunft (the natural combination), den Lohn nicht zu erhöhen".

Digitized by Google

„Wer ... glaubt, daß sich die Arbeitgeber nur selten zusammenschließen, der kennt weder die Welt noch das, was mit dem vorliegenden Gegenstande zusammenhängt. Die Arbeitgeber stehen immer und überall in einer Art stillschweigendem, aber dauerndem und gleichbleibendem Einverständnis, darauf abzielend, den Arbeitslohn nicht über den jeweils geltenden Satz steigen zu lassen. Dieses Einverständnis zu verletzen, gilt überall als höchst unfaire (unpopular!) Handlung und bedeutet für den betreffenden Arbeitgeber eine Schande seinesgleichen gegenüber. Allerdings hören wir selten etwas von Übereinkünften dieser Art, weil sie gang und gäbe und, man darf wohl sagen, eine ganz natürliche Erscheinung sind, von der daher auch niemand weiter etwas hört."

Von den Arbeitern und ihren Versuchen, sich zusammenzuschließen sagt Smith dagegen:

„Sie sind verzweifelt und handeln mit der ganzen Torheit und Maßlosigkeit verzweifelter Menschen, die entweder verhungern oder ihre Arbeitgeber durch Einflößung von Furcht zur sofortigen Erfüllung ihrer Forderungen zwingen müssen."

Die Grenze, bis zu der der Lohn heruntergedrückt werden kann, ist für Smith eine rein physische:

„Obgleich nun aber die Arbeitgeber bei solchen Lohnkämpfen im allgemeinen vorteilhaft abschneiden, so gibt es doch einen bestimmten Satz, unter den, wie es scheint (!), der übliche (!) Lohn selbst der einfachsten Art von Arbeit auf die Dauer (!) nicht herabgedrückt werden kann.

„Jeder Mensch muß von seiner Arbeit leben, und sein Arbeitslohn muß mindestens so hoch sein, daß er ihm den nötigen Unterhalt verschafft. Er muß sogar (!) in den meisten Fällen (!) noch etwas (!) höher sein; denn sonst wäre der Arbeiter nicht imstande, eine Familie zu gründen, und die betreffende Arbeitergattung würde mit der ersten Generation aussterben."

Die Sorge um den Fortbestand der Arbeiterbevölkerung, auf deren Ausbeutung das kapitalistische System beruht, ringt Smith das mit sichtlichem Widerwillen gegebene Zugeständnis ab, daß man selbst dem einfachsten Arbeiter die wirtschaftliche Möglichkeit zur Gründung einer Familie nicht vorenthalten dürfe. Er berechnet dann, daß „eigentlich selbst die ärmsten Arbeiter durchschnittlich wenigstens vier Kinder aufzuziehen suchen" müßten, da nach der Statistik zwei von diesen vier Kindern sterben, bevor sie herangewachsen sind[30]). Dann zitiert er die Feststellung eines französischen Autors, daß die Arbeit eines kräftigen Sklaven doppelt so viel wert sei, als sein Unterhalt koste, und dessen Meinung, die Arbeit selbst des einfachsten Arbeiters könne nicht weniger wert sein als die eines kräftigen Sklaven. Diese Ansicht vom Werte des freien Arbeiters scheint Smith aber noch für übertrieben hoch zu halten, denn er fährt fort[31]):

„So viel scheint (!) allerdings gewiß zu sein, daß, um eine Familie zu ernähren, die Arbeit von Mann und Frau, selbst unter einfachsten Verhältnissen, etwas (!) mehr einbringen muß, als für den Unterhalt beider Eheleute gerade nötig ist."

In welchem Maß das persönliche Existenzminimum überschritten werden muß, um die Familiengründung zu ermöglichen, das wagt Smith allerdings nicht anzugeben.

[30]) Man vergleiche dazu die Stelle, wo Smith über die höhere Kindersterblichkeit in den armen Volksschichten Englands berichtet. Bülow, a. a. O. S. 93.

[31]) Bülow, a. a. O. S. 79 f.

Digitized by Google

Man muß sich dabei immer noch vor Augen halten, daß Smith nicht etwa die untere Grenze für den Lohn feststellen will, sondern einen Satz, unter den der *übliche Lohn auf die Dauer* nicht heruntergedrückt werden kann! Mit echt englischer Brutalität nimmt Smith für die besitzenden Klassen das Recht in Anspruch, sich den gesamten Ertrag der schaffenden Arbeit anzueignen - bis auf jenen kläglichen Rest, der der arbeitenden Bevölkerung unter allen Umständen bleiben muß, wenn sie nicht durch den Hunger ausgerottet werden soll. Diesen Lohnsatz aber nennt Smith nunmehr - und jetzt kommt erst noch der eigentliche Trumpf englischer Selbstgerechtigkeit - den „Satz, der offenbar der niedrigste ist, *der sich noch mit den Forderungen reiner Menschlichkeit verträgt* (**evidently the lowest which is consistent with common humanity**)". Nur ein Engländer kann im Anschluß an eine kaufmännische Berechnung dessen, was man einem Menschen alles wegnehmen kann, noch von Menschlichkeit sprechen. Aber er *kann* es nicht nur, er *muß* es sogar. Unter diesem „Muß" englischen Denkens steht auch die Wirtschaftslehre von Adam Smith.

Ich weiß selbstverständlich, daß manche zartbesaiteten deutschen Gemüter jetzt der Ansicht sind, der weltberühmte englische Gelehrte könne das unmöglich so gemeint haben und ich müsse den edlen Briten in diesem Punkte falsch und willkürlich ausgelegt haben. Ich füge deshalb noch einen Kommentar hinzu, in dem erfreulicher Weise Adam Smith selbst sich nochmals über die „Forderungen reiner Menschlichkeit" ausspricht. Dieser Kommentar findet sich wenige Seiten später; nachdem Smith uns dargelegt hat, daß in einer aufblühenden Wirtschaft eine Steigerung des Lohns über die erwähnte untere Grenze möglich und notwendig sei, kommt er auf Länder zu sprechen, deren wirtschaftliche Entwicklung stagniert und stellt fest, daß dort der Lohn sehr niedrig sein müsse, möge ein solches Land auch noch so reich und mögen das Einkommen und das Vermögen seiner Einwohner auch noch so groß sein. „Wenn in einem solchen Lande", schreibt Smith, „der Arbeitslohn auch früher mehr als ausreichend war, den Arbeiter in den Stand zu setzen, sich und seine Familie zu ernähren, so wird ihn doch die Konkurrenz unter den Arbeitern und das Interesse der Arbeitgeber bald auf den *niedrigsten Satz, der noch mit den Forderungen reiner Menschlichkeit vereinbar ist*, herabdrücken". Als *Beispiel* eines solchen Landes nennt er *China*, dessen soziale Verhältnisse er anschließend folgendermaßen zeichnet[32]):

„Die Armut der niederen Volksschichten in China übertrifft bei weitem die der bettelärmsten Völker Europas... *Zum Heiraten bietet in China den Anreiz nicht der Wert, den Kinder besitzen, sondern die Erlaubnis, sie umzubringen.* In allen großen Städten werden allnächtlich welche in den Straßen ausgesetzt oder gleich jungen Hunden ertränkt. Die Besorgung dieses schrecklichen Geschäftes soll sogar ein offen anerkanntes Gewerbe sein, durch das sich Leute ihren Unterhalt verdienen.. Die unterste Schicht der Arbeiter muß es... ungeachtet ihres kärglichen Auskommens so oder so ermöglichen können, sich fortzupflanzen, d. h. ihre Nachkommen bei der nämlichen Anzahl zu erhalten."

Dies also ist nach britischen Vorstellungen „noch mit den Forderungen reiner Menschlichkeit vereinbar".

[32]) Bülow, a. a. O. S. 84.

Digitized by Google

Im Anschluß daran werden wir belehrt, daß in einem Lande, dessen Wirtschaft sich im Abstieg befinde, selbst dieser niedrigste noch mit den Forderungen reiner Menschlichkeit vereinbare Lohn nicht mehr gezahlt werde, so daß die Einwohnerzahl sich durch Not, Hunger und erhöhte Sterblichkeit verringern müsse. Dies allerdings hält selbst Smith für grausam. Als Beispiel solcher Grausamkeit kann er verständlicherweise nur englische Kolonien anführen[33]):

„Das ist ungefähr der jetzige Zustand Bengalens und einiger anderer Niederlassungen der Engländer in Ostindien. In einem fruchtbaren Lande, das schon vorher stark entvölkert war, wo also Unterhaltsmittel nicht schwer aufzutreiben sein sollten und wo dessenungeachtet in einem Jahre drei- bis vierhunderttausend Menschen Hungers sterben, da schrumpfen, das kann wohl mit Sicherheit angenommen werden, die für den Unterhalt der ärmeren Schichten bestimmten Lohnfonds stark zusammen."

Auf das ostindische Beispiel kommen wir später nochmals zu sprechen.

Auf diesem düsteren Hintergrund zeichnet Smith nunmehr die Lohnverhältnisse in Großbritannien selbst. In der Tat konnte nur ein solcher Hintergrund das Bild der sozialen Verhältnisse Englands von den Schatten der Barbarei befreien. Befriedigt stellt Smith fest, daß der Arbeitslohn in Großbritannien sich nirgends nach dem niedrigsten Satz richte, der sich noch mit den Forderungen reiner Menschlichkeit verträgt. Zur Stützung dieser Behauptung bringt er umfangreiche Darlegungen über die Bewegung von Löhnen und Preisen. Er schließt seine Betrachtungen mit der Frage, *ob diese Verbesserung in der Lage der unteren Volksschichten nun als Vorteil oder - als Nachteil für die Gesellschaft anzusehen sei.* Diese Frage drängt sich Smith nicht etwa in einer Zeit auf, wo eine scheinsoziale Regierung durch überstürzte soziale Experimente Verwirrung gestiftet hätte, sondern in einer Zeit brutalster und schrankenlosester Herrschaft des Geldsacks überlegt sich Smith, ob es nicht doch ein Fehler der Kapitalisten war, ihren Arbeitern Löhne zu zahlen, die jenen niedrigsten Satz, der noch „mit den Forderungen reiner Menschlichkeit vereinbar" ist, um ein Weniges überschreiten. Wenn also schon die Fragestellung ein bezeichnendes Licht auf Smith' soziales Empfinden wirft, so tut dies seine Antwort noch um so mehr.

„*Auf den ersten Blick*", schreibt er[34]), „*scheint* die Antwort außerordentlich einfach. Dienstboten, Tagelöhner und Arbeiter aller Art machen den *weitaus größten Teil* jeder staatlich organisierten Gesellschaft aus. Was nun aber die Lage des größten Teiles verbessert, kann doch niemals als Nachteil für das Ganze betrachtet werden. Sicherlich kann kein Staat blühend und glücklich sein, wenn der bei weitem größte Teil seiner Bürger in Armut und Elend lebt. Überdies ist es nicht mehr als recht und billig, daß diejenigen, die im Grunde den ganzen Volkskörper mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versorgen, auch an dem Ertrage ihrer eigenen Arbeit so viel Anteil (!) haben, um selbst leidlich gut (!) mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versehen zu sein."

Der unerwartete Hinweis auf Recht und Billigkeit in der Behandlung des schaffenden Menschen bildet nur die Einleitung zu einer Antwort, die jedes Menschenrecht mit Füßen tritt. Denn bis jetzt ist ja nur jene Antwort gegeben, wie sie *auf den ersten*

[33]) Bülow, a. a. O. S. 85. — [34]) Bülow, a. a. O. S. 92.

Digitized by Google

Blick so außerordentlich einfach scheint, die Antwort des primitiven menschlichen Gefühls. Smith widerruft diese Antwort nicht, o nein, er läßt sich gleichsam selbst von dem Gefühl von Recht und Billigkeit überwältigen. Aber dann beginnt er doch, die gleiche Frage noch einmal vorurteilslos und rein wissenschaftlich zu behandeln. Er untersucht die Auswirkungen der Armut und des Reichtums auf die Kinderzahl, er berücksichtigt dabei nicht nur die Zahl der Geburten, sondern auch die hohe Kindersterblichkeit beim niederen Volk und die geringe Sterblichkeit bei den besseren Ständen. Und dies ist das Ergebnis, zu dem er kommt[35]):

„Jede Art von Lebewesen (animals) vermehrt sich naturgemäß nach Maßgabe der ihm zur Verfügung stehenden Unterhaltsmittel, und keine kann sich je über dieselbe hinaus vermehren. In einer zivilisierten Gesellschaft aber kann nur in den unteren Volksschichten[36]) die Knappheit an Nahrungsmitteln einer weiteren Vermehrung der menschlichen Gattung Schranken setzen; und sie kann dies nur dadurch, daß sie einen großen Teil der in diesen an und für sich fruchtbaren Ehen geborenen Kinder tötet.

„Eine reichliche Entlohnung der Arbeit, die die Möglichkeit bietet, für Kinder besser zu sorgen und also eine größere Anzahl derselben großzuziehen, hat natürlich eine Erweiterung und Ausdehnung dieser Schranken zur Folge. Es verdient auch darauf hingewiesen zu werden, daß dies notwendig genau im gleichen Verhältnis zur Erweiterung der Nachfrage nach der betreffenden Arbeit geschieht... So wird durch die Nachfrage nach Menschen, wie bei jeder anderen Ware, notwendig auch die Vermehrung der Menschen reguliert[37]), wird durch sie beschleunigt, wenn sie zu langsam erfolgt, und eingedämmt, wenn sie zu rasch fortschreitet. Die Nachfrage nach Arbeitskräften ist es, die das Maß der Bevölkerungsvermehrung in allen Ländern der Welt, in Nordamerika, in Europa und in China reguliert und bestimmt; sie bewirkt, daß dieselbe reißend schnell in dem ersten, langsam und schrittweise in dem zweiten und völlig stationär in dem letzten dieser Länder vor sich geht."

Dies ist die endgültige und „wissenschaftliche" Antwort des Adam Smith auf die Frage, ob die Verbesserung in der Lage der unteren Volksschichten als Vorteil oder als Nachteil für die Gesellschaft anzusehen sei. Die Antwort lautet also, klar formuliert, daß die Verbesserung in der Lage des arbeitenden Volkes ein Vorteil für die Gesellschaft nur dann und nur insoweit ist, als die Vermehrung der arbeitenden Menschen den Verwertungsbedürfnissen des Kapitals entspricht. Jede soziale Besserstellung des Arbeiters, die um seiner selbst willen erfolgen würde, ist damit als schädlich gekennzeichnet. Nicht der Lebenswille und die Lebensbedürfnisse der lebendigen Menschen entscheiden nach Adam Smith über den Vorteil der Gesellschaft, sondern der Bedarf des Kapitals nach Arbeitskräften entscheidet über Leben und Tod

[35]) Bülow, a. a. O. S. 93 f.

[36]) Ich habe an dieser Stelle die Übersetzung Bülows berichtigt. Entgegen dem klaren englischen Text setzt Bülow das wichtige „nur" hinter das Wort „Volksschichten". Für diesen deutschen Gelehrten ist eben die unsoziale Haltung eines Vertreters der britischen Plutokratie so unverständlich, daß ihm sogar die korrekte Übersetzung Schwierigkeiten macht!

[37]) „...the demand for men, like that for any other commodity, necessarily regulates the production of men."

Digitized by Google

der Menschen. Nicht die Interessen der arbeitenden Menschen, die „den weitaus größten Teil jeder staatlich organisierten Gesellschaft" ausmachen, sind für Smith maßgebend, sondern die Interessen jener dünnen Oberschicht, die von der Ausbeutung der schaffenden Arbeit lebt. Nur die unteren Volksschichten sind gleich den Tieren in ihrer Vermehrung an einen gegebenen Nahrungsspielraum gebunden. Während aber bei den Tieren die Schranken der Vermehrung von der Natur selbst gesetzt werden, bestimmt für die arbeitenden Menschen die Nachfrage der Kapitalisten nach Arbeitskräften das Maß ihrer Vermehrung. Während es den Tieren gegeben ist, im Kampf ums Dasein ihren Nahrungsspielraum sich selbst zu erkämpfen, sind die Arbeiter nur Objekt der Wirtschaft, Ware gleich jeder andern Ware. Und das nennt Smith Zivilisation!

Die Bezeichnung des Arbeiters als Ware, deren Vermehrung sich nach der Nachfrage zu richten hat, ist nicht etwa eine einmalige Entgleisung an der zitierten Stelle. Sie entspricht vielmehr den Grundgedanken des Smith'schen Systems. Schon bei Betrachtung der sozialen Verhältnisse Englands hatte Smith auf die örtlichen Unterschiede der Arbeitslöhne hingewiesen und hatte die Tatsache, daß der übliche Ausgleich des Preisgefälles sich beim Lohn nicht einstellt, damit begründet, „daß keine Ware (luggage) so schwer hin und her zu transportieren ist wie der Mensch"[38]). An späterer Stelle[39]) spricht Smith von den Kosten der Abnützung des Arbeiters (für Abnützung sagt er wear and tear, also wie von Kleidern, Bülow übersetzt diesen Ausdruck großzügig mit „Überanstrengung"). Er vergleicht die Kosten der Abnützung eines Sklaven und eines freien Arbeiters, behauptet, auch die Abnützungskosten des freien Arbeiters gingen zu Lasten des Arbeitgebers, da der Lohn ja die Erhaltung der Arbeiter ermöglichen müsse, und zwar „in dem Maße..., als die wachsende, abnehmende (!) oder sich gleichbleibende Nachfrage nach Arbeit... es verlangt", dann aber stellt Smith befriedigt fest, daß beim freien Arbeiter die Kosten für „replacing or repairing the wear and tear" weit geringer seien als beim Sklaven, wie ja überhaupt die Erfahrung lehre, „daß die von Freien geleistete Arbeit schließlich billiger zu stehen kommt als die von Sklaven geleistete". Daß die Landarbeiter mit dem Zugvieh des Pächters auf eine Stufe gestellt werden, kommt bei Smith mehrfach vor[40]). So wird überall der Arbeiter vom Träger und Gestalter der Wirtschaft zu ihrem Objekt, zu einer bloßen Sache, zur Ware herabgewürdigt.

Allen diesen Stellen gegenüber findet sich nicht eine einzige, wo im Namen der Lebensrechte des Arbeiters irgendwelche Forderungen an die Wirtschaft erhoben würden. (Der einmalige Hinweis auf Recht und Billigkeit, den ich oben S. 92 f. interpretiert habe, kann nicht in diesem Sinne gewertet werden.) Der naheliegende Gedanke, daß der Staat sich der Arbeiter anzunehmen und wenigstens ihre Kinder vor dem Verhungern zu schützen habe, wird nicht einmal diskutiert. Nur bei Besprechung der Lohnstatistik sagt Smith einmal nebenbei: „Wo der Arbeitslohn nicht staatlich geregelt ist, da können wir nur angeben, welches der am häufigsten vorkommende Lohn ist; und die Erfahrung scheint dafür zu sprechen, daß der Staat ihn niemals zweckmäßig zu regeln imstande ist, sooft er auch mit diesem Anspruch aufgetreten ist"[41]).

Träger und Gestalter der Wirtschaft sind also nach Smith allein die besitzenden Klassen. Nach ihren Bedürfnissen hat sich die arbeitende Bevölkerung zu vermehren

[38]) Bülow, a. a. O. S. 88. — [39]) Bülow, a. a. O. S. 94 f.
[40]) Vgl. unten S. 145 f. — [41]) Bülow, a. a. O. S. 91.

Digitized by Google

oder zu verringern, nach ihren Weisungen erfolgt die Produktion, einzig nach ihren Interessen regelt sich die Verteilung der Güter. Wenn der Arbeiter überhaupt einen Anteil an den von ihm erzeugten Gütern bekommt, so nicht deshalb, weil er irgendein Recht auf den Ertrag seiner Arbeit hätte, sondern nur aus dem Grunde, weil die Fortdauer seiner Ausbeutung, von der die besitzenden Klassen leben, unmöglich wäre, wenn die Klasse der besitzlosen Arbeiter durch den Hunger ausgerottet würde.

Das Schicksal des Arbeiters wird von Smith lediglich als eine Folgeerscheinung der allein von den besitzenden Klassen bestimmten Wirtschaftsentwicklung betrachtet. Wenn aber die besitzenden Klassen allein über die Entwicklung der Wirtschaft bestimmen, so kann auch der Sinn und Zweck der Wirtschaft allein von diesen Klassen bestimmt werden. Und wenn Smith als Triebfeder wirtschaftlichen Handelns nur das Selbstinteresse anerkennt[42]), so kann also auch nur die Bereicherung der besitzenden Klassen der Zweck aller Wirtschaft sein. Wir haben gesehen, daß Smith diesen Standpunkt mit einer Brutalität vertritt, die kaum zu überbieten ist. Smith wäre aber kein Engländer, wenn er diese Brutalität nicht sofort wieder unter Phrasen vom allgemeinen Besten verstecken würde. Und so behauptet er denn auch ganz folgerichtig, diese Bereicherung der Besitzenden erfolge allein zum Wohle der Gesamtheit, insbesondere natürlich zum Wohl der arbeitenden Bevölkerung, für die Kapitalisten selbst aber sei sie höchst schädlich.

Smith hat diese soziale Heuchelei mit einem solchen Geschick in das Gewand ernster wissenschaftlicher Betrachtungen gehüllt und er hat diese Betrachtungen wieder mit einem solchen Geschick als Leitgedanken seines Systems erscheinen lassen, daß selbst noch im Jahre 1933 ein deutscher Professor sich geradezu gerührt über die Arbeiterfreundlichkeit von Adam Smith äußern konnte[43]).

Schon in dem Kapitel über den Arbeitslohn, das wir soeben besprochen haben, ist die Wendung von der brutalen Vertretung des kapitalistischen Gewinnstrebens zur sozialen Phrase vorbereitet. Da eine wissenschaftliche Analyse diese beiden Schichten des Smith'schen Denkens scharf voneinander abheben muß, habe ich die betreffende Stelle bisher nur kurz zusammenfassend wiedergegeben, während wir sie in dem neuen Zusammenhang im einzelnen besprechen müssen. Ich erwähnte auf S. 91, daß Smith in einer aufblühenden Wirtschaft Lohnsteigerungen für möglich und notwendig hält. Von hier aus ist es möglich, ein Interesse des Arbeiters am Gedeihen der kapitalistischen Wirtschaft zu konstruieren. Hier ist also gleichsam die Nahtstelle zwischen der einen These, die den Arbeiter zum willenlosen Objekt der kapitalistischen Wirtschaft macht und allein die Interessen seiner Ausbeuter zu Interessen der Gesellschaft erklärt, und der anderen These, die vorgibt, daß die Interessen des Arbeiters mit den Interessen eben dieser Gesellschaft zusammenfallen. Ich führe deshalb diese wichtige Stelle, in der Smith zugleich seine Lohnfondstheorie entwickelt, im Wortlaut an[44]):

„Die Nachfrage nach Menschen, die vom Arbeitslohne leben, kann offenbar nur in demselben Verhältnis wachsen wie die Fonds, die zur Zahlung von Löhnen bestimmt sind. Diese Fonds aber sind von zweierlei Art; sie werden gebildet: erstens aus dem

[42]) Vgl. bes. das 2. Kapitel des ersten Buches, Bülow, a. a. O. S. 15 f.
[43]) Bülow mehrfach in seinem Kommentar, z. B. Anm. 74, 78, 82 und 89, a. a. O. S. 310 ff.
[44]) Bülow, a. a. O. S. 80 f.

Digitized by Google

Einkommen, das die Bestreitung des notwendigen Lebensbedarfs übersteigt, und zweitens aus dem Kapital, das über die von den Arbeitgebern für sich selbst benötigten Mittel hinausgeht. Wenn ein Gutsbesitzer, Rentner oder Kapitalist ein Einkommen hat, das größer ist, als ihm für den Unterhalt seiner Familie nötig zu sein scheint, so verwendet er den ganzen Überschuß oder einen Teil desselben dazu, sich einen oder mehrere Dienstboten zu halten. Je größer dieser Überschuß ist, desto mehr Dienstboten wird er sich natürlich halten.

„Wenn ein selbständiger Handwerker, etwa ein Weber oder ein Schuhmacher, es zu mehr Kapital gebracht hat, als er zum Ankauf der für seine Arbeit erforderlichen Rohstoffe oder zur Bestreitung seines Unterhalts bis zur Beendigung der Arbeit braucht, so verwendet er natürlich diesen Überschuß, indem er einen oder mehrere Gesellen anstellt, um an deren Arbeit zu verdienen. Je größer dieser Überschuß ist, desto größer wird auch die Zahl seiner Gesellen sein.

„Die Nachfrage nach Leuten, die vom Arbeitslohne leben, wächst somit in jedem Lande notwendigerweise mit der Steigerung des Einkommens und der Zunahme des Kapitals; ohne die letztere (nämlich die Zunahme des Einkommens und Kapitals - Bülow übersetzt hier ungenau) kann sie unmöglich wachsen. Die Zunahme von Einkommen und Kapital ist gleichbedeutend mit einem Wachsen des Volkswohlstandes (the increase of revenue and stock is the increase of national wealth). Folglich wächst auch die Nachfrage nach Leuten, die vom Lohne leben, ganz von selbst mit der Zunahme des Volkswohlstandes und ist ohne dieselbe unmöglich.

„Nicht die jeweilige Größe des Volkswohlstandes, sondern sein dauerndes Wachsen bringt ein Steigen des Arbeitslohnes mit sich. Demgemäß ist der Arbeitslohn nicht in den Ländern, die am reichsten sind, am höchsten, sondern in denen, die am meisten aufblühen oder die am schnellsten reich werden."

Smith sucht hier nachzuweisen, daß steigendes Einkommen und steigende Kapitalbildung der besitzenden Schichten sich notwendig zugunsten der Arbeiter auswirken müssen. Bezeichnender Weise benutzt er gerade diese Stelle, die in dem Kapitel über den Arbeitslohn beim ersten Durchlesen wie eine Oase arbeiterfreundlicher Gesinnung wirkt, um unvermerkt zwei Grundvorstellungen kapitalistischen Denkens neu in seine Wirtschaftslehre einzuführen.

Bisher ging Smith stets vom Ertrag der bereits geleisteten Arbeit aus und stellte fest, daß sich dieser Arbeitsertrag auf Grundrente, Kapitalgewinn und Arbeitslohn verteilt. Hier untersucht er zum ersten Male, wie die Beschaffung neuer Arbeit vor sich geht. Jetzt ist es nicht mehr der Arbeitsertrag der neu angesetzten Arbeiter, aus dem ihr Arbeitslohn bestritten wird, sondern es erscheint die Notwendigkeit eines Lohnfonds, der von den besitzenden Schichten aus ihrem überschüssigen Einkommen und aus ihrer zusätzlichen Kapitalansammlung gebildet wird (bei dem überschüssigen Einkommen, das die Haltung von Dienstboten ermöglichen soll, kann es sich der Sache nach nur um das Einkommen besitzender Schichten handeln - genannt werden Grundbesitzer, Rentner oder Kapitalisten - bei der zusätzlichen Kapitalbildung berücksichtigt Smith nicht die Kapitalbildung aus im Haushalt erspartem Einkommen, sondern nur die Kapitalbildung im Betrieb.) Die Überbrückung der Zeitspanne vom ersten neuen Arbeitseinsatz bis zum ersten neuen Arbeitsertrag ist selbstverständlich ein Teilproblem jeder Arbeitsbeschaffung. Es geht hier aber gar nicht

Digitized by Google

um jenes Teilproblem, sondern um eine Grundfrage volkswirtschaftlichen Denkens, die uns durch die nationalsozialistische Arbeitsbeschaffungspolitik völlig geläufig geworden ist: es geht um die Frage, ob Arbeit durch Kapital oder ob Kapital durch Arbeit geschaffen wird. Smith beantwortet diese Frage im kapitalistischen Sinn.

Wir finden gleichzeitig an der zitierten Stelle eine der wichtigsten Aussagen darüber, was Smith überhaupt unter dem „wealth of nations" (bzw. „national wealth") versteht. Der Nationalreichtum oder - wie gewöhnlich übersetzt wird - der Volkswohlstand ist für Smith ein Reichtum der besitzenden Schichten. Die Höhe des Lohnes gehört hier ersichtlich nicht zu den Bestimmungsgründen des Nationalreichtums oder Volkswohlstandes. Die Lohnhöhe wird vielmehr wieder ausschließlich als Folgeerscheinung der Reichtumsentwicklung bei den besitzenden Schichten dargestellt.

Dabei wird keineswegs die Lohnhöhe in irgend ein festes Verhältnis zur Größe des Nationalreichtums gebracht, vielmehr wird betont, daß nicht in den reichsten Ländern die höchsten Löhne gezahlt werden. Diese Behauptung wird wenig später durch das von uns schon besprochene Beispiel Chinas eindrucksvoll unterstrichen. Smith ist durchaus nicht der Meinung, daß der Arbeiterschaft „naturgemäß" ein gewisser Anteil am Reichtum der Nation zukomme. Die Steigerung des Lohnes bei wachsendem Reichtum wird nicht damit erklärt, daß die Kapitalisten höhere Löhne zahlen können, weil sie reicher geworden sind, sondern damit, daß sie höhere Löhne zahlen müssen, um entsprechend der Ausdehnung ihres Geschäftes auch die Zahl ihrer Arbeiter vermehren zu können. Bei gleichbleibendem Reichtum rechnet Smith mit sinkenden Löhnen (siehe das chinesische Beispiel!), obwohl man erwarten sollte, daß dann auch die „Lohnfonds" gleichbleiben. Höchst charakteristisch ist ferner der von Smith durchgeführte Vergleich zwischen den englischen und den nordamerikanischen Löhnen, er beginnt mit den Sätzen[45]): „England ist im gegenwärtigen Augenblick sicherlich ein viel reicheres Land als irgendein Gebiet von Nordamerika. Dennoch sind die Arbeitslöhne in Nordamerika weit höher als irgendwo in England." Der Vergleich schließt[46]): „Die Nachfrage nach Arbeitern und demgemäß (!!) die zu ihrem Unterhalt bestimmten Lohnfonds nehmen (in Nordamerika) eben offenbar noch schneller zu, als sich Arbeiter finden, die Beschäftigung suchen."

Hier ist also die Nachfrage nach Arbeitern zum Maßstab für die Größe der Lohnfonds geworden, während Smith zunächst ja umgekehrt beweisen wollte, daß die Größe der Lohnfonds der Maßstab für die Nachfrage nach Arbeitern ist! In ihrer ersten Fassung sagte die Lohnfondstheorie, daß eine wachsende Ansammlung von materiellen Mitteln bei den besitzenden Schichten gewissermaßen zwangsläufig zu einer wachsenden Nachfrage nach Arbeitern führt. Jetzt aber ergibt sich, daß von einer Zwangsläufigkeit gar keine Rede ist. Vielmehr entscheidet gerade die Nachfrage nach Arbeitern darüber, welchen Teil ihrer Mittel die besitzenden Schichten dem Lohnfonds zur Verfügung stellen. Was ist nun eigentlich von der Lohnfondstheorie noch übriggeblieben? Nichts außer der These, daß das Kapital über das Schicksal des Arbeiters entscheidet. Die Verbindung, die Smith zwischen dem Wohl des Arbeiters und der Bereicherung der besitzenden Schichten herzustellen sucht, ist also selbst im Lichte seiner eigenen Darstellung höchst brüchig.

[45]) Bülow, a. a. O. S. 81. — [46]) Bülow, a. a. O. S. 82.

Digitized by Google

Die Art und Weise, in der Smith seine Lohnfondstheorie entwickelt, bietet ein besonders krasses Beispiel dafür, daß der britische Gelehrte gerade dann, wenn seine Lehren soziales Empfinden zu atmen scheinen, ein zielbewußter Vertreter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist. Ich sage ein Vertreter der kapitalistischen Wirtschafts*ordnung*; denn selbstverständlich vertritt Smith die kapitalistischen Interessen nicht in jener niedrigen Form, daß er sich zum Antwalt irgendwelcher nur auf den augenblicklichen Gewinn gerichteten Klasseninteressen machen würde; sondern für ihn ist gemäß seinen britischen Instinkten die Herrschaft der Besitzenden über die Besitzlosen schon etwas wie ein ewiges Ordnungsprinzip der Wirtschaft, für das er mit Überzeugung eintritt. *Soweit* und *solange* der Arbeiter sich dieser Ordnung unterwirft, tritt ihm Smith nicht ohne Wohlwollen gegenüber. Dieses Wohlwollen, das weit entfernt ist von jedem Gedanken der Volksgemeinschaft, entspricht dem Gefühl eines Herren gegenüber dem geborenen Sklaven.

Am Schluß des Kapitels über den Arbeitslohn bekämpft Adam Smith, erfüllt von jenem Wohlwollen, die bornierte Ansicht, „daß die Menschen in der Regel besser arbeiten sollen, wenn sie schlecht, als wenn sie gut ernährt werden", und wertet höhere Arbeitslöhne als Ansporn zur Arbeit. Trotzdem stellt er dann wieder fest, daß in teuren Jahren, wenn die Reallöhne niedrig sind, die Arbeitgeber mit ihren Arbeitern ein besseres Geschäft (better bargains) machen als in billigen Jahren und daß Arbeiter in schlechten Zeiten bescheidener und gefügiger sind als in guten. „Es ist also durchaus gerechtfertigt", sagt er[47]), „wenn sie (die Arbeitgeber) behaupten, teure Jahre seien für die Industrie günstiger".

So scheint sich Smith einmal für hohe, einmal für niedrige Löhne auszusprechen, und es ist wohl auch hier ein ziemlich hoffnungsloses Unterfangen, ihn auf die eine oder die andere Meinung festlegen zu wollen. In dem Zusammenhang unserer Untersuchung genügt es im übrigen völlig, den Maßstab zu kennen, nach dem Smith die Höhe oder Niedrigkeit des Lohnes beurteilt - und dieser Maßstab liegt eindeutig fest. Smith beurteilt die Höhe des Lohnes danach, ob er das Existenzminimum, also jenen „niedrigsten Satz, der sich noch mit den Forderungen reiner Menschlichkeit verträgt", erreicht oder überschreitet. Dieses Minimum ist für Smith der zentrale Wert, um den sich der Arbeitslohn bewegt, es ist der Lohn, der bei stagnierender Wirtschaft, also bei einem Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage gezahlt, der bei aufblühender Wirtschaft und wachsender Nachfrage gegebenenfalls überschritten, bei zurückgehender Wirtschaft und geminderter Nachfrage aber noch vermindert wird. Im 7. Kapitel nannte Smith jenen Zentralwert, um den die Preise aller Waren beständig gravitieren, den „natürlichen Preis"[48]). Der Sache nach ist also für Smith das Existenzminimum der „natürliche Arbeitslohn", wenn er auch diese Formulierung peinlich vermeidet.

Der Arbeitslohn wird dadurch bewußt und planmäßig von jeder Beziehung zur Arbeitsleistung, d. h. zum tatsächlichen Ertrag der Arbeit gelöst. Das ist der folgerichtig durchgeführte und festgehaltene Leitgedanke jenes Kapitels, das - man muß schon sagen heuchlerisch - mit dem Satz beginnt, der *Ertrag* der Arbeit bilde ihre natürliche Vergütung oder den natürlichen Arbeitslohn. Es war der Grundgedanke der ersten

[47]) Bülow, a. a. O. S. 98. — [48]) Bülow, a. a. O. S. 67.

Digitized by Google

Kapitel des Smith'schen Werkes, daß insbesondere durch die Arbeitsteilung die produktive Kraft der Arbeit ungeheuer zugenommen habe und noch weiter zunehme. Und wenn wir jetzt fragen, welche Wirkung denn diese ungeheure Ertragssteigerung ihrer Arbeit auf den Lohn der Arbeiter gehabt habe, wird diese Frage mit der Bemerkung[49]) abgetan, der ursprüngliche Zustand, in dem der Arbeiter den vollen Arbeitsertrag erhalten habe, bestehe nicht mehr. Die Frage wird dann nicht wieder aufgenommen.

Der gesamte Gewinn aus der Ertragssteigerung der Arbeit wird also von Smith ausschließlich für die besitzenden Schichten in Anspruch genommen, soweit es nicht ihre eigenen Interessen verlangen, in Zeiten wachsenden Arbeitsbedarfes den Arbeitern einen kleinen Teil dieses Gewinnes zukommen zu lassen, um ihre ausreichende Vermehrung sicherzustellen. Da hierin nach Smith überhaupt die einzige Hoffnung für den Arbeiter beruht, stellt er fest, daß der Arbeiter zwar nicht am Reichtum der besitzenden Schichten, aber doch am Anwachsen dieses Reichtums interessiert sei. Diese zunächst sehr dürftige Feststellung wird nun bei Beginn des neuen Kapitels, das vom Kapitalgewinn handelt, mit großem Geschick in einer nunmehr sehr entschiedenen Formulierung als das eigentliche Ergebnis der abgeschlossenen Untersuchung über den Arbeitslohn herausgestellt und erscheint dann bald als ein Leitgedanke der Smith'schen Wirtschaftslehre überhaupt. Das Kapitel über den Kapitalgewinn beginnt[50]):

„Das Steigen und Fallen des Kapitalgewinnes hängt von denselben Bestimmungsgründen ab wie das Steigen und Fallen des Arbeitslohnes, nämlich von dem wachsenden oder abnehmenden Volkswohlstande; aber diese Bestimmungsgründe wirken in dem einen Falle ganz anders als in dem anderen.

„Die Zunahme des Kapitals, die die Wirkung hat, daß sie den Lohn erhöht, zeigt andererseits die Tendenz, den Kapitalgewinn zu senken."

Hier haben wir also gleichsam als Motto zu den folgenden Untersuchungen über den Kapitalgewinn die Behauptung, daß die armen Kapitalisten die Opfer ihrer eigenen, auf die Vermehrung ihres Kapitals gerichteten Tätigkeit sind, einer Tätigkeit also, die sie nur zum Nutzen der Arbeiterschaft auszuüben scheinen. Die Zunahme des Kapitals wird dabei wiederum mit dem wachsenden Volkswohlstande gleichgesetzt.

Aber das Sinken der Kapitalgewinne tröstet sich Smith jedoch später durch die Überlegung hinweg, daß nicht nur in den einzelnen Betrieben, sondern auch im großen bei den in der Reichtumsbildung fortschreitenden Industrievölkern ein großes Kapital selbst bei geringerer Gewinnquote schneller wachse als ein kleines Kapital mit größerer Gewinnquote[51]).

Warum aber sinkt die Gewinnquote mit wachsendem Volkswohlstand? Die einfachste Erklärung scheint zu sein, daß das Steigen der Arbeitslöhne zu einem Sinken der Kapitalgewinne führen muß und daß schon im vorigen Kapitel die Lohnsteigerung als Folge des wachsenden Volkswohlstandes nachgewiesen wurde. Diese gegenseitige Abhängigkeit von Arbeitslohn und Kapitalgewinn ist später ein Grundgedanke Ricardos, der als Jude sein Hauptaugenmerk darauf richtet, wieviel Prozent des Ertrages jeder der Beteiligten erhält. Smith denkt als Brite jedoch sehr viel gegenständlicher. Er versteht unter einem Steigen des Arbeitslohnes nicht eine Steigerung der Pro-

[49]) Oben zitiert S. 88. — [50]) Bülow, a. a. O. S. 103. — [51]) Bülow, a. a. O. S. 110.

Digitized by Google

zente, die der Arbeiter erhält, sondern eine Vermehrung der materiellen Güter, über die er verfügen kann. Somit kann bei steigender Ergiebigkeit (Produktivität) der Arbeit trotz steigender Löhne auch der Anteil des Kapitals am Arbeitsertrag noch zunehmen. Smith erklärt deshalb das Sinken des Kapitalgewinnes bei wachsendem Volkswohlstand nicht aus einer Steigerung der Löhne, sondern aus der wachsenden gegenseitigen Konkurrenz der Kapitalisten[52]):

„Wenn die Kapitalien vieler reicher Kaufleute ein und demselben Handelszweige zugeführt werden, so führt die gegenseitige Konkurrenz ganz von selbst dazu, den Gewinn zu senken, und wenn ein gleicher Kapitalzustrom bei all den verschiedenen Gewerben, die in der betreffenden Volkswirtschaft betrieben werden, festzustellen ist, so muß die Konkurrenz auch bei ihnen allen dieselbe Wirkung hervorrufen."

Smith hält es für möglich, daß unter besonderen Bedingungen (z. B. in neuen Kolonien) ein hoher Arbeitslohn und ein hoher Kapitalgewinn zu gleicher Zeit nebeneinander bestehen[53]). Ebenso meint er, daß in einem stagnierenden Lande, selbst wenn es das Höchstmaß an Reichtum (!) erreicht hat, sowohl der Arbeitslohn wie der Kapitalgewinn sehr niedrig (!) sein werden[54]). Im übrigen hält er es aber für normal, daß hohen Kapitalgewinnen niedrige Arbeitslöhne entsprechen und niedrigen Gewinnen hohe Löhne[55]). Die Gedanken des vorhergehenden Kapitels werden dabei vielfach wiederholt. Da es nicht die Absicht unserer Arbeit ist, Belegstellen aufeinanderzutürmen, begnügen wir uns mit dem Hinweis, daß diese Gedanken bereits besprochen sind.

Ein völlig neuer Gedanke tritt erst wieder am Schluß des Kapitels über den Kapitalgewinn hervor, wo Smith den Einfluß der Arbeitslöhne und der Kapitalgewinne auf den Preis und damit auf die Absatzmöglichkeiten der Waren (insbesondere im Ausland) untersucht. Da der jeweils übliche Kapitalgewinn von Smith zu den Selbstkosten der Ware gerechnet wird[56]), stellt er fest, daß hohe Gewinne viel eher die Tendenz haben, die Warenpreise zu steigern, als hohe Arbeitslöhne. Denn während die Ware die verschiedenen Stufen der Verarbeitung durchlaufe, wachse dieser Gewinnzuschlag in geometrischer Progression. Er schließt diese Feststellungen[57]) mit der Bemerkung ab: „Unsere Kaufleute und Fabrikanten klagen sehr über die schlechten Wirkungen hoher Löhne auf die Erhöhung der Warenpreise und über die dadurch bewirkte indirekte Beeinträchtigung des Verkaufs ihrer Waren im In- und Auslande. Sie sagen aber nichts von den schlechten Wirkungen hoher Kapitalgewinne. Sie schweigen von den schädlichen Wirkungen ihrer eigenen Einkünfte und beklagen sich nur über die anderer Leute."

Da durch die zitierte Bemerkung die Berechtigung des Kapitals, den Arbeiter auszubeuten, in keiner Weise in Frage gestellt wird, kann sich Smith diese mehr schriftstellerisch wirksame als wirtschaftstheoretisch bedeutungsvolle „Objektivität" sehr wohl leisten. Nach allem, was vorhergegangen ist, beweist diese Stelle also wirklich nicht, daß Smith sich für die Arbeiter und gegen die Kapitalisten eingesetzt hätte. Sie ist höchstens bezeichnend dafür, mit welchen Argumenten Smith von den englischen Kapitalisten diejenigen wirtschaftlichen Opfer fordert, die er für die dauernde Erhaltung

[52]) Bülow, a. a. O. S. 103 f. — [53]) Bülow, a. a. O. S. 108 f.
[54]) Bülow, a. a. O. S. 112. — [55]) Bülow, a. a. O. S. 105 ff., 111, 116.
[56]) Bülow, a. a. O. S. 63. — [57]) Bülow, a. a. O. S. 116 f.

Digitized by Google

ihrer wirtschaftlichen Machtstellung im internationalen Verkehr für notwendig hält. Auf diesen Punkt kommen wir zurück, wenn wir Adam Smith als Vertreter des britischen Imperialismus darstellen.

Hier interessiert noch nicht Smith' Anschauung über das Verhältnis von britischen und nicht-britischen Kapitalisten, sondern lediglich seine Meinung über das Verhältnis der drei angenommenen Gesellschaftsklassen untereinander, also das gegenseitige Verhältnis von Arbeitern, Kapitalisten und Grundherren. Da auch das folgende 10. Kapitel „vom Lohn und Gewinn bei den verschiedenen Verwendungsarten der Arbeit und des Kapitals" für diese Frage nur sehr wenig bietet[58]), können wir uns nunmehr sogleich dem Schlußkapitel des ersten Buches zuwenden (11. Kapitel), das die Grundrente behandelt.

Für Smith ist die Grundrente[59]) wiederum „naturgemäß" der höchste Betrag, den der Grundherr (landlord) aus dem Pächter herauszupressen imstande ist. In dem Pächter aber sieht Smith - das ist wieder eine typisch britische Anschauung - einen kapitalistischen Unternehmer, der sein Kapital ebensogut in irgendeinem anderen Wirtschaftszweig anlegen kann und anlegen wird, wenn er dort einen höheren Kapitalprofit erwarten darf als in der Landwirtschaft. Der Grundherr muß deshalb nach der Meinung von Smith dem Pächter die Möglichkeit lassen, den landesüblichen Kapitalprofit aus seinem Betrieb herauszuwirtschaften. Da also auf der einen Seite der Durchschnittsprofit des Kapitals von der Grundrente nicht beeinträchtigt werden kann und da auf der anderen Seite der Grundherr alles für sich abschöpft, was über diesen Durchschnittsprofit hinausgeht, so richtet sich nach dieser Lehre die Höhe der Grundrente danach, um welchen Betrag die von dem kapitalistischen Pächter erzielten Preise die Deckung seiner Selbstkosten und den üblichen Profit für sein Kapital übersteigen würden[60]).

In unserem Zusammenhang interessieren jetzt nicht die theoretischen Feinheiten der Grundrententheorie, sondern für uns ist hier nur wichtig, wie Smith die Einordnung der Grundherren in die kapitalistische Gesellschaft vollzieht. Aus dem bisher Gesagten ergeben sich bereits zwei Leitgedanken für diese Einordnung: 1. Die Grundrente beruht ebenso wie der kapitalistische Gewinn auf dem Besitzmonopol. Damit ist stillschweigend eine Einheit der Interessen von Grundherren und Kapitalisten gegenüber dem arbeitenden Volk gegeben. 2. Ein Interessengegensatz zwischen dem Landlord und seinem kapitalistischen Pächter wird geleugnet, da die Quellen des beiderseitigen Gewinns als verschieden und voneinander unabhängig angesehen werden. Die handelspolitischen Interessengegensätze treten in diesem Kapitel überhaupt noch nicht in Erscheinung.

Neben diesen beiden Gedanken, die mehr schon in der theoretischen Anlage versteckt enthalten sind, wird nun der folgende dritte Leitgedanke in der Darstellung breit ausgeführt. Er besagt, daß der Fortschritt der (kapitalistischen!) Gesellschaft notwendig

[58]) Um so besseren Aufschluß gibt es über das Arbeitslos von Smith. Darüber folgt näheres in dem Abschnitt über Smith als Vertreter der britischen Society.

[59]) Bülow, a. a. O. S. 143 f.

[60]) Insofern meint Smith, daß hohe oder niedrige Grundrente nur die Wirkung von hohen oder niedrigen Preisen ist, während der hohen oder niedrigen Lohn und Kapitalgewinn als Ursache hoher oder niedriger Preise betrachtet.

Digitized by Google

von einem Steigen der Grundrente begleitet wird. Denn die Bevölkerungsvermehrung, die ja nach Smith von der fortschreitenden Entwicklung des Kapitals abhängig ist[61]), bedingt eine vermehrte Nachfrage nach Lebensmitteln und damit eine Ausdehnung der Anbaufläche und ein Steigen der Grundrente. Der naheliegende Gedanke, daß der vermehrte Lebensmittelbedarf nicht durch eine Vermehrung der nationalen Produktion gedeckt werden muß, sondern auch durch vermehrte Einfuhr gedeckt werden kann, taucht in diesem Zusammenhang nicht auf[62]). Der von Smith gebrauchte Begriff „Gesellschaft" eignet sich besonders dafür, die nationalwirtschaftlichen Fragen nur jeweils nach Gutdünken in den Kreis der Betrachtung einzubeziehen oder sie zu übergehen.

Smith formuliert folgendermaßen[63]): „Wenn die vollständige Ausnützung und Kultivierung des Landes als der größte Vorteil für die Volkswirtschaft (the greatest of all public advantages) betrachtet werden muß - was sie ganz gewiß ist - so sollte diese Preissteigerung aller Arten von Rohprodukten nicht als ein allgemeines Unglück, sondern vielmehr als der notwendige Vorläufer und Begleiter des größten allgemeinen Vorteils angesehen werden."

Wie weit durch diesen Satz Smith' wirkliche Einstellung zum Agrarproblem ausgedrückt wird, bleibt noch zu untersuchen[64]). Was er hier beweisen will, ist jedenfalls nicht das Interesse der Gesellschaft an der Höhe der Agrarpreise, sondern vielmehr das Interesse der Grundherren an der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft.

Die Frage nach dem Gemeinwohl ist von Smith überhaupt nicht gestellt, geschweige denn beantwortet worden. Trotzdem gibt er nun dem ersten Buch seines großen ökonomischen Werkes einen Abschluß, als ob die ganzen bisherigen Untersuchungen sich lediglich um die Frage des Gemeinwohls gedreht hätten. Wir sahen, daß Smith in dem Kapitel über den Arbeitslohn die drei Typen der aufblühenden, der stagnierenden und der sich absteigend entwickelnden Wirtschaft aufstellt, die lediglich durch das Anwachsen, das Gleichbleiben oder das Abnehmen der „Lohnfonds" gekennzeichnet werden. Mit diesen drei Typen hat er auch in den folgenden Kapiteln gearbeitet. Und nun kehrt er einfach den bisherigen Gedankengang um. Bisher lautete die Beweisführung: Wenn die Lohnfonds wachsen, so ist das ein Vorteil für die einzelnen Schichten der Gesellschaft, und zwar hauptsächlich für die Arbeiter und, wie wir jetzt sehen, auch für die Grundherren, am wenigsten für die Kapitalisten. Eine Untersuchung, ob es auch noch andere Möglichkeiten des allgemeinen Vorteils gibt, erspart sich Smith. Vielmehr verwechselt er nun ganz naiv Vordersatz und Nachsatz und argumentiert, als hätte er seinen Beweis folgendermaßen geführt: Wenn das Gemeinwohl gefördert werden soll, so müssen wir den durch wachsende Lohnfonds gekennzeichneten Wirtschaftstyp haben. Ein Beispiel für diese Umkehrung des Gedankengangs ist bereits der eben zitierte Satz über die Agrarpreise.

[61]) Vgl. o. S. 93.

[62]) Im 5. Kapitel des 4. Buches (vgl. bes. Grünfeld II 346 f.) befürwortet Smith die zollfreie Einfuhr des Getreides und eine Senkung seines Geldpreises. Durch diese handelspolitische Forderung ist den hier im 1. Buch angestellten Überlegungen eigentlich die Grundlage entzogen!

[63]) Vgl. Bülow, a. a. O. S. 160. Ich zitiere die Stelle nach dem englischen Text in eigener Übersetzung.

[64]) Vgl. Anm. 62).

Digitized by Google

In den Schlußabsätzen des ersten Buches wird diese Umkehrung vollendet. Es ist zugleich eine völlige Umkehrung in der Bewertung der sozialen Schichten.

Bisher war für Smith das Interesse der besitzenden Schichten allein maßgebend für die Entwicklung der Wirtschaft. Eine Aberordnung völkischer oder staatlicher Interessen widersprach geradezu den Grundvoraussetzungen seiner Lehren. Nun aber stellt sich Smith, als sei das Gesamtinteresse sein dringendstes Anliegen und als wolle er ihm die Klasseninteressen unterordnen, ja, als wolle er die einzelnen Klassen nach ihrem Beitrag zum Gemeinwohl beurteilen. Da er aber das Gemeinwohl durch jenen logischen Kurzschluß mit der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft gleichgesetzt hat, braucht Smith nicht einen seiner früheren Sätze preiszugeben. Und er zieht insbesondere aus alledem keine einzige theoretische oder praktische Folgerung, die der völligen Unterwerfung des arbeitenden Volkes unter die Macht des Kapitals widersprechen würde.

Smith müßte kein Brite sein, wenn er - als Vertreter der kapitalistischen Interessen - nicht behaupten würde, die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft diene ausschließlich dem allgemeinen Besten, insbesondere aber dem Besten der Grundbesitzer und der Arbeiterklasse, während die Kapitalistenklasse selbst sich für das allgemeine Wohl opfern muß! Er ist nun aber nicht so plump, die Kapitalisten zu idealisieren. Dies hätte ihm vermutlich nur Spott eingetragen. Er dient der kapitalistischen Wirtschaftsordnung viel besser, indem er die Wendung vom Ökonomischen ins Moralische in einer ganz anderen Weise vollzieht. Nicht die Kapitalisten werden von ihm gelobt, sondern die Grundherren und die Arbeiter! Ihnen wird bestätigt, daß ihr (wohlverstandenes, d. h. im Sinne von Smith verstandenes!) eigenes Interesse stets mit dem allgemeinen Besten zusammenfällt. Gegen die Eigensucht des Kapitalisten dagegen wird eine eindrucksvolle Warnung ausgesprochen. Es erklärt sicher nicht zuletzt die tiefgreifende Wirkung von Adam Smith, daß er es verstanden hat, mit solchen scheinbar anti-kapitalistischen Äußerungen die durch und durch kapitalistische Tendenz seines Systems zu verdecken.

Wir führen die wichtigen Schlußabsätze des ersten Buches im Wortlaut an. Sie lauten[65]):

„Der ganze jährliche Ertrag des Bodens und der Arbeit eines jeden Landes oder, was auf dasselbe hinausläuft, der ganze Preis des jährlichen Wirtschaftsertrages zerfällt, wie bereits ausgeführt worden ist, ganz natürlich in drei Teile: in die Grundrente, den Arbeitslohn und den Kapitalgewinn, bildet also ein Einkommen für drei auf Grund ihrer Einkommensart sich voneinander unterscheidende soziale Schichten, nämlich für die, die von der Grundrente, die vom Arbeitslohne und die vom Kapitalgewinne leben. Dies sind die drei großen, ursprünglichen und eine zivilisierte Gesellschaftsordnung aufbauenden sozialen Schichten, von deren Einkommen das aller anderen abgeleitet ist.

„Das Interesse der ersten dieser drei großen sozialen Schichten (also der Grundherren) ist, wie aus dem früher Ausgeführten hervorgeht, mit dem Ganzen der Volkswirtschaft (with the general interest of the society) aufs engste und unzertrennlich verbunden. Alles, was diese fördert oder schädigt,

[65]) Bülow, a. a. O. S. 164 f.

Digitized by Google

fördert oder schädigt auch jene. Wenn von seiten des Staates über eine Handel und Verkehr oder die Wirtschaftspolitik betreffende Maßnahme beraten wird, so können die Grundbesitzer den Staat niemals irreführen in der Absicht, nur die Interessen ihrer besonderen sozialen Schicht vertreten zu wollen, wenigstens dann nicht, wenn sie auch nur einigermaßen ihr eigenes Interesse im Auge haben (at least if they have any tolerable knowledge of that interest!). Allerdings ist die Einsicht in ihr eigenes Interesse nur allzuoft mangelhaft (They are, indeed, too often defective in this tolerable knowledge). Sie sind die einzige unter den drei sozialen Schichten, der das Einkommen weder Arbeit noch Sorge kostet, sondern der es sozusagen ganz von selbst ohne viel Pläne und Entwürfe zufließt. Diese vornehme Lässigkeit (that indolence), im Grunde die natürliche Wirkung ihrer bequemen und gesicherten Lage, macht sie nur allzuoft nicht nur unwissend, sondern auch unfähig, jene Anstrengung des Geistes auf sich zu nehmen, die notwendig ist, um wirtschaftspolitische Maßnahmen in ihren Folgen zu überblicken und zu verstehen.

„Das Interesse der zweiten sozialen Schicht, nämlich das derjenigen, die vom Lohne leben, ist ebenso eng mit dem Ganzen der Volkswirtschaft verbunden wie das der ersten Schicht. Der Lohn des Arbeiters ist, wie bereits gezeigt wurde, niemals höher, als wenn die Nachfrage nach Arbeit dauernd steigt, oder wenn die benötigte Arbeitsmenge von Jahr zu Jahr beträchtlich zunimmt. Steht die Wohlstandsbildung innerhalb einer Volkswirtschaft still, so sinkt der Lohn des Arbeiters bald so weit, daß er ihn kaum noch in den Stand setzt, eine Familie zu ernähren oder sein Geschlecht fortzupflanzen. Gerät die Volkswirtschaft aber in Verfall, so sinkt der Lohn sogar noch tiefer. Zwar mögen die besitzenden Schichten in der Aufschwungsperiode einer Volkswirtschaft mehr Gewinn davontragen als die Arbeiter (The order of proprietors may, perhaps, gain more by the prosperity of the society than that of labourers), aber es gibt keine soziale Schicht, die unter wirtschaftlichem Verfall so sehr (so cruelly) zu leiden hat wie die der Arbeiter. Obgleich nun aber das Interesse des Arbeiters aufs engste an das des volkswirtschaftlichen Ganzen geknüpft ist, so ist er doch selbst außerstande, dieses Interesse zu verstehen oder den Zusammenhang desselben mit dem seinigen voll zu begreifen. Seine Lebensumstände lassen ihm keine Zeit, sich genügend darüber zu unterrichten, und Erziehung, sowie Lebensgewohnheiten des Arbeiters sind für gewöhnlich derart, daß sie ihn unfähig machen, sein Urteil abzugeben, selbst wenn er dazu auch sonstwie imstande sein sollte (render him unfit to judge even though he was fully informed). Daher wird bei öffentlichen Beratungen seine Stimme nur wenig gehört und noch weniger Wert auf sie gelegt, außer in einigen Sonderfällen, in denen die Arbeitgeber nicht in seinem, sondern in ihrem eigenen Interesse ihn zum Reden bringen, ihn aufhetzen und ihn in seiner Meinung bestärken.

„Seine Arbeitgeber (his employers) bilden die dritte soziale Schicht: diejenigen, die vom Gewinne leben. Es ist das zwecks Gewinnerzielung angelegte Kapital, das den größten Teil der nutzbringenden Arbeit in einer Volkswirtschaft in Bewegung setzt. Die Pläne und Entwürfe derer, die dabei ihre Kapitalien anlegen, regeln und leiten die wichtigsten Arbeitsverrichtungen, und Gewinnerzielung ist der allen diesen Plänen und Entwürfen zugrunde liegende Zweck. Allein die Gewinnrate steigt nicht wie bei Rente und Arbeitslohn mit dem Aufblühen der

Digitized by Google

Volkswirtschaft und sinkt nicht mit ihrem Verfall. Im Gegenteil, der Kapitalgewinn ist seiner Natur nach in reichen Ländern niedrig und in armen hoch, in Ländern aber, die am schnellsten wirtschaftlich verfallen, ist er stets am höchsten. Darum hat das Interesse dieser dritten sozialen Schicht keinen solchen Zusammenhang mit dem Gesamtinteresse der Volkswirtschaft wie das der beiden anderen. Kaufleute und Fabrikanten sind in dieser sozialen Schicht die beiden Gruppen, die in der Regel den größten Teil der für die Produktion notwendigen Kapitalien aufbringen, und die sich durch Reichtum jene Hochachtung in der öffentlichen Meinung, die sie in so hohem Maße genießen, erringen. Da sie sich ihr ganzes Leben lang mit Plänen und Entwürfen tragen, so verfügen sie oft über mehr Verstandesschärfe als die meisten Landwirte (country gentlemen). Weil sich aber ihre Gedanken in der Regel mehr auf ihren besonderen Geschäftsbereich konzentrieren als auf das Ganze der Volkswirtschaft, so kann man auf ihr Urteil, selbst wenn es mit der größten Aufrichtigkeit abgegeben wird (was nicht immer der Fall ist), wohl mit Bezug auf die ersteren Interessen, aber in betreff der letzteren nur sehr wenig bauen. Ihre geistige Überlegenheit über die Landwirte beruht nicht so sehr auf ihrer besseren Einsicht in öffentliche Angelegenheiten, als vielmehr darauf, daß sie ihre eigenen Interessen besser kennen als jene die ihren. Durch diese überlegene Kenntnis ihrer eigenen Interessen haben sie sich oft die Großmut der Landwirte zunutze gemacht und diese überredet, ihr eigenes und das Interesse der Gesamtheit hintanzusetzen, indem sie den Landwirten den sehr törichten, aber von ihrer Seite aus ehrlich gemeinten Glauben beibrachten, daß das Gesamtinteresse mit dem der Kaufleute und Fabrikanten und nicht mit dem der Landwirte identisch sei. Und doch ist das Interesse der Kaufleute in allen Zweigen des Handels und der Industrie stets in gewissem Sinne von dem Gesamtinteresse der Volkswirtschaft verschieden und ihm sogar oft entgegengesetzt (is always in some respects different from, and even opposite to, that of the public). Immer liegt es im Interesse der Kaufleute, den Markt zu erweitern und die Konkurrenz einzuschränken. Die Erweiterung des Marktes kann zwar oft mit dem Gesamtinteresse der Volkswirtschaft in Einklang stehen, aber die Einschränkung der Konkurrenz widerstreitet demselben immer (To widen the market may frequently be agreeable enough to the interest of the public; but to narrow the competition must always be against it), und kann höchstens dazu dienen, den Kaufleuten dadurch, daß sie ihre Gewinne höher schrauben, als sie natürlicherweise sein würden, Gelegenheit zu geben, ihren Mitbürgern eine vollkommen ungerechtfertigte Abgabe aufzubürden. Einem Vorschlage zu einem neuen, den Handel betreffenden Gesetze oder irgendeiner wirtschaftspolitischen Maßnahme zugunsten der Kaufleute, deren Anregung von dieser sozialen Schicht selbst ausgeht, sollte man nur mit dem größten Mißtrauen begegnen und entsprechende Vorschläge niemals annehmen, ehe man sie nicht nur mit der größten Sorgfalt, sondern mit Argwohn und Mißtrauen geprüft hat; denn solche Vorschläge kommen von Menschen einer sozialen Schicht, deren Interessen niemals ganz mit denen der gesamten Volkswirtschaft zusammenfallen, die sogar in der Regel Interesse daran haben, das Publikum zu täuschen und zu mißbrauchen, und die es wirklich bei vielen Gelegenheiten getäuscht und mißbraucht haben."

Mit dieser Warnung vor den Kapitalisten schließt Smith das erste Buch seines Werkes. Wenn wir aber diese „antikapitalistischen" Äußerungen auf ihren tatsächlichen

Digitized by Google

Gehalt überprüfen, so sind es zum größten Teil platteste Selbstverständlichkeiten, die mit tönenden Worten vorgetragen werden. Um zu wissen, daß handelspolitische Gesetzentwürfe, ganz gleich von welcher Seite sie kommen, sorgfältig und mißtrauisch geprüft werden müssen, braucht man nicht erst ein fünfbändiges wirtschaftswissenschaftliches Werk zu lesen. Was also an tatsächlichem Gehalt übrigbleibt, ist lediglich die Warnung vor einer Beschränkung der Konkurrenz. Ziehen wir als Kommentar zu dieser Warnung das heran, was Smith an anderen Stellen seines Werkes über die Beschränkung der Konkurrenz ausführt, so erschöpft sich ihre Bedeutung in einem Angriff gegen die Zunftinteressen nicht-kapitalistischer Kleinbürger und gegen die Schutzzollinteressen der (nicht-britischen!) Industrie[65a]). Smith bleibt also selbst hier, wo er scheinbar die Kapitalisten angreift, ein zielbewußter Vertreter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und britisch-kapitalistischer Wirtschaftsmacht. Der Abschluß dieses Buches ist ein Gipfelpunkt britischer Heuchelei im Gewande wirtschaftswissenschaftlicher Theorie.

2. Kapital und Arbeit in der Produktivitätstheorie

(Zweites Buch des „Wealth of Nations")

Dem scheinbaren Angriff auf die Kapitalisten folgt eine Verherrlichung des Kapitals, die das gesamte zweite Buch des Werkes erfüllt. Es handelt von „Wesen, Aufhäufung und Verwendung des Vorrats (Kapitals)"[66]). Wenn Smith zu Beginn des ersten Buches die Arbeit als Quelle aller Werte und die Teilung der Arbeit als Quelle der Leistungssteigerung und des Reichtums gepriesen hat, so stellt er nunmehr das Kapital als das alle produktive Arbeit in Bewegung setzende Element und als Voraussetzung der Arbeitsteilung dar. Was zum Preise der Arbeit und der Arbeitsteilung gesagt schien, dient also nur zur Verherrlichung des Kapitals. Alle nicht unmittelbar im Dienste des Kapitals geleistete Arbeit wird von Smith schließlich als unproduktiv gebrandmarkt, so daß sich der eindeutig kapitalistische Charakter seines Systems nirgends deutlicher enthüllt als in seiner Produktivitätslehre[67]).

Das sind die für unseren Zusammenhang wichtigen Hauptgedanken des zweiten Buches, die wir nun wiederum durch Smith' eigene Ausführungen belegen werden. Bereits in der Einleitung zum zweiten Buch setzt Smith auseinander, daß selbst die primitivste Arbeitsteilung schon eine Kapitalansammlung voraussetzt. „Ein Weber", so schreibt er[68]), „kann sich seinem besonderen Geschäfte nicht ganz hingeben, wenn

[65a]) Den Beweis hierfür bringe ich in den Abschnitten über Smith als Vertreter des britischen Imperialismus und der britischen Society, die hier nicht mit abgedruckt sind.

[66]) Da die (wesentlich bessere) Übersetzung Friedrich Bülows aus den vier letzten Büchern nur noch Auszüge bringt, bin ich gezwungen, das 2., 3., 4. und 5. Buch nach der Übersetzung von Ernst (Israel) Grünfeld zu zitieren (in Sammlung soz. Meister, hgg. v. Waentig, Bd. 12, 2. A., Jena 1923). Grünfeld übersetzt das englische „stock" mit „Vorrat". Da Smith neben „stock" auch das Wort „capital" gebraucht, ist es korrekt, daß Grünfeld versucht, für die Übersetzung von „stock" einen anderen Ausdruck als „Kapital" zu finden. Da die Übersetzung „Vorrat" aber dem heutigen Leser das Verständnis erschwert, so setze ich bei Zitaten hinter „Vorrat" stets das Wort „Kapital" in Klammern, wie es Grünfeld übrigens selbst in der Überschrift des 2. Buches getan hat. Bülow übersetzt „stock" ohne weiteres mit „Kapital".

[67]) Gerade diesen entscheidenden Punkt übersieht J. Baza in seiner „Geschichte der Produktivitätstheorie", Jena 1926.

[68]) Grünfeld, a. a. O. II S. 2.

Digitized by Google

nicht zuvor irgendwo, sei es in seinem eigenen Besitze, oder in dem einer anderen Person, ein Vorrat (Kapital) aufgesammelt worden ist, der hinreicht, ihm Unterhalt zu gewähren und ihn mit den Materialien und Werkzeugen zu seiner Arbeit so lange zu versorgen, bis er sein Gewebe nicht nur vollendet, sondern auch verkauft hat... Wie die Aufhäufung von Vorrat (die Kapitalansammlung) naturgemäß der Arbeitsteilung vorhergehen muß, so kann auch die Arbeit nur in dem Maße immer weiter geteilt werden, als immer mehr Vorrat (Kapital) aufgehäuft worden ist."

Die Logik dieser Ausführungen scheint durchaus einleuchtend zu sein. Um so lehrreicher ist es, einmal an diesem ganz einfachen und leicht faßlichen Beispiel nachzuweisen, welche durch und durch tendenziöse Darstellung sich bereits aus dem verkehrten Ansatzpunkt des Smith'schen Denkens, sowie aus der ganzen Anlage seines Werkes ergibt. Durch ähnliche Überlegungen ließe sich jeder einzelne Satz von Adam Smith **ad absurdum** führen. Für die vorliegenden Ausführungen über die Kapitalansammlung als Voraussetzung der Arbeitsteilung wären folgende Gesichtspunkte von Bedeutung:

1. Das Problem des ausreichenden Vorrats ist in jeder Wirtschaft gegeben und taucht keineswegs erst mit der Arbeitsteilung auf. Welche Vorratsbildung erfordert allein schon die Aufnahme des Ackerbaus zur Überbrückung der langen Zwischenzeit zwischen Aussaat und Ernte! Aber selbst schon die primitivste Wirtschaft erfordert eine Vorratsbildung, da ja das Leben von der Hand in den Mund noch nicht als Wirtschaften zu bezeichnen ist.

2. Gerade die Durchführung der Arbeitsteilung ist am wenigsten ein Problem der Vorratsbildung, es würde sich sogar nachweisen lassen, daß sie vorhandene Vorräte (an Werkzeugen) überflüssig macht. Die Arbeitsteilung ist vielmehr ein Problem der Gemeinschaftsordnung. Nicht Vorräte sichern die Existenz des Webers, sondern nur eine Ordnung des Gemeinschaftslebens, die ihm den Austausch seiner Produkte gegen Nahrungsmittel und andere Güter seines Bedarfes sichert. Auch die freie Marktwirtschaft ist eine „Ordnung" des Gemeinschaftslebens, die freilich ihrerseits erst eine entwickelte Arbeitsteilung zur Voraussetzung hat!

3. In der abendländischen Wirtschaft wurde die Arbeitsteilung zwischen Kriegern und Bauern (die nicht wohl auf einem Austausch der Produkte beruhen kann) durch das Feudalsystem ermöglicht, die Arbeitsteilung zwischen Bauern und Gewerbetreibenden war zunächst weitgehend eine befohlene Arbeitseinteilung in der durch den Gutsherrn geordneten Wirtschaftsgemeinschaft. Sie wurde später in größerem Maßstab durch die Zunftverfassung ermöglicht, die die Kundenproduktion sicherte und somit die Vorsorge für das Marktrisiko, die Smith hauptsächlich im Auge hat, überflüssig machte.

4. Die durch das Marktrisiko gegebene Notwendigkeit einer Vorratsbildung ergibt sich also keinesfalls aus der Tatsache der Arbeitsteilung, sondern vielmehr aus einer veränderten Ordnung des wirtschaftlichen Gemeinschaftslebens, eben aus der Entwicklung der freien Marktwirtschaft. Die Notwendigkeit **dieser** Kapitalbildung ist also ein **Nachteil** einer bestimmten Wirtschaftsordnung (und damit zugleich Voraussetzung für die mit **dieser** Wirtschaftsordnung verbundenen Vorteile), **nicht** aber eine **Voraussetzung für die Vorteile der Arbeitsteilung!**

5. Indem Smith eine in bestimmten Gemeinschaften zu bestimmten Zeiten durchgeführte Ordnung des wirtschaftlichen Lebens als selbstverständliche Gegebenheit ansieht, stempelt er sie zu einer allgemeingültigen Form des Wirtschaftens und übersieht,

Digitized by Google

daß diese Wirtschaftsform durch den Willen der wirtschaftenden Gemeinschaften bedingt, also durch diesen Willen auch in ihrem zeitlichen und räumlichen Geltungsbereich begrenzt ist.

6. Bei Untersuchung dieser Wirtschaftsform geht Smith wieder nicht von der konkreten gesellschaftlichen Wirklichkeit aus, sondern von einer Analyse der Preise, in denen die gesellschaftlichen Tauschbeziehungen auf dem Markte ihren abstrakten Ausdruck finden. So ist *vor* der Frage nach „Wesen, Aufhäufung und Verwendung des *Kapitals*" bereits die Frage nach dem Kapital*profit* gestellt und - beantwortet. So ist auch *vor* jeder Untersuchung des Kapitalproblems die Trennung der Gesellschaft in Arbeiter, Kapitalbesitzer und Grundherren als selbstverständlich unterstellt[69]). Die hier auftauchende Frage ob der notwendige Vorrat sich im eigenen Besitz des Webers oder im Besitze einer anderen Person befindet, hat also nur noch rhetorische Bedeutung, sie ist von der Preisanalyse her längst im Sinne einer „natürlichen" Trennung von Arbeit und Kapital beantwortet. Infolgedessen wird alles, was nunmehr über die objektive Bedeutung *des Kapitals* festgestellt wird, zu einer Rechtfertigung der sozialen Stellung *des Kapitalisten*.

Der Gedanke, daß sich das Kapital auch im eigenen Besitz des Arbeiters befinden könne, ist in der Tat an dieser Stelle nur der Logik wegen einmal aufgetaucht und verschwindet sofort wieder. Im weiteren Verlauf der Einleitung zum zweiten Buch wird das Kapital als Vorbedingung des technischen Fortschrittes geschildert, da es das natürliche Bestreben jedes Kapital*besitzers* sei, unter *seinen Arbeitern* die zweckmäßigste Verteilung der Geschäfte einzuführen und sie mit den besten Maschinen zu versehen. Aus der Tatsache, daß der Erfolg in beiden Fällen von der Größe des Kapitals abhängig sei, folgert Smith[70]): „Mithin wächst der Umfang der Gewerbetätigkeit in jedem Lande nicht nur mit der Zunahme des Vorrats (des Kapitals), der zu ihrem Unterhalte dient, sondern es bringt auch infolge dieser Zunahme eine Gewerbetätigkeit von dem nämlichen Umfange einen weit größeren Effekt hervor."

Charakteristisch ist auch hier wieder, daß für Smith die zweckmäßigste Einteilung der Arbeit im Betrieb nicht eine Frage der mehr oder weniger großen organisatorischen Fähigkeiten des Unternehmers ist, sondern daß er ohne weitere Begründung annimmt, eine große Anzahl von Arbeitern lasse sich leichter zweckmäßig einteilen als eine kleine Anzahl und somit sei die Steigerung der Arbeitsproduktivität abhängig von der Zahl der beschäftigten Arbeiter, also von der Größe des Kapitals. Ebenso sieht Smith in der Einführung verbesserter Maschinen nicht etwa das Ergebnis von Erfinderleistungen, sondern wiederum nur eine Frage des größeren Geldbeutels. Diese höchst rohe und oberflächliche Anschauung erfährt auch an anderen Stellen des Werkes keine Berichtigung.

So sind es nicht die Qualitäten der Arbeit selbst und es sind erst recht nicht die aus dem Gemeinschaftsleben der arbeitenden Menschen erwachsenen Kräfte, die nach Smith den Erfolg der Arbeit bedingen, sondern es ist die Größe des Kapitals. So wird nach seiner Lehre der Volkswohlstand zwar durch die Arbeit produziert, aber der Erfolg dieser Arbeit und damit die Größe des Volkswohlstandes hängen ab von der Größe des *Kapitals*. Das rationalistische Bestreben, alle Qualität in Quantität auf-

[69]) Vgl. oben S. 89.
[70]) Grünfeld, a. a. O. II S. 3.

Digitized by Google

zulösen, wirkt mit dem sozialen Vorurteil zusammen, um eine Lehre von der Überordnung des Kapitals über den Arbeiter zu begründen und die Sache über den Menschen zu stellen.

Die Ursachen der Leistungshöhe der Arbeit sucht Smith also nicht in der Arbeit, sondern außerhalb der Arbeit, eben im Kapital. Er macht aber nicht nur die Leistungsgröße der Arbeit vom Kapital abhängig, sondern er geht noch einen bedeutsamen Schritt weiter und macht geradezu die Produktivität, also den Leistungscharakter der Arbeit davon abhängig, ob die Arbeit für das Kapital geleistet wird oder nicht. Darüber spricht sich Smith in dem höchst wichtigen dritten Kapitel des zweiten Buches aus, das bereits in seiner Überschrift „**Of the Accumulation of Capital, or of productive and unproductive Labour**" das Thema „produktive und unproduktive Arbeit" in charakteristischer Weise mit dem Thema „Kapitalanhäufung" in Beziehung bringt, ja beinahe mit ihm gleichsetzt. Die in diesem Kapitel niedergelegte Produktivitätstheorie von Smith hat zahllosen späteren Nationalökonomen Anlaß zu mehr oder weniger geistreichen Bemerkungen geboten. Dennoch sind gerade die entscheidenden Gesichtspunkte bisher noch nicht mit einer solchen Klarheit herausgearbeitet worden, daß wir auf eine eigene Behandlung dieses Themas verzichten könnten.

Bereits in seiner den Plan des Gesamtwerkes aufzeigenden Einleitung hat Smith es ganz klar und unzweideutig als Leitgedanken seiner Untersuchung bezeichnet, daß produktive Arbeit überall nur durch das Kapital in Bewegung gesetzt wird. Er schreibt dort[71]):

„Welches Maß an Geschicklichkeit, Handfertigkeit und Sachgemäßheit die Arbeit in einem Volke auch immer erreicht haben mag, so muß doch in dem jeweiligen Entwicklungsstadium Überfluß oder Knappheit seiner jährlichen Güterversorgung von dem Verhältnisse abhängen, in dem die Anzahl derer, die das Jahr hindurch mit nutzbringender (useful) Arbeit beschäftigt sind, zur Anzahl derjenigen steht, bei denen dies nicht der Fall ist. Die Anzahl der Arbeiter, die in einer Volkswirtschaft zur Leistung produktiver Arbeit untergebracht werden können, steht, wie sich später zeigen wird, überall in gleichem Verhältnis zur Größe des Kapitals, das aufgewendet wird, um ihnen Beschäftigung zu geben, und außerdem zu der besonderen Art, wie es angelegt wird. (**The number of useful and productive labourers, it will hereafter appear, is everywhere in proportion to the quantity of capital stock which is employed in setting them to work, and to the particular way in which it is so employed.**) Das zweite Buch handelt demgemäß von der Natur des Kapitals, davon, wie es allmählich angesammelt wird, und von den verschiedenen Mengen Arbeit, die es je nach der Art, wie es angelegt ist, in Bewegung setzt."

Bezeichnend ist, daß an jener Stelle noch „nutzbringende" und „produktive" Arbeit völlig gleichgesetzt werden. Das ist auch in dem gegebenen Zusammenhang geboten, da unmittelbar vorher die Arbeit schlechthin, nicht etwa die produktive Arbeit im Unterschied zur unproduktiven, als Quelle des Volkswohlstandes dargestellt worden war. Jeder Leser hätte also bei der Bemerkung gestutzt, daß nicht die Arbeit den Umfang der jährlichen Güterversorgung bestimmt. Daß die Arbeit freilich zum mindesten nützlich sein muß, wenn sie zum Wohlstand des Volkes beitragen soll, leuchtet ohne weiteres

[71]) Bülow, a. a. O. S. 2.

Digitized by Google

ein[72]). So wird der dort zum ersten Male von Smith gebrauchte Begriff „produktive Arbeit" mit dem Begriff „nutzbringende Arbeit" gekoppelt. Die gleichzeitige Koppelung mit dem Kapitalbegriff fällt an jener Stelle noch nicht auf, da ja ausdrücklich auf eine *spätere* Erklärung dieses Zusammenhanges verwiesen wird.

Diese Erklärung wird in dem erwähnten dritten Kapitel des zweiten Buches gegeben. Hier aber steht Smith vor der umgekehrten Schwierigkeit. *Jetzt* ist dem Leser der *Kapitalbegriff* geläufig. Und da Smith unmöglich behaupten kann, daß alle nutzbringende Arbeit nur durch das Kapital in Bewegung gesetzt wird, macht er nunmehr einen *Unterschied* zwischen den beiden ursprünglich gleichgesetzten Begriffen „produktive Arbeit" und „nutzbringende Arbeit". Bereits in diesem Widerspruch der Definition drückt sich die Zwiespältigkeit des Smith'schen Begriffes der produktiven Arbeit aus, und es zeigt sich darin die innere Unmöglichkeit des Versuches, die für das Kapital geleistete Arbeit zur alleinigen Grundlage des Volkswohlstandes zu erklären. Die weiteren inneren Widersprüche und Inkonsequenzen in der Definition dieses Begriffes entspringen alle der gleichen Wurzel. Sie erklären sich sofort, wenn man einmal begriffen hat, daß Smith nur der Form nach die *Arbeit* als Grundlage des Volkswohlstandes darstellt, während er der Sache nach dem *Kapital* diese Stellung zuweist. Der echt englische „cant" ist bei Smith in einem so hohen Maße entwickelt, daß bereits in der ganzen Anlage seines ökonomischen Systems ein tiefer Zwiespalt besteht zwischen dem, was Smith sagt, und dem, was Smith meint. An dem Punkte aber, wo Smith darstellt, was er unter „produktiver Arbeit" versteht, muß dieser Zwiespalt sichtbar werden. Es muß sich zeigen, daß er bei seiner Untersuchung der Ursachen des Volkswohlstandes „Arbeit" sagt und „Kapital" meint. Die Unwahrhaftigkeit aber muß zu Tage treten in den Inkonsequenzen und logischen Widersprüchen bei der Definition dieses Begriffs. Diese Widersprüche sind also nicht aufzufassen als ein Ausdruck mangelnder logischer Schulung des Autors, sondern sie entspringen seinem Mangel an wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit.

Bei der Entwicklung dieser Widersprüche halten wir uns am besten an den Gedankengang, den Smith selbst in dem Kapitel über „Kapitalanhäufung oder produktive und unproduktive Arbeit" verfolgt. Das Kapitel beginnt mit folgenden Sätzen[73]):

„Es gibt eine Art von Arbeit, die dem Werte des Gegenstandes, auf den sie verwandt wird, etwas zusetzt (which adds to the value of the subject upon which it ist bestowed), und es gibt eine andere, die diese Wirkung nicht hat. Die erstere kann, da sie einen Wert produziert (as it produces a value), produktive, die letztere unproduktive Arbeit genannt werden."

Produktive Arbeit wird also als wertschöpfende, bzw. wertbildende Arbeit definiert. Was ist aber nun Wert? Darüber hat Smith bereits bei seiner Untersuchung über Ursprung und Gebrauch des Geldes (im vierten Kapitel des ersten Buches) eine sehr wichtige Bemerkung gemacht[74]):

---

[72]) Bereits in einem früheren Absatz war das zahlenmäßige Verhältnis derer, die mit nutzbringender Arbeit beschäftigt sind, zu denjenigen, die nicht so beschäftigt sind, als mitbestimmend für die Größe des Volkswohlstandes angeführt.

[73]) Grünfeld, a. a. O. II S. 80.

[74]) Bülow, a. a. O. S. 32.

Digitized by Google

„Wohlgemerkt: Das Wort Wert hat zwei verschiedene Bedeutungen. Es drückt bald die Brauchbarkeit eines Gegenstandes, bald die durch den Besitz dieses Gegenstandes vermittelte Möglichkeit aus, andere Güter dafür zu kaufen. Das eine soll Gebrauchswert (value in use), das andere Tauschwert (value in exchange) genannt werden."

Auf diese Unterscheidung von Gebrauchswert und Tauschwert kommt Smith aber jetzt nicht mehr zurück. Er gebraucht vielmehr den Begriff „Wert" jetzt so, als ob er nur eine einzige Bedeutung hätte. Und zwar ergibt sich bereits aus den nächsten Sätzen unzweideutig, daß Smith an dieser Stelle nur den Tauschwert, nicht den Gebrauchswert im Auge hat[75]):

„So setzt die Arbeit eines Manufakturarbeiters im allgemeinen dem Werte der Materialien, an denen er arbeitet, den Wert seines eigenen Unterhaltes und des Profits seines Meisters hinzu. Die Arbeit eines häuslichen Dienstboten hingegen setzt zu dem Werte von nichts etwas hinzu (adds to the value of nothing)."

Die Arbeit eines häuslichen Dienstboten schafft selbstverständlich keine Tauschwerte, da seine Arbeitsergebnisse eben gar nicht zum Zwecke des Austausches hergestellt werden, sondern nur für den Gebrauch oder Verbrauch in der eigenen Wirtschaft der Dienstherrschaft bestimmt sind. Smith hat also die scheinbar so selbstverständliche Definition der produktiven Arbeit als einer Produktion von Werten hier bereits auf die Produktion von Tauschwerten eingeengt. Das heißt aber, daß als „produktiv" praktisch nur eine Arbeit für den Verkauf, eine Arbeit für den Markt, eine Produktion von Waren anerkannt wird.

Das ergibt sich auch daraus, daß wenig später folgende Schichten der Gesellschaft ausdrücklich als unproduktiv bezeichnet werden: „So sind z. B. der Fürst (sovereign) samt allen Justiz- und Militärbeamten, die unter ihm dienen, die ganze Armee und Flotte unproduktive Arbeiter"[76]). „Zu der nämlichen Klasse müssen sowohl einige der ernstesten und wichtigsten, als auch einige der nichtigsten Berufe gerechnet werden: Geistliche, Juristen, Ärzte, Gelehrte aller Art; Schauspieler, Possenreißer, Musiker, Opernsänger, Operntänzer usw."[77]).

Wir sehen also ganz deutlich, daß nicht nur die Gebrauchswerte hinter den Tauschwerten, sondern zugleich auch die Leistungen hinter den Waren zurücktreten. Die Produktivität der Arbeit wird nicht aus ihrer lebendigen Tätigkeit, sondern aus ihrem zur toten Ware erstarrten Ergebnis abgeleitet.

Ob die Arbeit als produktiv anerkannt wird oder nicht, dafür ist bei dieser Definition der Nutzen der Arbeit für die Gemeinschaft (oder, wie Smith sagen würde, für die Gesellschaft) offenbar nicht ausschlaggebend. Smith gibt vielmehr - entgegen seiner ursprünglichen Definition - ausdrücklich zu, daß auch die unproduktive Arbeit nützlich sei[78]) Der Begriff der „nutzbringenden", „nützlichen" (useful) Arbeit hängt ja sinngemäß und - im Englischen - sogar im sprachlichen Ausdruck engstens mit der Bildung von Gebrauchswerten (value in use) zusammen. Indem Smith die Leistung der unproduktiven Arbeit hier als nützlich, ja sogar als notwendig und ehrenvoll, nur

[75]) Grünfeld, a. a. O. II S. 80. — [76]) Grünfeld, a. a. O. S. 81.

[77]) Grünfeld, a. a. O. II S. 82.

[78]) Grünfeld, a. a. O., II S. 81. (Their service, how honourable, how useful, or how necessary soever, produces nothing for which an equal quantity of service can afterwards be procured.")

Digitized by Google

eben nicht als tauschwertbildend anerkennt, ist aus der ursprünglichen Gleichsetzung von produktiver und nützlicher Arbeit nunmehr eine deutliche Unterscheidung, ja beinahe ein Gegensatz geworden.

Diese Verschiebung des Begriffes der produktiven Arbeit führt, wie wir später sehen werden, dazu, daß sogar der Zentralbegriff des Smith'schen Werkes, der Begriff des Volkswohlstandes, eine wesentlich veränderte Bedeutung gewinnt. Würden wir an dem festhalten, was Smith bis hierher über den Volkswohlstand und den Reichtum angeführt hat, so müßten wir zweifellos anerkennen, daß die unproduktiven Arbeiter nicht nur nützlich sind, sondern auch zum Volkswohlstand, ja überhaupt zum Reichtum beitragen, der ja ursprünglich von Smith keineswegs als eine Summe von Tauschwerten aufgefaßt worden ist, sondern mit Recht durch Gebrauchswerte (necessaries and conveniences of life, bzw. necessaries, conveniences and amusements) bestimmt wurde[79]). Die „Bequemlichkeiten und Vergnügungen des menschlichen Lebens", die als Bestimmungsgründe des Reichtums genannt wurden, sind eben zum guten Teil Ergebnis der Leistung der häuslichen Dienstboten und anderer Klassen, die hier als unproduktive Arbeiter gekennzeichnet werden. Es bedarf also noch einer näheren Erläuterung und Begründung, warum die Arbeit dieser Menschen nicht als produktiv anerkannt wird. Smith selbst gibt diese Begründung in den folgenden wichtigen Sätzen[80]):

„Obgleich der Manufakturarbeiter seinen Arbeitslohn vom Meister vorgeschossen erhält, so macht er ihm in der Tat doch keine Kosten, weil der Wert dieses Lohnes gewöhnlich samt einem Profit in dem vermehrten Werte des Gegenstandes zurückerstattet wird, auf den er seine Arbeit verwendet hat; der Unterhalt eines häuslichen Dienstboten dagegen wird niemals wiedererstattet. Durch Beschäftigung einer Menge von Manufakturarbeitern wird ein Mann reich; er wird arm durch die Beschäftigung einer Menge von häuslichen Dienstboten."

Diese Sätze verblüffen zunächst, weil man sie nicht widerlegen kann. Sie enthalten aber eine zweifache Verschiebung des Problems, nämlich 1. ein Zurückgehen vom Volkswohlstand auf den privaten Reichtum, und hier wieder 2. eine Verschiebung des Problems vom Reich *sein* zum Reich *werden*, wobei stillschweigend Reichtum und Geldbesitz gleichgesetzt werden. Denn wenn man die zitierten Sätze genau analysiert, so sprechen sie gar nichts anderes aus als die simple Wahrheit, daß man durch das Geldausgeben arm, durch das Geldverdienen aber reich wird. Der zitierte „Meister" verarmt nämlich gar nicht deshalb, weil die von ihm beschäftigten Dienstboten keinen Wert erzeugen, sondern deshalb, weil er die von ihnen erzeugten Werte verzehrt! Und an den Manufakturarbeitern wird er nur reich, weil und soweit er ihre Erzeugnisse mit Gewinn verkauft. Der von Smith festgestellte Unterschied liegt also keineswegs in der verschiedenen Natur der *Arbeitsleistungen* von Dienstboten und Manufakturarbeitern, der Unterschied liegt vielmehr in der verschiedenen Natur der *Geldausgaben* des Arbeitgebers, der im einen Fall sein Geld für Verbrauchszwecke ausgibt, während er es im anderen Fall als Kapital verwendet. *Auf diese Weise wird also von Smith „bewiesen", daß nur die im Dienst des Kapitals geleistete Arbeit produktiv ist*[81]).

[79]) Vgl. unten S. 155 ff. — [80]) Grünfeld, a. a. O. II S. 80.

[81]) In charakteristischer Umkehrung von Grund und Folge wird der gleiche Gedanke wenig später von Smith noch einmal in viel deutlicher ausgesprochen. (Grünfeld, a. a. O. II S. 83 f.) Die Stelle ist unten S. 125 zitiert.

Digitized by Google

Daß der Unterschied zwischen den produktiven und unproduktiven Arbeitern nicht in der Arbeitsleistung als solcher liegt, gibt Smith selbst zu, indem er seine Ausführungen folgendermaßen fortsetzt[82]): „Trotzdem hat die Arbeit der letzteren (der unproduktiven häuslichen Dienstboten) ihren Wert und verdient ihren Lohn so gut wie die der ersteren (der produktiven Manufakturarbeiter)." Ob die Arbeit als produktiv anerkannt wird, dafür ist also ihr Leistungserfolg für die persönliche Bedarfsdeckung des Arbeiters ebenso unerheblich, wie ihre Leistung für den völkischen Bedarf. Maßgebend ist nur, ob die Arbeit geeignet ist, für den Arbeitgeber einen Geldertrag abzuwerfen. Das ist in der Tat eine Produktivitätstheorie, wie sie nur einem britischen Gehirn entspringen kann!

Selbst rein privatwirtschaftlich gesehen erscheinen uns diese Ausführungen über produktive und unproduktive Arbeit als eine Ungeheuerlichkeit. Denn die natürliche Grundlage alles wirtschaftlichen Erfolges ist stets die eigene Leistung gewesen, und nicht die Ausbeutung fremder Arbeit! Wie mächtig muß der Instinkt des Raubes bei einem Manne sein, der bei theoretischen Überlegungen über die Grundlagen der Reichtumsbildung nur an die Ergebnisse fremder Arbeit zu denken vermag, statt von der eigenen Leistung auszugehen! Arbeit ist in der Vorstellung von Smith nicht die aus sich selbst wirkende Kraft, die den Erfolg zwingt und das wirtschaftliche Leben gestaltet, Arbeit ist für ihn von vornherein nur eine fremden Zwecken unterworfene Tätigkeit, die in fremdem Sold und Auftrag fremden Reichtum schafft.

Eine tiefer dringende Untersuchung wird zeigen, daß schon das Ausgehen der ökonomischen Theorie von der Markt- und Preisanalyse, daß also schon die Beschränktheit, die Wirtschaft im wesentlichen als einen Austausch von Waren zu begreifen, eine gerechte Würdigung des Wertes der Arbeit unmöglich macht, da die lebengestaltende Kraft der Arbeit dort nicht in Erscheinung treten kann, wo sie nur noch in ihrer toten, vergegenständlichten, „gefrorenen" Form als Ware gewertet wird. - Lebendige Arbeit kann man wohl bezahlen, aber niemals kaufen. - Wir kommen darauf weiter unten zu sprechen. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß schon die im ersten Buch entwickelten Theorien über Arbeitslohn und Kapitalprofit[83]) es Smith unmöglich machten, der Arbeit eine andere Stellung zuzuerkennen als eben die Erzeugung des fremden Reichtums.

Smith' Ausführungen über produktive und unproduktive Arbeit sind also nicht nebensächliches Beiwerk, sondern sie drücken den Geist seines Systems in vollkommener Weise aus. Sie bestreiten die naturgegebene Schöpferkraft der Arbeit, also eine Tatsache, die für jede kapitalistische Theorie der Wirtschaft höchst unbequem ist. Die letzte Lücke, durch die so „gefährliche" Gedanken in sein System hätten eindringen können, hat Smith mit seinen Ausführungen über produktive und unproduktive Arbeit geschlossen: Daß bei der Produktion von Waren die Arbeit dem Kapital völlig unterworfen ist, hatte er schon im ersten Buche seines Werkes dargelegt. Es gibt aber auch eine Arbeit, die keine Waren produziert. Smith stellt nunmehr fest, daß auch dieser Arbeit irgendeine selbständige wirtschaftliche Bedeutung nicht zukommt. Ihre Kennzeichnung als „unproduktive Arbeit" treibt die kapitalistische Denkweise auf die Spitze:

[82]) Grünfeld, a. a. O. II S. 80 f. (The labour of the latter, however, has its value, and deserves its reward as well as that of the former.)

[83]) Vgl. oben S. 85 ff.

Digitized by Google

der Kapitalgewinn erscheint hier als der letzte Zweck der Wirtschaft, denn die schaffende Arbeit wird nur dann als produktiv anerkannt, wenn sie einen Gewinn für das Kapital abwirft. Für Smith ist also die schaffende Arbeit nicht ihrer Natur nach produktiv, sondern sie wird es erst im Dienste und unter dem Kommando des Kapitals. Ihre Produktivität ist nicht naturbedingt, sondern kapitalbedingt. Der schaffenden Arbeit ist damit jede selbständige Eigenbedeutung abgesprochen.

Diese Lehre hat Smith, wie wir sehen, bezeichnenderweise zunächst aus einer rein privatwirtschaftlichen, vom Standpunkt des kapitalistischen Arbeitgebers angestellten Betrachtung theoretisch abgeleitet. Sie wird aber nachträglich von ihm noch mit einer volkswirtschaftlichen Scheinbegründung versehen. Vom Standpunkt der „Gesellschaft" ist jene These, die vom Standpunkt des Arbeitgebers so unmittelbar einleuchtend war, natürlich viel schwerer zu begründen. Ja, nach den Erfahrungen unserer Zeit kann sie nicht einmal mehr diskutiert werden. Wir haben es miterlebt, wie ein Mann durch seine Leistung sieben Millionen arbeitslosen Volksgenossen wieder Arbeit und Brot gegeben hat. Wir haben es also nicht mehr nötig, die Produktivität der schöpferischen Leistung, z. B. des Staatsmannes, durch mühsame theoretische Erörterungen zu verteidigen. Für uns ist diese Frage entschieden. Wir wissen es auch, daß die größten produktiven Leistungen im eigenen Auftrag, und nicht im Dienste des Kapitals vollbracht werden. Und wir wissen, daß eine Leistung im höchsten Maße produktiv sein kann, auch wenn sie nicht in der Produktion von - verkäuflichen Waren besteht.

An diesen heute selbstverständlichen Wahrheiten konnte auch Smith nur deshalb vorbeigehen, weil er die Wirtschaft nicht als ein Zusammenwirken von lebendigen Menschen darstellt, sondern als einen Zusammenhang von toten Tauschgütern[84]). Somit ist für ihn - anders als für Friedrich List - die Reichtumsbildung in der Zukunft nicht abhängig von den dem Volke innewohnenden lebendigen Kräften, sondern sie ist abhängig von der Menge der Tauschwerte, von der Menge der materiellen Güter, durch die man neue Arbeit in Bewegung setzen kann. Ganz im Geiste der Lohnfondstheorie ist bei Smith Voraussetzung für jede Betätigung der Arbeitskraft, daß sich zunächst in den Händen der Arbeitgeber Tauschwerte als Kapital ansammeln. Das Ausgehen der Theorie von den Gütern, nicht von den Menschen, erweist sich hier als gleichbedeutend mit einer Verteidigung der Herrschaft des Kapitals über die Arbeit. Die Antwort des deutschen Geistes war es, daß Friedrich List gegen die Theorie der Werte eine Theorie der produktiven Kräfte gestellt hat.

Smith' Gedanke, daß nur die für das Kapital geleistete Arbeit produktiv sei, bekommt also nachträglich noch eine volkswirtschaftliche Scheinbegründung, die sich aus der Lohnfondstheorie herleitet (ohne ausdrücklich auf sie Bezug zu nehmen). Diese Begründung leitet gleichzeitig auf die in diesem Kapitel zuerst versuchte Gleichsetzung von „produktiver Arbeit" und „Produktion von Tauschwerten" zurück*). Sie lautet[85]):

„Die Arbeit des Manufakturarbeiters fixiert und realisiert sich in einem bestimmten Gegenstande oder einer verkäuflichen Ware, die wenigstens noch eine Zeit-

[84]) Hinter der Darstellung von Smith versteckt sich oft ein Begreifen lebendiger Zusammenhänge, die er nicht darstellt, weil ihre moralische Rechtfertigung ihm nicht gelingt.

*) Der theoretisch nicht interessierte Leser möge das Folgende (außer S. 116 f. u. 127 f.) überschlagen und auf S. 131 fortfahren.

[85]) Grünfeld, a. a. O. II S. 81. Ähnlich noch mehrfach.

Digitized by Google

lang, nachdem diese Arbeit schon vorbei ist, vorhält. Sie ist gleichsam eine bestimmte Menge angesammelter und aufgehobener Arbeit (= Kapital! Lz.), die, wenn's nötig wird, bei irgendeiner anderen Gelegenheit verwendet werden kann. Dieser Gegenstand, oder, was ganz dasselbe ist, der Preis dieses Gegenstandes, kann später, wenn es nötig ist, eine ebenso große Menge Arbeit in Gang bringen, als diejenige war, die ihn ursprünglich erzeugte. Dagegen fixiert oder realisiert die Arbeit des häuslichen Dienstboten sich durchaus in keinem bestimmten Gegenstande oder in keiner verkäuflichen Ware. Seine Dienste gehen gewöhnlich im Augenblick ihrer Leistung zugrunde und lassen selten eine Spur oder einen Wert zurück, wofür ein gleiches Maß von Diensten später beschafft werden könnte."

Diesen Ausführungen liegt unverkennbar die Vorstellung zugrunde, daß in einer bestimmten Wirtschaftsperiode ein Lohnfonds erzeugt wird, dessen Ansammlung die Voraussetzung dafür bildet, daß in der nächsten Wirtschaftsperiode „eine ebenso große Menge Arbeit in Gang gebracht" werden kann. Nach dieser Vorstellung ist die Arbeit dann produktiv, wenn sie einen Ertrag an Waren liefert, die im Lohnfonds angesammelt werden können. Smith macht also den Warenertrag der Arbeit zum volkswirtschaftlichen Kennzeichen ihrer Produktivität. - Privatwirtschaftlich hatte er die Produktivität der Arbeit durch den Geldertrag des Arbeitgebers gekennzeichnet. - Bevor wir nun im einzelnen untersuchen, welche Waren nach dieser Lehre durch produktive Arbeit geschaffen werden, müssen wir uns fragen, warum gerade eine Erzeugung von Waren die Arbeit als produktiv kennzeichnet. Denn zunächst ist durchaus nicht einzusehen, warum man sich den volkswirtschaftlichen Lohnfonds als eine Sammlung von Waren vorstellen soll. Viel näher scheint zu liegen, ihn als eine Geldsumme (oder als irgendeine abstrakte Wertsumme) aufzufassen.

Wenn aber Smith seine Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit durch die Lohnfondstheorie volkswirtschaftlich begründen wollte, so konnte er nicht wohl vom Geldertrag der Arbeit ausgehen: denn nicht nur der Arbeitgeber erzielt aus der Arbeit einen Geldertrag, sondern auch der Arbeiter selbst; und auch der sogenannte unproduktive Arbeiter wird - nicht minder wie der produktive Arbeiter - für seine Leistung mit einem Geldbetrag entlohnt, der ihm die Erhaltung seiner Arbeitskraft ermöglicht und ihn dadurch in die Lage versetzt, in der nächsten Wirtschaftsperiode wieder „eine ebenso große Menge Arbeit" zu leisten. War die Leistung seiner Arbeit davon abhängig, daß ein Unternehmer ihm Arbeitswerkzeuge und Arbeitsmaterial zur Verfügung stellte, so ist die Fortführung seiner Arbeit natürlich auch dadurch bedingt, daß der Unternehmer weiterhin diese Mittel zur Verfügung stellt. Diese unter bestimmten Umständen gegebene zweite Bedingung für die Fortführung der schaffenden Arbeit macht Smith offenbar zur ersten und einzigen Bedingung. Ja, wir werden später sehen, daß die Aufrechterhaltung der lebendigen Arbeitskraft für ihn ein Teil der notwendigen Reproduktion des Kapitals ist.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Einstellung den allgemeinen wirtschaftspolitischen Tendenzen von Adam Smith entspricht. Wie begründet er es aber theoretisch, daß der volkswirtschaftliche Lohnfonds sich als eine Sammlung von Waren darstellt, und nicht als eine Sammlung von Geldwerten (d. h. in Geldwerten ausgedrückten Waren und Leistungen)? Der für die Arbeitsleistung bezahlte Geldbetrag dient doch in der Tat dazu, die Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit der schaffenden Menschen zu erhalten.

Digitized by Google

Hätte es also nicht sehr nahegelegen, in diesem Betrag die Quelle aller späteren Leistungen zu sehen, den „Fonds", der allein die Lösung der zukünftigen Arbeitsaufgaben gewährleistet? Aber Smith stellt das Problem ganz anders. Er fragt überhaupt nicht danach, ob und warum in der Zukunft die gleiche Menge Arbeit *geleistet* werden kann. - Daß immer genügend Arbeiter da sein werden, versteht sich für ihn von selbst. - Smith fragt, wie man in der Zukunft „eine ebenso große Menge Arbeit *in Gang bringen*" kann (put into motion). Wieder sehen wir, daß Arbeit für ihn grundsätzlich *nicht* die bewegende Kraft der Wirtschaft ist. Sondern die Arbeit *wird* bewegt. Daß die Arbeit von außen her in Bewegung gebracht werden muß, ist für Smith so selbstverständlich, daß er eine andere Möglichkeit nicht einmal in Betracht zieht. In diesen harmlosen drei Worten „put into motion" ist eine ganze Welt kapitalistischer Anmaßung versteckt.

Wenn nun wirklich ein Fonds angesammelt werden müßte, um die Arbeit in der nächsten Wirtschaftsperiode wieder in Gang zu bringen, so wäre aber auch damit noch nicht gesagt, daß dieser Fonds aus Waren bestehen muß. Denn die Leistung des Arbeiters wird doch auch im kapitalistischen Betrieb nicht durch Waren „in Gang gebracht", sondern durch einen Lohn, bzw. das Versprechen eines Lohnes, also durch einen Geldbetrag, den der Arbeiter zur Erhaltung seines Lebens und seiner Arbeitskraft verwendet. Dabei kann er sich keineswegs auf die Beschaffung von Waren beschränken. Aber wiederum ist es für Smith nicht das Problem, wie die lebendigen Menschen in ihrer Leistungsfähigkeit erhalten werden, sondern er fragt sich nur, wie das Kapital erhalten wird, mit dem man die Arbeit bezahlt. Das Problem ist für ihn abgeschlossen in dem Augenblick, wo der Tauschwert der erzeugten Waren durch den Kapitalisten realisiert ist und ihm zur Entlohnung seiner Arbeiter zur Verfügung steht. Was weiter mit diesem Lohnbetrag geschieht, interessiert ihn nicht mehr. Offenbar wird die Erzeugung dieser Waren von Smith lediglich deshalb für produktiv erklärt, weil sie der Erhaltung und Vermehrung des *Kapitals* dient. Wie charakteristisch ist es für diese kapitalistische Einstellung, für diese absolute Nichtachtung der lebendigen Arbeit, daß Smith sogar die Leistungen des Arztes, die doch die Arbeitskraft der schaffenden Menschen erhalten, und die Leistungen der Lehrer und Erzieher, die sie entwickeln und steigern, für unproduktiv erklärt![86]) Das Kapital freilich bedarf zu seiner Erhaltung und Vermehrung keines Arztes und keines Unterrichts, es braucht nur materielle Güter, Tauschwerte.

Die Ware ist für Smith Ausgangspunkt und Endpunkt des wirtschaftlichen Kreislaufs. Denn mit der toten Ware oder, „was ganz dasselbe ist", mit ihrem Preis kauft man die lebendige Arbeit; und wenn die Arbeit produktiv ist, so ist ihr Ergebnis wieder die Ware, und der Kreislauf kann von neuem beginnen. Kauft man mit der Ware aber unproduktive Arbeit, so ist deren Ergebnis „nur" Leistung, die dem Käufer der Arbeit zugute kommen mag, die aber nicht zu Kapital wird und deshalb keinen neuen wirtschaftlichen Kreislauf hervorrufen kann.

Was bedeutet nun „Ware" in diesem Zusammenhang? Ware kann zur Deckung eines Bedarfes dienen. Auf diese Eigenschaft der Ware kommt es hier ersichtlich nicht an, denn *Bedarf* wird ebenso durch *Leistungen* gedeckt wie durch *Waren*.

[86]) Vgl. o. S. 111 f.

Digitized by Google

Ware kann aber auch als Kapital, d. h. als Handelsobjekt, zur Erzielung eines Gewinnes verwendet werden. An diese Eigenschaft der Ware ist hier zweifellos allein gedacht; denn der charakteristische Unterschied von Ware und Leistung, auf den es hier ankommt, liegt gerade darin, daß die Ware sich in besonderer Weise als Kapitalgut eignet. Es entspricht durchaus den britischen Händlerinstinkten, in jeder Ware zunächst das Handelsobjekt, also das Kapitalgut, nicht das Bedarfsgut zu sehen.

Die Leistung eignet sich zum Handelsobjekt sehr schlecht, da sie stets dem schaffenden Menschen unmittelbar angehört. Hat sie sich dagegen erst einmal in einer Ware vergegenständlicht, so ist sie dadurch bereits von der Person des Arbeiters abgelöst und ihm entfremdet. Die kapitalistische Wirtschaft, die eine Ausbeutung der schaffenden Menschen auf dem Wege des Handels ist, drängt also ihrer Natur nach auf die Produktion von *Waren*. Am Ende hat sie freilich auch die Darbietung von Dienstleistungen zum Gegenstand kapitalistischer Betriebe zu machen verstanden. Smith begreift aber die kapitalistische Produktion noch ausschließlich als Produktion von Waren, und jede Ware ist für ihn zunächst Kapitalgut. Nur aus diesen Voraussetzungen sind die volkswirtschaftlichen Merkmale zu verstehen, die Smith zur Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit anführt.

Da Smith der Ansicht ist, die Wirtschaft werde durch das Kapital bewegt, ist für ihn die Produktion von Kapital - d. h. *die als Produktion von Kapital begriffene Produktion von Waren* - die höchste, ja *die einzige Form produktiver Arbeit*. Diese volkswirtschaftliche Vorstellung, die den materiellen Gegebenheiten die entscheidende Bedeutung zuweist und die im Kapital das bewegende Element der Wirtschaft sieht, entspricht genau der oben gekennzeichneten privatwirtschaftlichen Vorstellung, daß die Arbeit nur produktiv ist, wenn sie einen Geldertrag für den Kapitalisten abwirft. Der Materialismus dieser volkswirtschaftlichen Theorie ist unverkennbar die Rechtfertigung des kapitalistischen Wirtschaftsgeistes und der kapitalistischen Wirtschaftspraxis.

Smith hat nicht geahnt, daß das *Leben* die bewegende Kraft der Wirtschaft ist, daß eine lebendige Gemeinschaft von Menschen im Vollbringen von Leistungen ihr Leben gestaltet und daß im Zusammenwirken ihrer Leistungen ihre Lebenskraft sich stets erneuert. Aus dieser (deutschen) Auffassung der Wirtschaft ergibt sich, daß die gemeinschaftsbildenden Leistungen viel höher stehen - und deshalb viel produktiver sind - als jene Leistungen, die die Produktion von Waren zum Ergebnis haben. So hat Friedrich List nicht nur ein neues volkswirtschaftliches Problem aufgeworfen, als er neben die Theorie der Werte seine Theorie der produktiven Kräfte stellte, sondern er hat aus seiner deutschen Grundauffassung vom Wesen der Wirtschaft, die den „klassischen" (britischen und jüdischen) Lehrmeinungen völlig entgegengesetzt ist, auch den Begriff der Produktivität selbst in einer durchaus neuen und andersartigen Weise entwickelt.

Die Lehre von der Produktivität der Arbeit ist für unsere Untersuchung von besonderer Bedeutung, weil sie - bei Smith wie bei List - unmittelbar auf ihre Grundauffassungen vom Wesen der Wirtschaft zurückführt. Von keinem der beiden Schriftsteller sind diese Grundauffassungen als solche zur Darstellung gebracht worden, denn sie sind eben jene Bestandteile der Theorie, die man nicht *beweisen* zu müssen glaubt, weil man *weiß*, daß sie richtig sind. In diesem ursprünglichen Wissen um das

Digitized by Google

Wesentliche müssen sich die völkisch bedingten Unterschiede des Wirtschaftsdenkens deutlicher ausprägen als irgendwo anders.

Bei Adam Smith konnten wir auf den typisch britischen Charakter der Grundauffassungen bereits mehrfach hinweisen[87]). Darüber hinaus ist in dem vorliegenden, besonders stark durch Vorstellungen der sozialen Moral belasteten Kapitel auch die Art der Darstellung so typisch britisch, daß wir sie in unsere Untersuchung mit einbeziehen müssen.

Eine der hervorstechendsten britischen Eigenschaften ist das Bestreben, bei jeder Gelegenheit den Schein des moralischen Denkens und Handelns zu wahren. Dieses Bestreben, das beim gesamten Aufbau der Smith'schen Theorie eine so außerordentlich große Rolle spielt, ist auch hier wieder zu beobachten. Smith war sich des unmoralischen Charakters, oder sagen wir mindestens der sozialen Anstößigkeit einer Lehre sehr wohl bewußt, die die schaffende Arbeit nur dann als produktiv anerkennt, wenn sie, im Dienste des Kapitals geleistet, fremden Reichtum schafft. Was ihn stört, ist aber nicht der anstößige Inhalt dieser Lehre. Sein Bestreben geht nur dahin, diese Lehre in einer anderen Form vorzutragen, die nicht mehr als anstößig empfunden wird. Smith sucht deshalb alles, was irgendwie sozial anstößig sein könnte, unter einem Mantel völlig harmloser Worte zu verbergen. Dies ist ihm in der Tat gelungen. Es konnte ihm freilich nur gelingen auf Kosten der begrifflichen Klarheit und der logischen Folgerichtigkeit. Seine Lehren von der Produktivität der Arbeit sind deshalb einheitlich und eindeutig in ihren weltanschaulichen Grundlagen[88]). Sie sind aber zwiespältig, in sich widerspruchsvoll und unklar in ihrer wirtschaftstheoretischen Ausgestaltung.

Die soziale Anstößigkeit der Smith'schen Produktivitätslehre liegt darin, daß sie nicht die Leistung des schaffenden Menschen, sondern die Anwendung dieser Leistung durch das Kapital zur Grundlage der Produktivität macht; als Kennzeichen für die Produktivität der Leistung sieht diese Lehre infolgedessen auch nicht den Ertrag der Leistung für den Arbeiter an, sondern ihren Ertrag für den Kapitalisten. Um jeden Anstoß zu vermeiden und die soziale Empfindlichkeit des Lohnarbeiters nicht zu reizen, muß Smith den Anschein erwecken, daß die Produktivität sich aus der Natur der Arbeit selbst ergibt, nicht aber daraus, daß der Arbeiter im Dienste des Kapitals tätig ist. Er bemüht sich deshalb, eine besondere Art von Arbeit als produktiv zu kennzeichnen, und zwar die Produktion von Waren. Es scheint ihm also gelungen zu sein, die Produktivität der Arbeit nicht aus einem sozialen Arbeitsverhältnis abzuleiten, sondern sie in einem bestimmten Arbeitsprodukt zum Ausdruck zu bringen. Produktive Arbeit ist für Smith die Produktion von Waren. Wir haben bereits nachgewiesen, daß „Produktion von Waren" in diesem Zusammenhang nur als „Produktion von Kapitalgütern" aufgefaßt werden kann. Aber das spricht Smith natürlich nicht aus. Er definiert die produktive Arbeit, d. h. die Warenproduktion, nicht als Produktion von Kapital, sondern völlig harmlos als Produktion von Werten (Tauschwerten). Diese

[87]) Die Feststellung des Zusammenhanges muß uns hier genügen. Eine Begründung, warum diese Einstellung zu Wirtschaft und Arbeit gerade den Briten eigentümlich ist, können wir erst am Schlusse der Untersuchung geben.

[88]) Ich spreche hier nur von den im 2. Buch seines Werkes entwickelten Theorien über produktive und unproduktive Arbeit. Daß diese Lehren zu gewissen Ausführungen des 1. Buches im Widerspruch stehen, wurde schon oben S. 109 f. erwähnt.

Digitized by Google

Definition hat noch den besonderen Vorteil, daß sie auf den ersten Blick überzeugend wirkt. Dennoch läßt sich mit einigem kritischen Verstand leicht begreifen, daß hier nur eine Scheinbegründung vorliegt.

Wenn wir die oben zitierten Sätze etwas näher daraufhin untersuchen, welcher Art die Gegenstände sind, in denen sich nach Smith die produktive Arbeit „fixiert und realisiert", so stoßen wir auf eine Bestimmung, die wir bisher noch nicht untersucht haben. Smith sagt nämlich, die produktive Arbeit realisiere sich „in einem bestimmten Gegenstande oder einer verkäuflichen Ware, *die wenigstens noch eine Zeitlang, nachdem diese Arbeit schon vorbei ist, vorhält*" (englisch: lasts = andauert). Diese Bestimmung wird damit begründet, daß die durch produktive Arbeit erzeugte Ware „eine bestimmte Menge angesammelter und aufgehobener Arbeit" repräsentiert, die „später, wenn es nötig ist, eine ebenso große Menge in Gang bringen" kann.

Wenn wirklich die Ware selbst derart als Kapital verwendet werden soll, so muß sie allerdings „eine Zeitlang vorhalten". Selbstverständlich kann der Hotelier die von der Hotelköchin gebratenen Schnitzel nicht mehr dazu verwenden, um auch nur am nächsten Tage die gleiche Menge Arbeit bei seiner Köchin in Gang zu bringen, wenn die Erzeugnisse ihrer Kochkunst sofort von seinen Gästen verzehrt worden sind. Wohl aber kann er, „was ganz dasselbe ist", den Preis, der ihm für die Schnitzel bezahlt wurde, stets zu diesem Zwecke verwenden. Er kann den von seinen Gästen bezahlten Geldbetrag „ansammeln und aufheben" und kann damit später „eine ebenso große Menge Arbeit in Gang bringen, als diejenige war, die ihn ursprünglich erzeugte". Das entspricht nur dem regelmäßigen Ablauf in jedem kapitalistischen Wirtschaftsbetrieb. Denn auch jene Arbeiter, die dauerhaftere Waren herstellen als unsere Hotelköchin, werden ja in der nächsten Wirtschaftsperiode nicht etwa mit den von ihnen erzeugten Lederwaren oder Panzerplatten entlohnt, sondern ihre Arbeit wird gleichfalls nur durch den Geldbetrag wieder in Gang gebracht, den der Unternehmer aus dem Verkauf dieser Waren erlöst. Mißlingt dagegen die Verwandlung der Ware in Geld, d. h. ihr Verkauf, so wird diese Ware niemals wieder die gleiche Menge Arbeit in Gang zu bringen vermögen, und wenn sie noch so dauerhaft ist.

Auch Smith hat darauf hingewiesen, daß die erzeugte Ware verkäuflich sein muß. Damit aber das Kapital den von ihm dirigierten Erzeugungsprozeß gewissermaßen stets aus sich selbst heraus von neuem in Gang bringen kann, dazu genügt durchaus nicht eine abstrakte Verkäuflichkeit der Waren, sondern die erzeugten Waren - bzw. die erstellten Leistungen - müssen *tatsächlich* verkauft werden. Wenn es also gar nicht auf die Waren selbst ankommt, sondern - was gar nicht dasselbe ist! - auf den Preis, den der Kapitalist aus dem Verkauf der Waren erzielt hat, so ist es völlig gleichgültig, ob dieser Geldertrag aus dem Verkauf von kurzlebigen oder dauerhaften Waren stammt. Aber auch wenn es „ganz dasselbe" wäre, ob der neue Erzeugungsprozeß durch die Ware selbst oder durch den Preis der Ware eingeleitet wird, so würde doch die Wiederaufnahme der Erzeugung auf jeden Fall schon durch den *Verkauf* der Ware gesichert sein, und es ist offenbar unlogisch, das Problem der Dauerhaftigkeit der Waren in diesem Zusammenhang überhaupt aufzuwerfen. Dieser Mangel an Logik ermöglicht es aber, die anstößige Wahrheit zu verschweigen, daß die Produktivität der Arbeit hier aus dem Geldertrag des Kapitalisten abgeleitet ist, sie scheint nun viel-

Digitized by Google

mehr aus dem Warenertrag der Arbeit, also aus der Tätigkeit des schaffenden Menschen selbst erklärt zu sein.

Smith ist häufig bestrebt, die Wirtschaftsvorgänge nur von der Güterseite aus darzustellen, um so den über der Güterbewegung liegenden Geldschleier zu zerreißen. Hier dient dieses Bestreben umgekehrt dem Zweck, die soziale Wirklichkeit zu verschleiern. Der schaffende Mensch scheint jetzt unmittelbar Kapital zu produzieren, die von ihm erzeugte Ware scheint selbst schon Kapital zu sein. Indem ihre Verwandlung in Geld als mehr oder weniger unwesentlich für das Verständnis der volkswirtschaftlichen Vorgänge hingestellt wird, bleibt auch die Tatsache völlig unbeachtet, daß gar nicht der Arbeiter selbst den Verkauf der Ware vornimmt und daß an seiner Stelle - zunächst mindestens - der Kapitalist über den Geldertrag der Ware verfügt. Die absichtliche Nichtbeachtung jener Umwandlung der Ware in Geld führt Smith gleichzeitig zu dem sonderbaren theoretischen Fehlschluß, daß gewisse Eigenschaften des Geldes (hier: die Dauerhaftigkeit des Wertes) der Ware selbst anhaften müßten, damit sie als Kapital, d. h. zur Einleitung eines neuen Prozesses der Bildung von Tauschwerten verwertet werden kann.

Aus der absichtlichen Nichtbeachtung der sozialen Wirklichkeit ergeben sich noch weitere Fehlschlüsse. Nicht nur die Dauerhaftigkeit der Ware, sondern auch die Gegenständlichkeit der Wertbildung ist in Wahrheit völlig unwesentlich für die Frage, ob der Leistungsertrag als Kapital in dem gekennzeichneten Sinne verwertet werden kann. Ein Schauspieler oder Musiker z. B. erzeugt gewiß keine Waren. Trotzdem kann seine Tätigkeit einem kapitalistischen Theaterunternehmer sehr wohl einen Geldertrag abwerfen, den dieser ansammeln und als Lohnfonds verwenden kann, um später wieder „eine ebenso große Menge Arbeit in Gang zu bringen". Unter diesem Gesichtspunkt muß der Schauspieler oder Musiker für Smith ein produktiver Arbeiter sein, während er nach den äußeren Merkmalen seiner Tätigkeit zu den unproduktiven Arbeitern gehört.

Während die „Dienste" des Schauspielers „im Augenblick ihrer Leistung zugrunde gehen", erzeugt z. B. der Schloßgärtner eines Lords Blumen, Gemüse und Obst, also durchaus „bestimmte Gegenstände", die in ihrer großen Mehrzahl „wenigstens noch eine Zeitlang vorhalten", nachdem seine Arbeit schon vorbei ist. Diese „bestimmten Gegenstände" werden zwar nicht verkauft, sie lassen sich aber durchaus als „verkäufliche Waren" verwenden, wie jeder Handelsgärtner beweist. Nach den äußeren Merkmalen seiner Tätigkeit muß also Smith diesen Schloßgärtner zweifellos zu den produktiven Arbeitern rechnen. Da die von ihm erzeugten Güter jedoch durch seine Lordschaft nicht als Kapital verwendet werden, sondern zur Ausstattung der herrschaftlichen Tafel, so lassen sie „selten eine Spur oder einen Wert zurück, wofür ein gleiches Maß von Diensten später beschafft werden könnte". Unter diesem Gesichtspunkt steht also der Schloßgärtner den übrigen häuslichen Dienstboten des Lords völlig gleich und wäre demnach den unproduktiven Arbeitern zuzurechnen.

Es ist also leicht zu beweisen, daß Smith bei der Begriffsbestimmung der produktiven Arbeit zwei verschiedene Gesichtspunkte durcheinanderlaufen läßt, die sich nicht zur vollen Übereinstimmung bringen lassen: Auf der einen Seite geht er von der äußeren Form des Arbeitsprodukts aus, auf der anderen Seite von seiner sozialen Funktion; auf der einen Seite erklärt er die Arbeit für produktiv, die sich in einem

Digitized by Google

bestimmten Gegenstand von einiger Dauerhaftigkeit realisiert, auf der anderen Seite erklärt er jene Arbeit für produktiv, deren Ertrag als Kapital verwendet wird. Die letztere Bestimmung ist offenbar die maßgebende. Sie wird nur deshalb in den Hintergrund gedrängt, weil es sozial anstößig wäre, die Arbeit des schaffenden Menschen ausdrücklich nur dann als produktiv anzuerkennen, wenn sie im Dienste des Kapitals steht.

Der Gedanke, daß die produktive Arbeit sich in einem bestimmten Gegenstande verkörpern und realisieren müsse und daß die Wertbildung materiell greifbar sein soll, ist für die Smith'sche Argumentation ersichtlich nicht ausschlaggebend. Denn erstens wird der Gedanke selbst, wenn auch irrtümlich, damit begründet, daß das Arbeitsprodukt nur unter dieser Voraussetzung wieder die gleiche Menge Arbeit in Gang bringen (d. h. als Kapital verwendet werden) kann. Zweitens läßt Smith den Gedanken, daß der produzierte Wert materiell greifbar sein müsse, später selbst fallen, um die Kapitalisten und Händler - als produktive Arbeiter kennzeichnen zu können[89]). Drittens wäre es vollkommen unlogisch, als weiteren Bestimmungsgrund für die Produktivität der Arbeit die Verkäuflichkeit des Arbeitsproduktes zu nennen, wenn die Gegenständlichkeit und Dauerhaftigkeit der Wertbildung entscheidend wäre. Denn welche volkswirtschaftliche Bedeutung könnte es haben, ob die produzierten, materiell greifbaren Werte für den eigenen oder für fremden Bedarf bestimmt sind? Wie ist es volkswirtschaftlich zu rechtfertigen, daß selbst Werke von größter Dauerhaftigkeit, wie z. B. der Bau einer Straße, nur deshalb für unproduktiv erklärt werden, weil sie unmittelbar für die Gemeinschaft geschaffen sind und deshalb keine „verkäufliche Ware" darstellen?! Solche Anschauungen sind volkswirtschaftlich offenbar unlogisch, sie erklären sich aber ohne weiteres aus dem oben gekennzeichneten privatkapitalistischen Standpunkt.

Der privatkapitalistische Standpunkt allein gibt den verschiedenen Definitionen der produktiven Arbeit, die ja nicht etwas Verschiedenes, sondern dasselbe ausdrücken sollen, einen einheitlichen Charakter, so daß die übrigen von Smith angeführten Bestimmungsgründe der Produktivität mit Recht nur als eine Scheinbegründung angesehen werden können. Diese volkswirtschaftliche Scheinbegründung tritt freilich in der Darstellung so stark in den Vordergrund, daß die von uns aufgedeckte wirkliche Begründung fast allen Kritikern der Smith'schen Produktivitätstheorie verborgen geblieben ist.

Der volkswirtschaftliche Kreislauf beruht auf einer Vergeltung der Leistungen durch Gegenleistungen. Smith legt seinen Ausführungen über produktive und unproduktive Arbeit ein ganz anderes Kreislaufschema zugrunde, das uns später noch eingehender beschäftigen wird: Er nimmt stillschweigend an, daß Ware zum Ankauf lebendiger Arbeit verwendet wird und daß diese Arbeit wiederum Ware erzeugt. In diesem Schema ist davon abgesehen, daß die Ware erst zu Geld werden muß, um Arbeit in Gang bringen zu können. Ware bedeutet hier Tauschwert, und Tauschwert bedeutet Geld. Wir haben also gar nicht ein allgemeines Schema des volkswirtschaftlichen Kreislaufs vor uns, sondern einfach das Schema der kapitalistischen Produktion: Ware (= Geld) - Arbeit - Ware (= Geld). Dabei ist es klar, daß der Sinn dieses Kreislaufs nicht im Einsatz von Ware besteht, um am Ende durch Arbeit wieder die

[89]) Vgl. unten S. 141 ff.

Digitized by Google

gleiche Ware zu besitzen, sondern der Sinn des Kreislaufs ist der Einsatz von Geld (= Kapital), um durch Arbeit - möglichst durch fremde Arbeit - am Ende m e h r Geld (Kapital + Gewinn) zu besitzen.

Vor dieser sozial anstößigen Feststellung ist Smith so weit ausgewichen, wie es nur irgend möglich war. Damit verschleiert er die Tatsache, daß seine Lehre den Geldertrag der Kapitalisten zum letzten Bestimmungsgrund für die Produktivität der Arbeit macht. Es ist echt britisch, daß Smith diese die Arbeit entwürdigende Lehre der Sache nach mit eindeutiger Bestimmtheit vertritt, während er sie zugleich der Form nach mit allen Mitteln verschleiert. Er erreicht diesen doppelten Zweck, indem er trotz aller Unklarheiten, die dadurch entstehen, den Begriff des Geldes und des Geldertrages aus seinen Betrachtungen über produktive und unproduktive Arbeit ausschaltet. Das war freilich noch aus einem anderen Grunde geboten. Denn für Smith als den großen Gegner des Merkantilismus wäre es sehr peinlich gewesen, wenn man ihm allzu leicht hätte nachweisen können, daß auch sein System als obersten Wert den Geldertrag hat, freilich nicht den Geldertrag in der staatlichen Handelsbilanz, sondern - viel primitiver - nur noch den Geldertrag im kapitalistischen Unternehmen.

Daß es in dem vorliegenden Kapitel tatsächlich um die obersten Werte des Smithschen Systems geht, sieht man schon daraus, daß der Grundbegriff seines Gesamtwerkes, der Begriff des Volkswohlstandes hier völlig neu bestimmt wird. Nachdem Smith definiert hat, was er unter produktiver und unproduktiver Arbeit versteht, fährt er folgendermaßen fort[90]):

„Sowohl die produktiven wie die unproduktiven Arbeiter und die, welche gar nicht arbeiten, empfangen alle in gleicher Weise ihren Unterhalt aus dem jährlichen Erzeugnis des Bodens und der Arbeit des Landes (are all equally maintained by the annual produce of the land and labour of the country). Dieses Produkt kann, so groß es auch sein mag, doch niemals unbeschränkt sein, sondern muß gewisse Grenzen haben. Je nachdem daher ein kleinerer oder größerer Teil desselben in einem Jahre auf den Unterhalt unproduktiver Arbeitskräfte verwendet wird, wird desto mehr in dem einen, und desto weniger in dem anderen Falle für die produktiven übrigbleiben, und das Produkt des nächsten Jahres wird demzufolge (accordingly) größer oder kleiner sein: denn wenn man die freiwillig bescherten Produkte der Erde ausnimmt, ist das gesamte Jahresprodukt die Wirkung produktiver Arbeit (the whole annual produce ... being the effect of productive labour)."

Im Gesamtzusammenhang des Smith'schen Werkes hat diese Stelle eine außerordentlich große theoretische Bedeutung. Denn die Redewendung von dem „jährlichen Erzeugnis des Bodens und der Arbeit des Landes", bzw. vom „gesamten Jahresprodukt" ist bei Smith geradezu stereotyp und stets gleichbedeutend mit dem „wealth of nations", also mit dem Begriff des Volkswohlstandes[91]). Smith hatte diesen Zentralbegriff seiner Untersuchung bisher noch nicht wissenschaftlich definiert. Nun erfahren wir endlich, daß der Volkswohlstand, wenn man gewisse Ausnahmen unberücksichtigt läßt, „die Wirkung produktiver Arbeit" ist. Freilich hat auch diese Stelle

[90]) Grünfeld, a. a. O. II S. 82.

[91]) Nachweise sind schon bei Emanuel (Israel) Leser, „Der Begriff des Reichtums bei Adam Smith", Heidelberg 1874, S. 97, zusammengestellt.

Digitized by Google

nicht den Charakter einer Definition des Begriffes „Volkswohlstand", weil Smith den Begriff eben gar nicht nennt, sondern ihn durch eine Redewendung umschreibt.

Das geschieht nicht ohne Grund. Denn im ganzen Verlauf des ersten Buches ist der Begriff Volkswohlstand in einer Bedeutung gebraucht, die mit der hier gegebenen Definition nicht in Übereinstimmung zu bringen ist. Auf diese Gegensätze kommen wir noch zu sprechen. Zunächst aber muß es unsere Aufgabe sein, eine klare Vorstellung davon zu gewinnen, welche Bedeutung dem Begriffe hier gegeben wird. Die Größe des Jahresproduktes ist hier nicht mehr bestimmt durch die gesamte Jahresarbeit des Volkes, sondern nur noch durch jenen Teil der Jahresarbeit, der von den „produktiven Arbeitern" geleistet wird.

Smith hatte sein Werk mit dem Satz begonnen: „Die jährliche Arbeit jedes Volkes ist der Fonds..." Das ganze erste Buch seines Werkes schien von dem Gedanken beherrscht zu sein, daß jede nützliche Arbeit zur Vermehrung des Volkswohlstandes beiträgt. Nun aber, nachdem Smith definiert hat, was produktive und unproduktive Arbeit ist, stellt er fest, das gesamte Jahresprodukt sei „die Wirkung produktiver Arbeit". Damit aber ist der unproduktiven Arbeit jede Beteiligung an der Erzeugung des Jahresproduktes, also jeder Beitrag zur Vermehrung des Volkswohlstandes abgesprochen. Die Ausnahmen, die Smith selbst zugesteht, betreffen nur die „freiwillig", d. h. also ohne Arbeit bescherten Produkte der Erde, nicht aber irgendwelche Leistungen unproduktiver Arbeit. Der theoretisch entscheidende Inhalt der angeführten Sätze liegt also in der Behauptung, daß nicht die gesamte jährliche Arbeit des Volkes, sondern nur die produktive Arbeit zur Erzeugung des Jahresproduktes beiträgt. Die in ihrem Kern rein privatwirtschaftlich-kapitalistische Bestimmung der Produktivität wird damit auf das volkswirtschaftliche Gebiet übertragen, und jene Arbeit, die unproduktiv für das Kapital ist, wird als ebenso unproduktiv im volkswirtschaftlichen Sinne gekennzeichnet.

Da nur das Kapital produktive Arbeiter beschäftigt, ist nunmehr die Größe des Volkswohlstandes durch die Größe des Kapitals bestimmt, während sie im ersten Buch des Werkes durch den Gesamtumfang der jährlichen Arbeit bestimmt zu sein schien. Smith hält zwar der Form nach daran fest, die Größe des Volkswohlstandes zur aufgewendeten Menge der Arbeit (nur eben der produktiven Arbeit) in Beziehung zu setzen, der Sache nach ist nun aber nicht mehr die Arbeit, sondern das Kapital der wahre Bestimmungsgrund für den „wealth of nations".

Smith spricht das wenige Seiten später mit voller Deutlichkeit aus[92]). Er nähert sich seinem Ziel, das Kapital als den wahren Reichtum des Volkes zu erklären, mit etwas gewundenen Ausführungen. Sie beginnen charakteristischer Weise mit der Versicherung, daß das gesamte Wirtschaftsprodukt ja letzten Endes für - den Verbrauch bestimmt sei! Eine solche Einleitung läßt bei Smith stets darauf schließen, daß Gedankengänge folgen werden, die die Kapitalbildung zum Endzweck der Wirtschaft erklären. Wir wollen diese Gedankengänge Punkt für Punkt verfolgen[93]):

„Obgleich das gesamte Jahresprodukt des Bodens und der Arbeit in jedem Lande ohne Zweifel zuletzt dazu bestimmt ist, die Konsumtion seiner Einwohner zu versorgen und ihnen ein Einkommen zu verschaffen (ultimately destined for supplying the con-

[92]) Vgl. unten S. 132 f.— [93]) Grünfeld, a. a. O. II S. 82 f.

Digitized by Google

sumption of its inhabitants and for procuring a revenue to them), so teilt es sich doch, wenn es aus dem Boden oder aus den Händen der produktiven Arbeiter kommt, naturgemäß in zwei Teile. Der eine davon, und oft der größere (frequently the largest), ist vor allem dazu bestimmt, ein Kapital wieder herzustellen (for replacing a capital), oder die Lebensmittel, Materialien und fertigen Arbeiten, die einem Kapital entnommen worden sind, zu erneuern, der andere dazu, entweder dem Eigner dieses Kapitals in Form des Profits von seinem Kapital, oder einer anderen Person in Form der Rente von seinem Grund und Boden ein Einkommen zu gewähren."

Dieser Gedankengang ist etwas schwer zu verstehen. Er besagt, daß sich das gesamte Jahresprodukt „naturgemäß" zunächst in Kapitalersatz einerseits, in Profit und Rente andererseits aufteilt. Wer die vorangegangenen Ausführungen so harmlos aufgenommen hat, wie sie dastehen, der begreift nicht, warum jede Produktion zunächst dem Kapitalersatz dient, und er begreift noch weniger, wo nun eigentlich der Arbeiter mit seinem Lohn bleibt. Nachdem wir jedoch die früheren Abschnitte kritisch untersucht haben, finden wir durch diese Sätze nur das bestätigt, was unsere kritischen Feststellungen ergeben hatten.

Wir hatten festgestellt, daß Smith nur die im Dienst des Kapitals geleistete Arbeit als produktiv anerkennt und daß er das gesamte Jahresprodukt lediglich auf diese durch das Kapital bewegte produktive Arbeit zurückführt. Infolgedessen beruht in der Tat jede Produktion, die an der Schaffung des derart bestimmten Jahresprodukts beteiligt ist, „naturgemäß" auf dem Einsatz von Kapital, so daß auch „naturgemäß" der Ersatz dieses Kapitals die erste Wirkung dieser Produktion ist.

Das Kapital wiederum wird eingesetzt, um Waren zu kaufen, die mit Gewinn wieder verkauft werden, oder um Werkzeuge und Materialien zu kaufen und Arbeiter zu entlohnen, die das Material mit Gewinn für den Kapitalisten verarbeiten. Der Arbeitslohn ist also, von hier aus gesehen, nichts anderes als ein Teil des eingesetzten Kapitals. Und da jeder produktive Arbeiter durch das Kapital beschäftigt wird, gehört die Reproduktion des Arbeitslohns für Smith zum „Kapitalersatz". Woher die unproduktiven Arbeiter ihren Lohn erhalten, wird später erklärt. Den Lohn der produktiven Arbeiter jedenfalls, die für die Erzeugung des „gesamten Jahresprodukts" allein in Frage kommen, betrachtet Smith lediglich als einen Teil des Kapitals. Die volkswirtschaftlichen Probleme sind hier einseitig vom Standpunkt des Kapitalisten gesehen. Das Kapital bewegt und regiert die Wirtschaft. Das gesamte Jahresprodukt dient somit zunächst der Erhaltung des Kapitals. Die schaffenden Menschen sind in diesem Zusammenhang nur ein Zubehör des Kapitals.

Soweit entspricht also diese merkwürdige Theorie von der naturgemäßen Teilung des gesamten Jahresprodukts vollkommen Smith' bisherigen Ausführungen über produktive und unproduktive Arbeit und unserer bisherigen Auslegung. Was neu hinzukommt, ist der Hinweis darauf, daß die produktive Arbeit nicht nur „ein Kapital wieder herstellt", sondern darüber hinaus den Profit des Kapitalisten und die Rente des Grundbesitzers produziert. Auch diesen Gedanken hörten wir bisher schon anklingen, Smith hatte ihn nur soweit wie möglich in den Hintergrund treten lassen, da der Leser sonst allzu deutlich auf die Frage gestoßen wäre, für wen die „produktive Arbeit" eigentlich produktiv ist. Das alles brauchte Smith in diesem Kapitel um so

Digitized by Google

weniger zu erörtern, als er bereits im ersten Buch die Entstehung von Profit und Rente eingehend behandelt hatte. Wir wollen es jedoch vermerken, daß die Smith'sche Definition der produktiven Arbeit hier in aufschlußreicher Weise ergänzt wird: wir erfahren hier, daß produktive Arbeit einen Profit für den Eigentümer des Kapitals und gegebenenfalls auch eine Rente für den Eigentümer des Grund und Bodens abwirft.

Auffallend ist an der neuen Darstellung höchstens der Umstand, daß Profit und Rente unmittelbar einen Teil des gesamten Jahresprodukts ausmachen, während Smith den Arbeitslohn nur mittelbar aus jenen beiden Teilen ableitet, in die sich das Jahresprodukt zunächst „naturgemäß" teilt. Zu beachten haben wir ferner, daß Smith sich Profit, Rente und Arbeitslohn hier nicht als eine Geldsumme oder Wertsumme vorstellt, sondern ganz konkret als einen Teil der erzeugten Warenmenge. Der Arbeitslohn, den die produktiven Arbeiter erhalten haben, steckt also in den „Lebensmitteln, Materialien und fertigen Arbeiten, die einem Kapital entnommen worden sind" und zu deren Wiederherstellung und Erneuerung der eine Teil des Jahresprodukts bestimmt ist. Das ist zunächst eine recht anschauliche und bildhafte Vorstellung. Sie wird aber durch ihre Übertragung aus der volkswirtschaftlichen in die privatwirtschaftliche Sphäre unklar und unverständlich, denn das Kapital etwa eines Fabrikunternehmens besteht eben nie und nimmer in Lebensmitteln, sondern höchstens in Fertigwaren. Der Fabrikant entnimmt also seinem Kapital keine Lebensmittel, um die Arbeiter zu entlohnen, sondern er entnimmt ihm Geld, das er aus dem Verkauf der Fertigwaren erlöst hat. Von welcher theoretischen Bedeutung die Tatsache ist, daß erst der Arbeiter dieses Geld wieder in Lebensmittel und andere Bedarfsgüter verwandelt, darauf haben wir schon oben hingewiesen[94]).

Nachdem Smith die Entstehung von Profit und Rente am Beispiel eines landwirtschaftlichen und eines gewerblichen Betriebes erläutert hat, kommt er mit folgenden Worten auf den Arbeitslohn zu sprechen[95]):

„Derjenige Teil des jährlichen Boden- und Arbeitsproduktes eines Landes, der ein Kapital wiedererstattet, wird niemals unmittelbar dazu verwendet, anderen als produktiven Arbeitskräften Unterhalt zu gewähren. Er zahlt nur den Arbeitslohn für produktive Arbeit. Der, welcher die unmittelbare Bestimmung hat, entweder als Profit oder als Rente ein Einkommen zu bilden, kann sowohl produktiven als unproduktiven Arbeitskräften (hands) Unterhalt gewähren.

„Von jedem Vorrat, den man als ein Kapital verwenden kann, erwartet man immer, daß er samt einem Profit wiedererstattet werde (Whatever part of his stock a man employs as a capital, he always expects it to be replaced to him with a profit). Man wendet ihn daher so an, daß man nur produktive Arbeitskräfte damit unterhält; und hat er einem als Kapital gedient (and after having served in the function of a capital to him), so bildet er ein Einkommen für diese. Verwendet man aber irgendeinen Teil davon zum Unterhalt unproduktiver Arbeitskräfte irgendwelcher Art, so wird dieser Teil in demselben Augenblick aus dem Kapital genommen und in den für unmittelbare Konsumtion bestimmten Vorrat eingereiht (that part is from that

[94]) Vgl. oben S. 115 ff. und S. 118 ff. — [95]) Grünfeld, a. a. O. II S. 83 f.

Digitized by Google

moment withdrawn from his capital, and placed in his stock reserved for immediate consumption)."

Diese Ausführungen geben uns endgültige Klarheit darüber, daß für Smith ein enger Zusammenhang zwischen der Produktivität der Arbeit und den Zwecken des Arbeitgebers besteht: Verwendet der Arbeitgeber seine Mittel als Kapital, d. h. zum Zwecke des Profitmachens, so beschäftigt er produktive Arbeiter. Läßt er die Arbeiter jedoch für Zwecke seiner „unmittelbaren Konsumtion" arbeiten, so beschäftigt er unproduktive Arbeiter. Wir schließen daraus, daß die Arbeit den Charakter der Produktivität eben dadurch bekommt, daß sie einen Profit, einen Geldertrag für das Kapital abwirft; wir schließen daraus, daß Smith nur die Arbeit im kapitalistischen Betrieb als produktiv anerkennt, daß er also produktive und unproduktive Arbeiter nicht nach der Art ihrer Leistung, sondern nach der Art ihrer Beschäftigung, nicht nach der Natur ihres Arbeitsprodukts, sondern danach unterscheidet, in welchem sozialen Arbeitsverhältnis sie beschäftigt sind. Smith freilich formuliert seine Sätze auch hier wieder so, als ob er das Umgekehrte sagen wollte: Er gibt zu verstehen, daß man produktive, Werte schaffende Arbeiter verwenden muß, um einen Profit zu erzielen. Die Produktivität des Arbeiters scheint also nicht aus dem Profit des Kapitalisten erklärt zu sein, sondern der Profit wird umgekehrt aus der Verwendung produktiver Arbeiter erklärt, also daraus, daß Arbeiter beschäftigt werden, die nach der Art ihrer Leistung und nach der Natur ihres Arbeitsproduktes produktiv sind.

Wir haben oben bereits nachgewiesen, daß dies nur eine Scheinbegründung ist[96]). Wer als Unternehmer seine Mittel zum Betreiben eines Theaters oder eines Hotels oder einer Privatschule oder einer Klinik verwendet, der verwendet diese Mittel zweifellos „als ein Kapital" und erwartet durchaus, daß sie ihm „samt einem Profit wiedererstattet werden". Die in seinem Unternehmen beschäftigten Schauspieler und Musiker oder häuslichen Dienstboten oder Lehrer oder Ärzte, müssen für ihn also produktive Arbeiter sein, trotzdem sie Smith nach der Natur ihres Arbeitsprodukts und nach der Art ihrer Leistung stets für unproduktiv erklärt. Man kann aber beim besten Willen nicht erklären, daß dieser Unternehmer die Löhne und Gehälter der „unproduktiven Arbeitskräfte" aus seinem Verbrauchsfonds bezahlt. Er bezahlt sie wie jeder Fabrikant aus seinem Kapital. Also entweder stimmt die Behauptung nicht, daß das Kapital stets nur produktive Arbeiter beschäftigt, oder die sonst unproduktiven Arbeiter werden eben dadurch produktiv, daß sie in den Dienst des Kapitals treten. Auf keinen Fall aber läßt sich die Smith'sche Beweisführung aufrechterhalten.

Wenn wir von der Feststellung ausgehen, daß durch das Kapital stets nur produktive Arbeiter beschäftigt werden und daß unproduktive Arbeiter aus einem „für unmittelbare Konsumtion bestimmten Vorrat" unterhalten werden, so lassen sich daraus auch die Andeutungen über die Arbeitslöhne, die aus Rente und Profit gezahlt werden, leicht verstehen: Werden Rente und Profit zum Kapital geschlagen, so beschäftigen sie produktive „Hände", werden sie für den Verbrauch bestimmt, so beschäftigen sie unproduktive Arbeiter.

Dies wird in dem folgenden Abschnitt, der sich mit dem Unterhalt der unproduktiven Arbeiter beschäftigt, noch genauer dargelegt. Er beginnt mit dem Satz[97]): „Un-

[96]) Vgl. oben S. 112 ff., besonders S. 120 f. — [97]) Grünfeld, a. a. O. II S. 84.

Digitized by Google

produktive Arbeiter und solche, die überhaupt nicht arbeiten, finden ihren Unterhalt in einem Einkommen (are all maintained by revenue)". Richtiger wäre zu übersetzen: sie werden unterhalten (d. h. bezahlt) aus einem Einkommen. Denn natürlich leben auch die produktiven Arbeiter von ihrem Einkommen, sie werden aber bezahlt aus einem Kapital. Es folgt nunmehr eine Theorie der abgeleiteten Einkommen. Sie sind, wie wir schon im ersten Buch hörten, sämtlich aus den „drei ursprünglichen Einkommensquellen", aus dem Arbeitslohn (jetzt müssen wir genauer sagen: aus dem Lohn des produktiven Arbeiters), aus dem Kapitalgewinn und der Grundrente abgeleitet[98]).

Zunächst erfahren wir, daß „selbst der gemeine Arbeitsmann (common workman), wenn sein Lohn ausreichend ist, einen häuslichen Dienstboten halten" kann; er könne auch manchmal in ein Schauspiel oder Puppenspiel gehen und so zum Unterhalt einer Klasse von unproduktiven Arbeitern beitragen; „oder er kann Abgaben bezahlen und auf diese Weise einer anderen, zwar achtbareren und nützlicheren, aber dennoch ebenso unproduktiven Klasse", nämlich den Staatsbeamten, Unterhalt gewähren. Der Arbeiter müsse aber „durch getane Arbeit" zuerst seinen Lohn verdient, also das für ihn ausgelegte Kapital wiedererstattet haben, bevor er einen Teil seines Lohnes für den Unterhalt unproduktiver Arbeitskräfte verwenden kann. „Auch ist dieser Teil gewöhnlich nur gering. Es ist nur sein Spar-Einkommen, wovon produktive Arbeiter selten viel haben."

Nach dieser tröstlichen Versicherung kann es uns nicht wundern, daß für Smith „die Grundrente und die Kapitalprofite überall die Hauptquellen" sind, „aus denen unproduktive Arbeitskräfte ihren Unterhalt empfangen". Grundherren und Kapitalbesitzer können nach Belieben aus ihrem Einkommen, soweit sie es nicht unmittelbar verbrauchen, produktive oder unproduktive Arbeitskräfte unterhalten. „Sie scheinen jedoch für die letzteren einige Vorliebe zu haben. Der Aufwand eines großen Herren (the expense of a great lord) gibt gewöhnlich mehr müßigen als erwerbstätigen Leuten Nahrung (feeds generally more idle than industrious people). Der reiche Kaufmann unterhält zwar mit seinem Kapital nur erwerbstätige Leute, aber mit seinem Aufwand, d. h. mit der Verwendung seines Einkommens, setzt er gewöhnlich ganz dieselben Leute in Nahrung wie der große Herr (he feeds commonly the very same sort as the great lord)."

Was ist nun das Ergebnis dieser theoretischen Erörterungen? Wir wissen jetzt, wie produktive und unproduktive Arbeit „in Gang gebracht" werden. Unser Interesse ist damit von der viel näherliegenden Frage abgelenkt: Was produktive und unproduktive Arbeit leisten? Besonders bei einer Untersuchung der Ursachen des Volkswohlstandes hätte doch wohl die Frage nach der vollbrachten Arbeitsleistung sehr nahegelegen. Die Leistung der produktiven Arbeit hat Smith zwar als die Produktion von Waren bestimmt. Aber die Leistung der unproduktiven Arbeit

[98]) Vgl. oben S. 86. Daß auch die Ursprünglichkeit dieser drei Einkommensquellen in gewisser Weise abgestuft ist, haben wir bereits festgestellt. Es ist jedoch bemerkenswert, daß diese Abstufung im 1. und 2. Buch eine völlig verschiedene ist. Dort erschien die Arbeit als Grundlage aller Wertbildung, der Arbeitslohn stand dementsprechend vor Profit und Rente. Hier erscheint das Kapital als Voraussetzung der Arbeit, so daß der Lohn des produktiven Arbeiters erst aus dem Kapital abgeleitet wird, während Profit und Rente ursprüngliche Teile des „gesamten Jahresprodukts" sind.

Digitized by Google

jedoch hat er bisher nur die höchst summarische Feststellung getroffen, daß sie an der Erzeugung des „gesamten Jahresprodukts" unbeteiligt ist. Eine nähere Begründung dieser Feststellung wäre für Smith nach allem, was er im ersten Buch seines Werkes über den Volkswohlstand ausgeführt hatte, gewiß sehr schwierig gewesen. Er nimmt deshalb seine Untersuchung der Ursachen des Volkswohlstandes erst an dieser Stelle wieder auf, wo er nicht mehr auf die Arbeit und ihre Leistung unmittelbar einzugehen braucht, sondern einen Schritt weiter zurück gehen und jene Kräfte untersuchen kann, die die Arbeit in Bewegung setzen. Somit wird nun aber die Größe des Volkswohlstandes überhaupt nicht mehr aus dem Umfang der geleisteten Arbeit, sondern aus der Größe des Kapitals erklärt. So dienen die Erörterungen über produktive und unproduktive Arbeit dazu, erst der Sache nach und schließlich auch der Form nach das Kapital - und nicht mehr die Arbeit - zur Grundlage des Volkswohlstandes zu erklären. Smith schreibt[99]):

„Daher hängt das Verhältnis von produktiven und unproduktiven Arbeitskräften in jedem Lande gar sehr von dem Verhältnis ab, das zwischen demjenigen Teil des jährlichen Produkts besteht, der, einmal dem Grund und Boden oder den Händen der produktiven Arbeiter entnommen, zur Wiedererstattung eines Kapitals bestimmt ist, und demjenigen, der entweder als Rente oder als Profit ein Einkommen bilden soll. Dies Verhältnis ist in reichen Ländern ein ganz anderes als in armen."

Den Gegensatz von reichen und armen Ländern erläutert Smith bezeichnender Weise sofort an der Entwicklung der „gegenwärtigen" kapitalistischen Wirtschaft aus der „früheren" Wirtschaft der Feudalität. Die Ergebnisse dieser Ausführungen, die wir anschließend besprechen werden, faßt er in einigen Sätzen zusammen[100]), die den Unterschied von reichen und armen Ländern wiederum nicht aus einem verhältnismäßig größeren Umfang der produktiven Arbeit in den reichen Ländern erklären, sondern daraus, daß dort die zum Unterhalt produktiver Arbeit bestimmten Fonds weit größer sind im Verhältnis zu denjenigen Fonds, „die zwar ebensogut produktiven als unproduktiven Leuten (hands) Unterhalt geben können, gewöhnlich (generally) aber eine Vorliebe für die letzteren haben."

So ist Reichtum oder Armut eines Landes nicht mehr auf die lebendige Arbeit zurückgeführt, die diesen Reichtum geschaffen hat, es wird also auch gar nicht weiter untersucht, wieso nur die produktive, und nicht auch die unproduktive Arbeit an der Schaffung des Reichtums beteiligt ist, sondern der Reichtum scheint nur noch von der verhältnismäßigen Größe verschiedener Fonds abzuhängen, die ihrerseits produktive oder unproduktive Arbeit in Bewegung bringen. Smith untersucht also nur noch, wie das Arbeitsprodukt in diese Fonds eingeteilt wird. Während er aber bei der Einteilung der lebendigen Arbeit scheinbar sehr genau unterscheiden konnte, was produktive und unproduktive Arbeit ist, kann er bei der Einteilung der Fonds tatsächlich nur höchst ungenau unterscheiden, in welchem Verhältnis sie produktive oder unproduktive Arbeit in Bewegung bringen, denn der eine dieser Fonds - das Kapital - bringt zwar nach seiner Meinung stets produktive Arbeit in Gang, der andere, aus dem Einkommen, d. h. aus Profit und Rente gespeiste Fonds dagegen

[99]) Grünfeld, a. a. O. II S. 85. — [100]) Grünfeld, a. a. O. II S. 87.

Digitized by Google

bringt nur „voraussichtlich", „im allgemeinen", „mit Vorliebe" unproduktive Arbeit in Gang, kann aber nach Belieben auch produktive Arbeit in Bewegung setzen. Wenn Smith trotzdem daran festhält, den Reichtum eines Landes aus der verhältnismäßigen Größe dieser beiden Fonds, nicht aber aus der tatsächlich betätigten produktiven oder unproduktiven Arbeit zu erklären, so zeigt dies nur, daß die Zurückführung des Reichtums auf Arbeit für Smith sozusagen bloß eine Hilfskonstruktion gewesen ist, die nunmehr fallen gelassen wird, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hat, die Zurückführung des Reichtums auf das Kapital vorzubereiten.

Wie sich Smith die Entwicklung dieser Fonds vorstellt, sehen wir aus der erwähnten wirtschaftsgeschichtlichen Zwischenbemerkung über den Gegensatz von reichen und armen Ländern. Sie beginnt folgendermaßen[101]):

„So ist gegenwärtig in den reichen Ländern Europas ein sehr großer, oft der größte Teil des Bodenproduktes dazu bestimmt, das Kapital des reichen und unabhängigen Pächters wiederzuerstatten, das übrige dazu, seine Profite und die Rente für den Grundeigentümer zu zahlen. Dagegen reichte in früherer Zeit, während der Vorherrschaft der Feudalität, ein sehr kleiner Teil des Produktes schon hin, das auf die Kultur verwendete Kapital wiederzuerstatten."

Der gegenwärtige Reichtum wird also unverkennbar auf die verhältnismäßige Größe des Kapitals, die frühere Armut wird auf den Mangel an Kapital zurückgeführt. Daß sich in der gleichen Zeit in den landwirtschaftlichen Betrieben die produktive Arbeit auf Kosten der unproduktiven Arbeit vermehrt hätte, läßt sich in der Tat nur aus dieser Vermehrung des Kapitals ableiten: es kann nicht aus Veränderungen in der Natur der landwirtschaftlichen Arbeit erklärt werden, sondern nur aus dieser veränderten Einteilung der „Fonds", die die Arbeit in Gang bringen. Denn gerade die landwirtschaftliche Arbeit hat sich ihrer Natur nach überhaupt nicht verändert. Sie hat stets die gleichen Produkte erzeugt; sie hat wohl in verschiedenen Zeiten verschiedene Mengen dieser Produkte geliefert; wenn sie aber nach der Natur ihres Arbeitsproduktes heute produktiv ist, so muß sie auch in der Feudalzeit produktiv gewesen sein.

Für Smith dagegen ist offenbar der Gesichtspunkt maßgebend, daß zu seiner Zeit die britischen Landarbeiter im Dienste eines kapitalistischen Pächters standen und damit produktive Arbeiter waren, während der Leibeigene der Feudalzeit nicht für einen Kapitalisten, sondern für einen Feudalherren tätig war, so daß er durch den „Fonds", der ihn beschäftigt, zum unproduktiven Arbeiter gestempelt wird. Selbst die „tenants at will" stellt Smith auf der nächsten Seite noch mit der Dienerschaft des Grundherren, also mit unproduktiven Arbeitern auf eine Stufe. Es gibt also für Smith überhaupt keine Arbeit, die ihrer Natur nach produktiv wäre. Die Arbeit ist nicht produktiv, sie wird durch das Kapital produktiv gemacht. Alles was Smith zu Anfang über die Natur produktiver und unproduktiver Arbeit gesagt hat, verflüchtigt sich damit in wesenlosen Schein.

Man mißverstehe es nicht, daß wir immer wieder auf diesen Punkt zurückkommen. Bei dieser Auseinandersetzung handelt es sich keineswegs um die selbstverständliche Tatsache, daß die Produktivität der Arbeit durch verbesserte Ausstattung mit Kapital

[101]) Grünfeld, a. a. O. II S. 85.

Digitized by Google

vermehrt wird. Wir müssen nicht etwa die Frage klären, warum die Arbeit durch das Zusammenwirken mit dem Kapital in höherem Grade produktiv wird, sondern wir müssen wissen, warum nur diese Sorte Arbeit produktiv ist. Wirkt das Kapital mit dieser Sorte Arbeit zusammen, weil sie produktiv ist, oder wird sie umgekehrt produktiv, weil sie durch das Kapital in Bewegung gesetzt wird? Die Smith'sche Darstellung läuft offenbar auf die letztere Behauptung hinaus. Es ist also nicht mehr die produktive Natur der Arbeit, die den Ertrag des Kapitals erklärt, es ist umgekehrt die produktive Natur des Kapitals, die den Ertrag der vom Kapital beschäftigten Arbeit erklärt.

„Kapital" ist für Smith unter feudalen Verhältnissen nur das geringe in der Landwirtschaft vorhandene Sachkapital („ein paar Stück elenden Viehs"), nicht aber der Lebensunterhalt der Arbeiter, weil sie eben nicht zum Zwecke des kapitalistischen Profitmachens beschäftigt werden! „Ein sehr kleiner Teil" des Agrarprodukts dient also dazu, dieses Kapital wiederzuerstatten, während „der ganze Rest" dem Landlord „als Rente für sein Land oder als Profit jenes armseligen Kapitals" zufällt.

Um den Gehalt dieser wirtschaftshistorischen Zwischenbemerkung auszuschöpfen, müssen wir noch darstellen, wie sich hier nach Smith das Anwachsen des Kapitals auf die einzelnen Klassen der Gesellschaft auswirkt. Er sagt, der Anteil des Landlords, dem früher eigentlich das ganze Bodenprodukt gehörte, übersteige gegenwärtig selten ein Drittel, oft nicht ein Viertel von dem ganzen Produkt des Bodens. „Dennoch ist die Grundrente in allen kultivierten Teilen des Landes seit jenen alten Zeiten um das Dreifache und Vierfache gestiegen, und dieses Drittel oder Viertel von dem Jahresprodukt ist, wie es scheint, drei- oder viermal größer, als damals das Ganze war. Unter den Fortschritten der Kultur (improvement) vermindert sich die Rente im Verhältnis zu dem Produkte des Bodens, obgleich sie im Verhältnis zu dessen Ausdehnung wächst"[102]).

Ganz ähnlich schildert Smith die Entwicklung der Kapitalprofite im Handel und in den Manufakturen. Die Profite seien gestiegen, obgleich die Profitrate fällt[103]). „Obgleich derjenige Teil des Einkommens, den die Landesbewohner aus den Kapitalprofiten beziehen, in reichen Ländern immer weit größer ist als in armen, so ist er es doch deshalb, weil das Kapital weit größer ist; im Verhältnis zu dem Kapital sind die Profite gewöhnlich weit geringer."

Was hier über die Entwicklung von Rente und Profit gesagt ist, entspricht sehr wenig jener großen Zusammenfassung, die Smith am Schluß des ersten Buches gegeben hat, um zu zeigen, wie das Interesse der einzelnen Klassen der Gesellschaft mit dem Gesamtinteresse der Volkswirtschaft zusammenhängt. Während dort[104]) die Kapitalisten als die Opfer und beinahe als die Gegner des gesellschaftlichen Fortschritts dargestellt wurden, erscheinen sie hier als die eigentlichen Träger und als Nutznießer dieses Fortschritts. Das dürfte ein Beleg mehr für die Tatsache sein, daß die häufig zitierten Schlußsätze des ersten Buches hauptsächlich mit Rücksicht auf den moralischen Effekt geschrieben worden sind. Hier im zweiten Buch sieht Smith die einzelnen Klassen in einem anderen Lichte, denn er eilt bereits der Erzielung eines anderen und neuen moralischen Effekts entgegen.

[102]) Grünfeld, a. a. O. II S. 86. — [103]) Grünfeld, a. a. O. II S. 87.
[104]) Vgl. oben S. 104 ff.

Digitized by Google

Smith erklärt, wie wir sahen, jede Arbeit, die nicht vom Kapital in Gang gebracht wird, für volkswirtschaftlich unproduktiv. Er hatte diese Meinung zunächst mit einiger Vorsicht formuliert, indem er anerkannte, daß auch die unproduktive Arbeit ihren Lohn verdient, daß sie ehrenvoll und nützlich sein mag. Nun aber geht er einen bedeutenden Schritt weiter. Er stützt sich jetzt bereits auf die These, daß aller Reichtum sich nur auf das Kapital und die vom Kapital bewegte Arbeit gründet, daß also jede andere Arbeit zum Reichtum nichts mehr beiträgt. Von hier aus gesehen ist solche unproduktive Arbeit nichts anderes als Müßiggang.

Schon an einer S. 127 zitierten Stelle ist Smith mit verblüffender Selbstverständlichkeit von der Unterscheidung produktiver und unproduktiver Arbeiter zur Unterscheidung von Erwerbstätigen und Müßiggängern übergegangen. In dieser einprägsamen Form wird von nun an der Gegensatz produktiver und unproduktiver Arbeit ausgesprochen, so bleibt er im Gedächtnis des Lesers haften. In echt britischer Konsequenz erklärt Smith jene Arbeit, die keinen Profit für das Kapital abwirft, nicht nur für volkswirtschaftlich unproduktiv, sondern er erklärt den Mangel an Profitlichkeit, der dieser „unproduktiven" Arbeit anhaftet, auch noch als einen moralischen Mangel des Arbeiters und diffamiert die unproduktive Arbeit als Müßiggang. Es ist das keine Konsequenz der Logik, sondern eine Konsequenz des Moralisierens, es ist - auf gut deutsch gesagt - nicht folgerichtiges Denken, sondern folgerichtige Heuchelei. Man muß die letzten Worte der oben zitierten Stelle schon im englischen Urtext lesen, um ermessen zu können, mit welcher tiefen Verachtung Smith über die unproduktiven Arbeiter spricht.

Hier nimmt er nun diesen Gedanken in verschärfter Form wieder auf[105]): „Das Verhältnis dieser verschiedenen Fonds zueinander bestimmt notwendig (!) in jedem Lande den allgemeinen Charakter der Einwohner in Beziehung auf Fleiß oder Müßiggang (industry or idleness). Wir sind gewerbtätiger als unsere Vorfahren, weil gegenwärtig die zum Unterhalt der Gewerbtätigkeit bestimmten Fonds im Vergleich zu denen, die voraussichtlich (likely) auf den Unterhalt des Müßiggangs verwendet werden, weit größer sind, als sie vor zwei- oder dreihundert Jahren waren."

Von den „verschiedenen Fonds" war schon im vorhergehenden Abschnitt die Rede. Es sind einerseits die Fonds zum Unterhalt *produktiver* Arbeit, also einerseits das Kapital, andererseits die Fonds, die mit Vorliebe *unproduktiven* Leuten Unterhalt geben. Nur die produktiven Arbeiter sind also fleißig, die „Unproduktiven" sind Müßiggänger. Und woraus erklärt sich der Fleiß der produktiven Arbeiter? Keineswegs aus dem „allgemeinen Charakter der Einwohner". Wie könnte man auch einem Arbeiter eigenen Charakter zugestehen? Nach Smith ist der Arbeiter seiner Natur nach weder fleißig noch faul. Sein Charakter wird dadurch bestimmt, ob er durch das Kapital beschäftigt oder aus anderen Fonds bezahlt wird. Nur die Beschäftigung durch das Kapital bietet Gewähr für seine „hinlängliche Aufmunterung zur Gewerbtätigkeit". Man kann sich kaum eine Lehre denken, die die absolute Herrschaft der Sache über den Menschen noch offener und deutlicher zum Ausdruck bringt. Es ist kaum möglich, die willenlose Abhängigkeit der Arbeit und des Arbeiters vom Kapital noch überheblicher auszusprechen.

[105]) Grünfeld, a. a. O. II S. 87 f.

Digitized by Google

„In Handels- und Manufakturstädten", sagt Smith wenig später, „wo die unteren Volksklassen (the inferior ranks of people) hauptsächlich infolge von Kapitalsanlagen Unterhalt finden, sind sie im allgemeinen gewerbtätig, nüchtern und befinden sich wohl (industrious, sober and thriving), wie in vielen englischen und den meisten holländischen Städten. In solchen Städten, die hauptsächlich von einer beständigen oder zeitweiligen Hofhaltung leben, und wo die unteren Volksklassen ihren Unterhalt überwiegend infolge Ausgeben von Revenuen finden, sind sie im allgemeinen müßig, liederlich und arm (idle, dissolute, and poor), wie in Rom, Versailles, Compiegne und Fontainebleau."

Ein solches Beispiel folgt nun dem anderen. Seitenlang geht es in diesem Ton weiter. Welches moralische Verdienst muß doch die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital sein, wenn der moralische Charakter der „unteren Volksklassen" dadurch „notwendig" so ungemein günstig beeinflußt wird?!

Smith berichtet nicht nur, daß eine faule Bevölkerung durch die Errichtung kapitalistischer Betriebe fleißig wird, er berichtet auch, daß fleißige Leute wieder faul werden, wenn ein großer Herr, der von seinen Revenuen lebt, sich in ihrer Nachbarschaft ansiedelt.

So viel ist nun von der ganzen volkswirtschaftlichen Untersuchung produktiver und unproduktiver Arbeit übriggeblieben! In Wahrheit kennt Smith weder produktive noch unproduktive Arbeit, er kennt nur produktive, d. h. profitbringende, oder unproduktive Geldausgaben des Arbeitgebers. Nach seiner Theorie ist die Verwendung und Zweckbestimmung der Geldausgaben des Arbeitgebers entscheidend für die Zweckbestimmung der Arbeit und für Fleiß und Charakter des Arbeiters. Die Arbeiter sind für ihn in der Tat nur „Hände", nur ausführende Organe eines übergeordneten Willens. Smith' theoretisches Denken befindet sich hier in einer vollendeten Übereinstimmung mit dem englischen Sprachgebrauch, für den die Arbeiter gleichfalls nur „Hände" sind. Sollte diese Übereinstimmung ein - Zufall sein?

Die moralische Verantwortung für Fleiß und Müßiggang der Arbeiter wird dadurch weitgehend auf jenen übergeordneten Willen übertragen, der die „Hände" in Bewegung setzt. Eine Befreiung der unproduktiven Arbeiter vom Vorwurf des Müßiggangs tritt dadurch freilich nicht ein, es werden ihnen höchstens mildernde Umstände zugebilligt. Da unter den unproduktiven Arbeitern nur die Dienerschaft einen bestimmten Arbeitgeber hat, macht hier die Übertragung der Verantwortlichkeit auf einen fremden Willen ohnehin Schwierigkeiten. Um so leichter läßt sich ein Verdienst des kapitalistischen Arbeitgebers für den Fleiß der produktiven Arbeiter feststellen, die ja sämtlich durch das Kapital beschäftigt werden. Im Lobe des Kapitals faßt sich deshalb der Gesamtinhalt dieses Abschnitts zusammen[106]):

„Somit scheint das Verhältnis zwischen Kapital und Einkommen überall das Verhältnis zwischen Gewerbefleiß und Müßiggang zu bestimmen: Wo Kapital vorherrscht, waltet Fleiß, wo Einkommen, Müßiggang. Jede Vermehrung oder Verminderung des Kapitals strebt naturgemäß dahin, die wirkliche Menge Gewerbefleiß, die Zahl produktiver Arbeitskräfte und folglich den Tauschwert des jährlichen Boden- und Arbeitsproduktes des Landes, den wirklichen Wohlstand und das wirkliche Einkommen

[106]) Grünfeld, a. a. O. II S. 90.

Digitized by Google

aller seiner Bewohner zu vermehren oder zu vermindern. (Every increase or diminution of capital, therefore, naturally tends to increase or diminish the real quantity of industry, the number of productive hands, and consequently the exchangeable value of the annual produce of the land and labour of the country, the real wealth and revenue of all its inhabitants.)"

Hier hat Smith endlich mit voller Deutlichkeit ausgesprochen, was seinen bisherigen Ausführungen über produktive und unproduktive Arbeit nur versteckt zugrunde lag: Das Kapital ist der wahre Reichtum eines Landes, der wirkliche Wohlstand aller seiner Bewohner. Durch das Kapital wird der Arbeiter fleißig, durch das Kapital wird die Arbeit produktiv. Nur durch eine Vermehrung des Kapitals ist eine Steigerung des Volkswohlstandes möglich. Diese These steht im Mittelpunkt des vorliegenden Kapitels, das „von der Kapitalanhäufung oder von produktiver und unproduktiver Arbeit" handelt. Diese These beweist die Einheit jener beiden Themen, die Smith durch ein bedeutungsvolles „oder" bereits in der Überschrift als einheitlich gekennzeichnet hatte. Die Behandlung des Themas „produktive und unproduktive Arbeit" wird damit wirkungsvoll abgeschlossen, die Behandlung des Themas „Kapitalanhäufung" wird damit gleichzeitig eingeleitet.

Der moralisierende Charakter, den die Untersuchungen über produktive und unproduktive Arbeit am Schluß angenommen hatten, wird von Smith nicht nur beibehalten, sondern zu einer moralischen Verherrlichung des Kapitals und des Kapitalbesitzers gesteigert, wie sie im Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht leidenschaftlicher und wirkungsvoller vorgetragen werden kann. In den fünf Büchern des „Wealth of Nations" findet sich nicht eine einzige Stelle, die an Häufung und Entschiedenheit der abgegebenen moralischen Urteile mit dieser Verherrlichung des Kapitals wetteifern könnte.

Natürlich wäre es sehr schwer gewesen, die Ausbeutung des Arbeiters als einen moralischen Zweck des Kapitalisten zu erklären. Wohl aber läßt sich das Ansammeln und Sparen des Kapitals als ein moralischer Zweck begreifen. So richtet Smith die ganze Kraft seiner moralischen Leidenschaft auf diesen einen Punkt, dem Sparer das höchste Lob zu schenken, den Verschwender aber förmlich zu verfluchen. Wie sehr dies der britisch-puritanischen Moral entspricht, ist seit den Forschungen Max Webers[107]) so allgemein bekannt, daß wir darauf verzichten können, diesen Zusammenhang nochmals darzulegen. „Natürlich" gehört nur das Sparen, nicht das Profitmachen zu den unmittelbaren Zwecken des Kapitalisten. Das Profitmachen ist nach der Puritanermoral gottgewollte Belohnung vorhergegangener Verdienste, es wäre also durchaus unziemlich, eine moralische Rechtfertigung dieser gottgewollten Belohnung vor einem menschlichen Richterstuhle zu verlangen. Nach der säkularisierten Theorie des Adam Smith ist das Profitmachen ein gleichsam selbsttätiger Zweck des Kapitals und eine „natürliche" Wirkung seiner Verwendung durch den Kapitalisten, es ist also auch bei Smith ein natürlicher, das heißt aber gottgewollter Vorgang und damit der moralischen Rechtfertigung überhoben.

Unmittelbar nach dem oben zitierten Abschluß der Untersuchung über produktive und unproduktive Arbeit[108]) fährt Smith folgendermaßen fort[109]):

[107]) Max Weber: Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Tübingen 1934.
[108]) Vgl. oben S. 132 f. — [109]) Grünfeld, a. a. O. II S. 90 f.

Digitized by Google

„Kapitalien werden durch Sparsamkeit vermehrt und durch Verschwendung und unkluges Betragen vermindert.

.....

„Sparsamkeit, und nicht Gewerbefleiß ist die unmittelbare Ursache von Kapitalvermehrungen. (Parsimony, and not industry, is the immediate cause of the increase of capital.) Gewerbefleiß schafft zwar die Sachen herbei, welche die Sparsamkeit aufhäuft; aber soviel der Fleiß auch erwürbe, das Kapital würde doch, wenn die Sparsamkeit es nicht zurücklegte und sammelte, niemals größer werden."

Aus der Unterscheidung produktiver und unproduktiver Arbeit erwächst also nicht eine Verherrlichung des Fleißes, sondern eine Verherrlichung der Sparsamkeit. Nicht die schaffende Arbeit, sondern die Kapitalbildung wird von Smith als die erste Grundlage des Volkswohlstandes gepriesen.

Die moralische Wertung von Sparsamkeit und Fleiß entspricht genau der volkswirtschaftlichen Wertung von Kapital und Arbeit. Es ist aber besonders eindrucksvoll, daß Smith auf Grund seiner Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit dahin kommt, den Wohlstand des Volkes auf die Sparsamkeit des Kapitalisten, und nicht auf den Fleiß des Arbeiters zurückzuführen. Jede unbefangene Überlegung würde feststellen, daß die Sparsamkeit, so groß sie auch sein mag, nichts zurücklegen kann, was der Fleiß nicht vorher geschaffen hat. Smith argumentiert umgekehrt, daß der Fleiß, so groß er auch sein mag, nicht unmittelbar das Kapital vermehrt. Sparsamkeit ist für ihn die Ursache, Fleiß die Wirkung. Im nächsten Absatz rühmt er der Sparsamkeit nach: „Sie setzt eine vermehrte Menge Gewerbefleiß in Gang, der dem jährlichen Produkte einen vermehrten Wert gibt."

Die Sparsamkeit also ist die Kardinaltugend des wirtschaftlichen Lebens. Das Profitmachen erwähnt Smith in diesem Zusammenhang stets nur als selbstverständliche Folge der Kapitalbildung[110]). In diesem Sinne betrachtet er den Profit als ein „sehr mächtiges Prinzip" für die dauernde Erhaltung des Kapitals, da niemals ein Teil des Kapitals zum Unterhalt anderer als produktiver Arbeitskräfte verwendet werden kann, „ohne daß derjenige, der es so von seiner eigentlichen Bestimmung ablenkt, einen offenbaren Verlust erleidet (without an evident loss to the person who thus perverts it from its proper destination)"[111]). Das Profitmachen wird also von Smith moralisch neutralisiert, indem es gleichsam als ein selbsttätiger Zweck jenes „Fonds" in Erscheinung tritt, der die produktive Arbeit in Bewegung setzt. Als Motiv der Kapitalbildung tritt es völlig in den Hintergrund.

Das moralische Verdienst der Sparsamkeit läßt Smith erst dadurch in seinem vollen Glanze aufleuchten, daß er ihm die moralische Verworfenheit der Verschwendung gegenüberstellt. Der Verschwenderische, der so pervers ist, sein Kapital anzugreifen, wird folgendermaßen charakterisiert[112]):

„Gleich demjenigen, der die Einkünfte einer frommen Stiftung (!) profanen Zwecken zuwendet (Like him who perverts the revenues of some pious foundation to profane purposes), zahlt er den Lohn des Müßiggangs aus denjenigen Fonds, welche die Genügsamkeit seiner Vorfahren sozusagen dem Unterhalte des Gewerbe-

[110]) Grünfeld, a. a. O. II S. 90 und 91. — [111]) Grünfeld, a. a. O. II S. 92.
[112]) Grünfeld, a. a. O. II S. 92 f.

Digitized by Google

fleißes gewidmet (richtig: geweiht, consecrated) hatte. Indem er die zur Beschäftigung produktiver Arbeit bestimmten Fonds verringert, verringert er notwendigerweise auch, soweit es von ihm abhängt, die Menge derjenigen Arbeit, die den bearbeiteten Gegenständen einen höheren Wert gibt, und folglich den Wert des jährlichen Boden- und Arbeitsproduktes des ganzen Landes, den wirklichen Wohlstand und das wirkliche Einkommen seiner Bewohner. Wenn die Verschwendung einiger nicht durch die Genügsamkeit anderer ausgeglichen würde, so würde das Betragen jedes Verschwenders, der den Müßiggänger mit dem Brote des Fleißigen füttert, nicht nur ihn selbst zum Bettler machen, sondern auch sein Land verarmen lassen."

Es kann uns nach dieser Charakteristik nicht mehr wundernehmen, daß Smith den Verschwender geradezu zum Staatsfeind Nr. 1, zum „public enemy" erklärt. Bevor er dieses endgültige Urteil abgibt, legt er noch in einer Polemik gegen die merkantilistischen Anschauungen dar, daß ein Volk nicht durch die Ausfuhr von Geld ins Ausland arm wird, sondern durch die Verminderung seines Kapitals. Dabei sucht er zu beweisen, daß der Vorrat an Geld in einem Lande sich automatisch nach dem Bedarf an Zahlungsmitteln, d. h. aber nach der Größe des Sozialprodukts und damit nach der Größe des Kapitals richtet, so daß aus einem Lande, dessen Kapital sich durch Verschwendung vermindert, am Ende doch auch Geld ausgeführt werden muß.

Daraus folgert er[113]): „... von beiden Gesichtspunkten aus erscheint jeder Verschwender als ein Feind der Öffentlichkeit, und jeder sparsame Mensch als ein Wohltäter der Öffentlichkeit (every prodigal appears to be a public enemy, and every frugal man a public benefactor)."

Den Wirkungen der Verschwendung stellt Smith die Wirkungen jener Unklugheit gleich, die zum Verlust des Kapitals durch Bankrott führt. Er meint jedoch, daß bei den meisten Menschen Sparsamkeit und Vorsicht überwiegen, so daß „die Vergeudung oder Unbesonnenheit der einen stets durch die Sparsamkeit und Besonnenheit anderer mehr als ausgeglichen wird". Deshalb könne „nur selten der Fall vorkommen, daß die Lage einer großen Nation durch die Verschwendung oder Unklugheit einzelner sehr verschlechtert wird"[114]).

Diese optimistische Beurteilung der menschlichen Natur dient jedoch lediglich dem Zweck, die „freie" kapitalistische Wirtschaft zu verteidigen, die eben dadurch, daß die meisten Menschen „von Natur" gut sind, fast stets die Schäden ausgleichen kann, die von „Einzelnen" durch die freie Betätigung ihrer schlechten Eigenschaften angerichtet werden. Die moralische Verurteilung des Verschwenders und des unbesonnenen Bankrotteurs hat also keineswegs den Zweck, das „öffentliche Interesse" und die staatliche Gesetzgebung gegen diese „Feinde der Öffentlichkeit" zu mobilisieren. Mit einer völlig überraschenden Wendung nimmt Smith im Gegenteil den Verschwender gegen jeden staatlichen Eingriff in die Freiheit seiner Betätigung in Schutz, indem er behauptet, der Staat sei selbst stets der ärgste und gefährlichste Verschwender.

Die Logik ist niemals die besondere Stärke des Rationalismus gewesen. Wenn die „schlechten" Menschen Ausnahmeerscheinungen sind, so wäre es nur um so mehr angebracht, sie an der Betätigung ihrer schlechten Eigenschaften von Staats wegen

[113]) Grünfeld, a. a. O. II S. 95. — [114]) Grünfeld, a. a. O. II S. 95 f.

Digitized by Google

zu verhindern. Was hilft gerade in der Wirtschaft die Berufung darauf, daß den wenigen Schlechten viele Gute gegenüberstehen? Denn können nicht die vielen Guten eben von den wenigen Schlechten wirtschaftlich abhängig werden? Smith mag diese Sorge für gegenstandslos gehalten haben, da es nach seiner Lehre die Sparsamkeit ist, die zur Kapitalbildung führt, so daß auf der Betätigung dieser wirtschaftlichen Kardinaltugend auch Vorrang und Führung im Wirtschaftsleben zu beruhen scheinen. Smith' Kampf für die Freiheit der Wirtschaft bleibt trotzdem, wie jeder Kampf für die liberalen „Freiheiten", in bemerkenswerter Weise mit dem Glauben der Aufklärung an die Güte der menschlichen Natur verknüpft, aber auch - das ist besonders wichtig - mit dem Glauben, daß diese Güte der menschlichen Natur nicht von der Gemeinschaft verkörpert wird, sondern von den Einzelmenschen, denen gegenüber der Staat zur Verkörperung des schlechten Prinzips wird, das die Natur unterdrückt.

Der Kampf gegen den Staat hat bei Smith daneben noch eine rein wirtschaftstheoretische Begründung. Sie beruht auf der Lehre von der Unproduktivität des Staates, die jegliche Betätigung der Staates nur als eine Belastung der Wirtschaft erscheinen läßt. Smith stellt nun nicht mehr länger die moralische Verworfenheit des einzelnen Verschwenders der moralischen Vortrefflichkeit des sparenden Kapitalisten gegenüber, er überträgt jetzt diesen Gegensatz auf die moralische Beurteilung von Staat und Wirtschaft, wobei - dank der Güte der menschlichen Natur - die „freie" kapitalistische Wirtschaft selbstverständlich das moralische Prinzip vertritt, während der Staat die abscheuliche Rolle des Parasiten und „Feindes der Öffentlichkeit" zugewiesen erhält. Hier enthüllt sich erst die letzte Bedeutung der Smith'schen Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit: Indem sie nur die unmittelbar für das Kapital geleistete Arbeit als produktiv anerkennt, dient sie nicht nur dazu, ausschließlich die kapitalistische Wirtschaft als produktiv, den Staat dagegen als unproduktiv zu kennzeichnen; sie erklärt darüber hinaus - indem sie diese Begriffe aus der wirtschaftlichen in die moralische Ebene überträgt - die „Freiheit" der kapitalistischen Wirtschaft als sittlich berechtigt, jeden Eingriff der staatlichen Verwaltung dagegen als unmoralisch und sittenwidrig. Aus den sechs Textseiten, die in dieser Weise die Freiheit der kapitalistischen Wirtschaft moralisch verherrlichen, zitiere ich nur einige besondere Kraftstellen. Smith beginnt sogleich mit folgender Behauptung[115]):

„Große Nationen werden niemals (!) durch private, wohl aber zuweilen durch öffentliche Verschwendung und Unklugheit arm. Das ganze, oder fast das ganze Staatseinkommen wird in den meisten Ländern dazu verwendet, unproduktive Arbeitskräfte zu unterhalten. Dahin gehören die Leute, aus denen sich ein zahlreicher und glänzender Hofstaat, eine große Geistlichkeit, große Flotten und Armeen zusammensetzen, die in Friedenszeiten nichts hervorbringen, und in Kriegszeiten nichts erwerben, wodurch die Kosten ihres Unterhalts selbst während der Dauer des Krieges gedeckt würden. Da Leute dieser Art selbst nichts hervorbringen, so werden sie durch die Erzeugnisse von anderer Menschen Arbeit erhalten."

Smith schildert dann, wie das Sozialprodukt von Jahr zu Jahr kleiner werden muß, wenn diese unproduktiven Arbeitskräfte „bis zu einer überflüssigen Anzahl (to an unnecessary number)" vermehrt werden. Damit gibt er zu, daß mindestens

[115]) Grünfeld, a. a. O. II S. 97.

Digitized by Google

eine gewisse Anzahl dieser Menschen für die Aufrechterhaltung des Gemeinschaftslebens unbedingt notwendig ist. Da aber nicht das gemeinschaftliche *Leben* des Volkes der Ausgangspunkt der Smith'schen Überlegungen ist, sondern das gemeinsam erzeugte materielle *Produkt*, so erkennt er auch diese *unentbehrlichen* Mitglieder der Gemeinschaft nicht als Teilnehmer am Produktionsprozeß an, sondern betrachtet den König mit seinen Beamten und Soldaten gleichsam nur als den bezahlten Hausknecht des Kapitals, das die Produktion dirigiert. Die Unentbehrlichkeit dieser Hausknechte verhindert es nicht, sie als eine Rotte von Faulenzern zu verachten und jedem Pfennig nachzutrauern, der ausgegeben wurde, um diese unproduktiven Esser mit durchzufüttern. Wenn Smith sich vorstellt, daß von dieser Sorte Menschen sogar noch eine überflüssig große Anzahl vorhanden ist, so gerät seine edle britische Seele geradezu ins Kochen[116]):

„Diese unproduktiven Arbeitskräfte... können so viel von dem gesamten Einkommen verzehren..., daß alle Sparsamkeit und Klugheit der einzelnen (of individuals) nicht imstande sein kann, die Verwüstung und Verminderung der Erzeugnisse wiedergutzumachen, die durch jene gewaltsame und erzwungene Schmälerung herbeigeführt wird (to compensate the *waste and degradation* of produce occasioned by this *violent and forced* encroachment)."

Der gewaltsamen Verwüstung des Volkswohlstandes durch den Staat stellt Smith sofort wieder die „Sparsamkeit und Umsicht" der Privatpersonen - das heißt in Wahrheit: der privaten Kapitalisten - als das eigentliche Lebensprinzip der Wirtschaft gegenüber[117]):

„Die gleichmäßige, beständige und ununterbrochene Anstrengung von jedermann, seine Lage zu verbessern, der Trieb (principle), der sowohl den öffentlichen und nationalen als auch den privaten Reichtum ursprünglich erzeugt, ist oft mächtig genug, um trotz der Unmäßigkeit der Regierung (extravagance of government) und der größten Irrtümer der Verwaltung den natürlichen Fortschritt zum Besseren lebendig zu erhalten. Wie der unbekannte Trieb des tierischen Lebens (like the unknown principle of animal life), so stellt auch er oft trotz der Verstörtheit, ja sogar der albernen Vorschriften des Arztes Gesundheit und Kräfte des Körpers wieder her."

Smith betont dann nochmals eindringlich, daß jede Vermehrung des „jährlichen Boden- und Arbeitsprodukts" auf einem Anwachsen des Kapitals beruht, so daß man aus einem Steigen des Volkswohlstandes mit Sicherheit auf eine Vergrößerung des Kapitals schließen könne. Im Anschluß daran schildert er den wachsenden Volkswohlstand Englands seit den Zeiten Julius Cäsars. Er schließt daraus, daß das Kapital in der ganzen Zeit fast unaufhaltsam gewachsen sei. „Dennoch gab es in jeder dieser Perioden nicht nur viel private und öffentliche Verschwendung, viele kostspielige und unnötige Kriege und großen Mißbrauch des jährlichen Produkts, von welchem man unproduktive statt produktive Arbeitskräfte unterhielt, sondern auch manchmal in der Zerrüttung der bürgerlichen Unruhen eine so absolute Vernichtung und Zerstörung des Kapitals, daß man annehmen könnte, es wurde nicht nur, wie es auch wirklich geschah, die natürliche Anhäufung des Reichtums aufgehalten, sondern es müßte

[116]) Grünfeld, a. a. O. II S. 97 f. — [117]) Grünfeld, a. a. O. II S. 98.

Digitized by Google

auch das Land am Ende der Periode ärmer gewesen sein, als es zu deren Beginn war"[118]).

Smith betrachtet das sozusagen unaufhaltsame Wachstum des Kapitals angesichts all dieser „Unordnungen und Unglücksfälle" fast wie ein göttliches Wunder. Als ob die englischen Kapitalisten wirklich „still und allmählich" durch einen unerschütterlichen und geradezu rührenden Spartrieb reich geworden wären, als ob sie nicht gerade in den „vielen kostspieligen und unnötigen Kriegen" auf Kosten des eigenen Volkes und noch mehr auf Kosten fremder Völker ihr Kapital zusammengerafft hätten und als ob sie nicht stets dann am schnellsten reich geworden wären, wenn die Völker am meisten verarmten! Aber Smith kennt als echter Brite diese unmoralischen Methoden der kapitalistischen Bereicherung natürlich überhaupt nicht, er stellt hier die hemmende Wirkung des Kriegführens auf den Volkswohlstand dar, als ob die Verminderung der produktiven Arbeit durch den Krieg die Verminderung des Kapitals zur notwendigen Folge hätte; und danach betont er wieder das moralische Verdienst des Sparers, als ob die Vermehrung der produktiven Arbeit und des Volkswohlstandes die Vermehrung des Kapitals zur Voraussetzung hätte. Offenbar wird die Bestimmung von Ursache und Wirkung in diesen Beispielen nach Bedarf gewechselt, und zwar so, wie es die moralische Verherrlichung der Kapitalisten verlangt.

Jeder Hinweis auf die „Verschwendung der Regierung" war nur dazu bestimmt, das moralische Verdienst der Kapitalisten um so heller erstrahlen zu lassen. Wenn dieses Verdienst am Schluß scheinbar allen Privatpersonen zugesprochen wird, so dient das nur jenem Kampf für die Freiheit der kapitalistischen Wirtschaft, den wir bereits als den Hauptinhalt dieser moralgesättigten Darlegungen begriffen haben. Smith schreibt abschließend und zusammenfassend[119]):

„Mitten unter den Geldeintreibungen der Regierung ist dieses Kapital durch die Sparsamkeit und Klugheit von Privatpersonen (individuals), durch ihre allgemeine, stete und ununterbrochene Anstrengung, ihre eigene Lage zu verbessern, still und allmählich gewachsen. Gerade diese Anstrengung, die durch das Gesetz geschützt und durch die Freiheit, sich auf die vorteilhafteste Weise zu betätigen, ermöglicht war, hat den Fortschritt Englands zu Reichtum und Kultur beinahe in allen früheren Zeiten frisch erhalten und wird, das steht zu hoffen, dies auch in allen künftigen Zeiten tun. So wie jedoch England niemals mit einer sehr sparsamen Regierung gesegnet gewesen ist, so ist die Sparsamkeit auch zu keiner Zeit eine charakteristische Tugend der Engländer gewesen. Es ist daher die höchste Frechheit und Anmaßung (the highest impertinence and presumption) von Königen und Ministern, daß sie über die Sparsamkeit der Privatleute (private people) zu wachen, und deren Ausgaben durch Aufwandgesetze oder durch Verbote der Einfuhr fremder Luxuswaren einzuschränken vorgeben. Sie sind selbst immer und ohne Ausnahme die größten Verschwender in der Gesellschaft. Mögen sie doch auf ihren eigenen Aufwand achten, und den Privatleuten getrost den ihrigen überlassen. Stürzt ihre eigene Unmäßigkeit den Staat nicht ins Verderben, so wird die ihrer Untertanen es gewiß nicht tun."

So gipfelt eine Lehre, die die Arbeit als Grundlage des Volkswohlstandes anzuerkennen schien, in der Verherrlichung der kapitalistischen Wirtschaftsfreiheit. Bei

[118]) Grünfeld, a. a. O. II S. 100 f. — [119]) Grünfeld, a. a. O. II S. 102 f.

Digitized by Google

unserer Besprechung des Kapitels über produktive und unproduktive Arbeit konnten wir diesen Weg Schritt für Schritt verfolgen. Er beginnt mit einer Einschränkung des Lobs der Arbeit, indem nur noch eine bestimmte Art von Arbeit als produktiv anerkannt wird. Die Produktivität der Arbeit wird dann so definiert, daß das Lob der produktiven Arbeit sich in ein Lob des Kapitals verwandelt. Und schließlich erscheint die Sparsamkeit der Kapitalisten als das Lebensprinzip der freien Wirtschaft, die gegen alle Übergriffe des Staates verteidigt werden muß.

Das Kapitel über produktive und unproduktive Arbeit schließt jedoch mit jenen erhabenen moralischen Gedanken zum Preise des sparenden Kapitalisten noch nicht ab. Es folgen noch einige Darlegungen über die Arten des Aufwandes. Dieser Ausklang des Kapitels muß auf jeden erheiternd wirken, der ihn als ungewollte Offenbarung britischer Moral - und nicht nur als ökonomische Theorie aufzufassen versteht.

In der moralischen Verherrlichung des sparenden Kapitalisten gab es noch eine Lücke. Auch wenn wir es Smith glauben wollen, daß alles Kapital „still und allmählich" durch Sparsamkeit entstanden sei, so ist es doch durchaus noch nicht bewiesen, daß Sparsamkeit gleichbedeutend wäre mit der Bildung eines Profit abwerfenden Kapitals. Als Smith sein Lob der Sparsamkeit begann, hat er uns zwar gesagt: „Was jemand von seinem Einkommen spart, das legt er zu seinem Kapital und verwendet es entweder selbst, indem er einer weiteren Zahl von produktiven Arbeitskräften Unterhalt gibt, oder setzt andere Leute instand, das zu tun, indem er es ihnen gegen Zinsen, d. h. für einen Anteil am Profit leiht"[120]).

Aber kann er seine Ersparnisse nicht auch ohne die Absicht des Profitmachens in Sachgütern von dauerndem Wert anlegen? Er kann sie doch „zur Ausschmückung seines Hauses oder seiner Villa, zu nützlichen oder schönen Gebäuden, zu nützlichen oder schönen Gerätschaften, zur Sammlung von Büchern, Statuen und Gemälden" verwenden „oder zu nichtigeren Dingen, wie Edelsteinen, allerlei Spielzeug und sinnreichem Kram oder auch, was das Läppischeste ist, zur Sammlung einer großen Garderobe schöner Kleider"[121]). Das alles aber betrachtet Smith nicht als eine Anlage von Ersparnissen, sondern als Aufwand und Verbrauch. Er kann es zwar nicht leugnen, daß sich der Reichtum eines Mannes vermehrt, wenn er seine Mittel in solchen dauerhaften Gütern anlegt, statt sie durch Verwendung „auf eine verschwenderische und kostspielige Tafel, auf den Unterhalt einer großen Zahl von häuslichen Dienstboten und auf eine Menge Hunde und Pferde" unmittelbar zu verbrauchen. Smith gibt sogar zu, daß durch die erstere „Art des Aufwandes" nicht nur der persönliche Reichtum des Sparers, sondern auch der Volkswohlstand gefördert wird. Da aber das „öffentliche Kapital" - nämlich das profitmachende Kapital - durch seine Wirtschaftsführung und Lebensweise „weder vergrößert noch verkleinert" wird, so beehrt Smith diesen Mann auch nicht mit dem Titel eines Sparers, sondern er bezeichnet seine Ausgaben als eine besondere „Art des Aufwandes", die allerdings „nicht nur der Anhäufung (accumulation), sondern auch der Sparsamkeit (frugality) günstig" sei[122]). Er begründet das damit, daß der Mann, der sein Geld „für dauerhafte Waren" ausgegeben hat, bei einer Verminderung seines Einkommens nicht so leicht veranlaßt wird, sein - erspartes Kapital anzugreifen.

[120]) Grünfeld, a. a. O. II S. 90. — [121]) Grünfeld, a. a. O. II S. 103.
[122]) Grünfeld, a. a. O. II S. 105.

Digitized by Google

Der Sparer ist also für Smith immer nur ein Mann, der Kapital gespart hat. Wer seine Ersparnisse in wertvollen Gütern anlegt, gilt ihm als ein Mann, der nicht gespart, sondern Aufwand getrieben hat. Die moralischen Verdienste des Profit machenden Kapitalsparers werden von Smith beinahe religiös verklärt, sein Spartrieb wird in aller Form zum Lebensprinzip der Wirtschaft erhoben. Wer aber ohne die Absicht des Profitmachens seine Ersparnisse in Sachwerten angelegt hat, über den urteilt Smith folgendermaßen[123]):

„Dennoch möchte ich bei alledem nicht so verstanden werden, als ob ich meinte, daß die (diese) eine Art des Aufwandes allezeit einen liberaleren und edleren Geist anzeige als die andere. Wenn ein Mann von Vermögen sein Einkommen hauptsächlich in Gastfreundschaft aufgehen läßt, so teilt er das meiste davon mit seinen Freunden und Gefährten; wenn er es aber dazu anwendet, solche dauerhaften Sachen zu kaufen, so gibt er oft das ganze für seine eigene Person aus und läßt keinem anderen etwas ohne Bezahlung zukommen. Es zeugt also die letztere Art des Aufwandes zumal dann, wenn sie auf törichte Gegenstände gerichtet ist, z. B. auf den kleinlichen Zierrat in Kleidung und Gerätschaften, auf Juwelen, Tand und Läppereien, oft nicht nur von einer kindischen, sondern von einer niedrigen und selbstischen Veranlagung."

Es wirkt auf einen deutschen Leser wirklich nur noch wie ein Witz, daß Smith dem Manne, der sein Geld in Sachwerten anlegt, bedenkliche egoistische Züge nachsagt, während er den Kapitalisten, der nur des Profits wegen spart, als ein Muster menschlicher Vollkommenheit preist. Wieder begegnet uns hier im Gewande ökonomischer Theorie der Geist unverfälschten britischen Puritanertums, für den jeder Erwerb von Kulturgütern gottloser Luxus ist, jede Ansammlung von Kapital aber ein gottwohlgefälliges Werk. In solchen Lehren begreift sich die barbarische Kulturlosigkeit eines auf die Spitze getriebenen Materialismus als moralisches Verdienst.

Dem Kapitalisten natürlich sagt Smith so etwas nicht nach, daß er „nur für seine eigene Person" spart und „keinem anderen etwas ohne Bezahlung zukommen" läßt. Der ist über jeden Verdacht einer selbstischen Veranlagung erhaben, da ja der Wohlstand des gesamten Volkes auf seiner Sparsamkeit beruht. Immerhin kommt Smith nun in einige Verlegenheit, da er doch zugeben mußte, daß auch der „Aufwand", der im Erwerb „dauerhafter Waren" besteht, „zum Wachstum des öffentlichen Reichtums beiträgt". Auf den Spartrieb der Menschen, die ihr Einkommen zum Erwerb solcher Güter anwenden, kann Smith diese Vermehrung des Volkswohlstandes nicht zurückführen, da die Beschaffung langlebiger Güter[124]) für ihn ja „Aufwand", und nicht „Sparsamkeit" bedeutet. Daß diese Art des Aufwandes auf den Volkswohlstand anders wirkt als unmittelbarer Verbrauch, sucht Smith deshalb durch die Behauptung zu begründen, daß im ersten Falle mehr produktive, im zweiten Falle mehr unproduktive Arbeitskräfte unterhalten werden. Das aber steht wiederum, wie leicht nachzu-

[123]) Grünfeld, a. a. O. II S. 106 f.

[124]) Die Langlebigkeit der Güter beurteilt Smith offenbar nach der Dauerhaftigkeit des Substrats der Güter, nicht nach der Dauerhaftigkeit der Güter selbst. Sonst könnte er nicht „Tand und Läppereien" mit Gütern von Ewigkeitswert in einer Liste zusammenstellen. — Die Unterscheidung der Güter von ihren Substraten ist eine grundsätzliche Erkenntnis, die wesentlich dazu beiträgt, den Materialismus der Wirtschaftstheorie zu überwinden. Sie wurde zuerst von dem nationalsozialistischen Wirtschaftswissenschaftler Bernhard von Grünberg in seinem Buch „Wirtschaft und Kultur" (Berlin 1937) ausgesprochen.

Digitized by Google

weisen wäre, mit seinen bisherigen Ausführungen über produktive und unproduktive Arbeit und mit seinem Gesamtbild der Verteilung des Sozialprodukts im Widerspruch. Es läßt sich nur so verstehen, daß Smith bei der Beschaffung langlebiger Verbrauchsgüter eine Ersparnis an Lebensmitteln annimmt, wenn auch keine Ersparnis an Geld. Jedenfalls aber gibt er damit seinen grundlegenden Satz preis, daß nur das Kapital produktive Arbeiter beschäftigt.

So endet das Kapitel über produktive und unproduktive Arbeit, indem es jenen unbedingten Zusammenhang zwischen dem Umfang der produktiven Arbeit und der Größe des Kapitals wieder auflöst, jenen Zusammenhang also, aus dem Smith seine entscheidenden wirtschaftstheoretischen und moralischen Folgerungen abgeleitet hatte. Es löst den Zusammenhang aber erst auf, nachdem alle Folgerungen schon gezogen sind, und nur zu dem Zwecke, um diese Folgerungen noch zu unterstreichen. Man wird diesen Ausklang also wohl als logisch unzulänglich, nicht aber als ein Abweichen von der geistigen (oder vielmehr moralischen) Linie empfinden, die Smith in diesem Kapitel verfolgt.

Das nächste (vierte) Kapitel des zweiten Buches, das den auf Zins ausgeliehenen Vorrat, also das Geldkapital behandelt, ist für unsere Untersuchung nicht von wesentlicher Bedeutung. Wir wenden uns deshalb sogleich Ausführungen des fünften und letzten Kapitels zu, die das Thema „produktive und unproduktive Arbeit" noch in wichtigen Punkten ergänzen. In diesem fünften Kapitel - es behandelt „die verschiedene Anlage von Kapitalien" - legt Smith nämlich dar, daß die Kapitalisten selbst (und zwar auch die Großhändler und Einzelhändler!) produktive Arbeiter sind. Bei der Begriffsbestimmung der produktiven Arbeit waren stets zwei Gedankenreihen zusammengelaufen - oder, besser gesagt, durcheinander gelaufen: 1. Die Wertbildung muß materiell greifbar sein, die produktive Arbeit muß sich in einem bestimmten Gegenstand verkörpern und realisieren. 2. Der betreffende Gegenstand muß für den Verkauf produziert sein und die aufgewandten Kosten müssen nebst einem Gewinn wieder hereinkommen. Den zweiten Bestimmungsgrund hatte Smith, wie wir sahen, am Schluß des dritten Kapitels bereits selbst wieder preisgegeben. Hier scheint er nun auch noch den ersten Bestimmungsgrund der produktiven Arbeit preiszugeben. Denn in welchem bestimmten Gegenstand sollte sich die Arbeit eines Händlers verkörpern und realisieren? Wiederum ist aber klar, daß Smith auch hier höchstens die logische Einheitlichkeit, nicht aber die geistig-moralische Leitlinie seiner Darstellung preisgegeben hat, die vielmehr, wie wir schon mehrfach feststellen konnten, in gerader Richtung auf das Ziel lossteuerte, den Kapitalisten als produktiven Arbeiter, ja geradezu als das Vorbild aller produktiven Arbeiter hinzustellen.

Da es Smith darauf ankommt, nicht nur die Pächter und Fabrikanten, sondern auch die Händler als produktive Arbeiter hinzustellen, beginnt er seine Ausführungen mit der Feststellung, daß die verschiedenen Arten der Kapitalanlage sich gegenseitig ergänzen und sich in ihrem Bestand und ihrer Größe nach gegenseitig bedingen. Er unterscheidet zunächst vier Arten, ein Kapital anzulegen: Hervorbringung der Rohprodukte, Verarbeitung, Großhandel und Einzelhandel. Irgendeine andere Art der Kapitalanlage lasse sich, so meint er, kaum denken. Als ob das Ausleihen von Geld auf Zinsen nicht eine der gebräuchlichsten Arten der Kapitalanlage wäre! Diesem naheliegenden Einwand ist Smith jedoch zuvorgekommen, indem er das Geldkapital

Digitized by Google

bereits im vorhergehenden Kapitel gesondert behandelt und den Zins als Anteil am Profit erklärt hat[125]). So ist er jetzt auch der Verlegenheit enthoben, die groteske und sozial besonders anstößige Behauptung zu vertreten, daß auch der Rentner, der nur von seinen Zinsen lebt, ein - produktiver Arbeiter ist. Für die vier anderen Arten der Kapitalanlage ist diese Behauptung viel leichter glaubhaft zu machen; denn da der Besitzer dieser Kapitalien in der Regel in seinem eigenen Geschäft tätig ist - die Aktiengesellschaft war damals noch nicht die herrschende Unternehmungsform - verdient er damit auch den Namen eines Arbeiters. Im Munde von Adam Smith nimmt sich freilich dieser Ehrenname recht merkwürdig aus. Doch davon wollen wir später reden.

Vorläufig ist seine Beweisführung noch unverfänglicher. Er beginnt keineswegs mit der Behauptung, daß die Kapitalisten produktive Arbeiter sind, sondern sucht zunächst einmal die Vorurteile gegen das besonders häufig angefeindete Handelskapital zu widerlegen, indem er seine Unentbehrlichkeit für den Bestand und die Ausdehnung des Kapitals in Landwirtschaft und Industrie, sowie „für das allgemeine Wohlbefinden der Gesellschaft", darlegt.

So schreibt er über die Unentbehrlichkeit und Produktivität des Großhandels[126]): „Würde kein Kapital dazu verwendet, die rohen oder verarbeiteten Produkte von den Plätzen, wo sie im Überfluß vorhanden sind, nach denen zu transportieren, wo man ihrer bedarf, so könnte nicht mehr davon produziert werden, als für die Konsumtion der nächsten Umgebung nötig wäre." Das ist gewiß einleuchtend, man könnte aber fast wörtlich die gleichen Beweisgründe für die Produktivität sämtlicher Staatseinrichtungen anführen. Smith vervollständigt sein Argument folgendermaßen: „Das Kapital des Kaufmanns (im Großhandel) vertauscht das überschüssige Produkt des einen Ortes gegen das eines anderen, ermutigt dadurch in beiden die Gewerbtätigkeit und vermehrt ihre Genüsse."

Noch ausführlicher legt Smith die Unentbehrlichkeit und Produktivität des Einzelhandels dar. Unter anderem schreibt er, ohne das Kapital des Kleinhändlers „würde jedermann gezwungen sein, eine größere Menge von den Gütern anzukaufen, als sein unmittelbares Bedürfnis erfordert." Gäbe es keinen Fleischer, so müßte man beispielsweise immer gleich einen ganzen Ochsen oder ein ganzes Schaf auf einmal kaufen. Jedermann würde also genötigt sein, einen großen Teil seines Vermögens für den unmittelbaren Verbrauch zurückzulegen. Durch den Kleinhandel dagegen „wird er in die Lage versetzt, beinahe seinen ganzen Vorrat als Kapital zu verwenden. Er ist nun in der Lage, Arbeiten von größerem Wert zu liefern, und der Profit, den er so durch sie macht, gleicht reichlich den Zusatz aus, den der Kleinhändler um seines Profits willen auf die Preise der Waren setzt"[127]).

Auch hier hätte Smith mit genau dem gleichen Recht beweisen können, daß die Staatseinrichtungen dem Kapitalisten erst die Möglichkeit geben, seine Mittel fast ausschließlich zum Profitmachen zu verwenden, und daß der Profit, den er auf diese Weise macht, in der Regel viel größer ist als der Betrag an Steuern, den er zahlt,

[125]) Das Problem des Verbrauchskredits, der in dieses Schema nicht hineinpaßt, umgeht Smith, hauptsächlich mit Hilfe moralischer Vorwürfe gegen diejenigen, die „mit dem Unterhalte des Müßigen" das vertun, „was zur Unterstützung des Fleißigen bestimmt war." Vgl. Grünfeld, a. a. O. II S. 107 f.

[126]) Grünfeld, a. a. O. II S. 120. — [127]) Grünfeld, a. a. O. II S. 121.

Digitized by Google

um in den Genuß dieser Staatseinrichtungen zu kommen. Aber was bei Smith dem Kaufmann recht ist, das ist dem Staat nicht billig.

Smith muß wohl gefühlt haben, wie nahe es liegt, aus seinen Argumenten für die Produktivität des Handels auch einen Beweis für die Produktivität des Staates abzuleiten. Jedenfalls liegt in den folgenden Ausführungen eine stillschweigende Abwehr dieser unerwünschten Folgerung versteckt. Smith stellt zunächst fest, „die Vorurteile einiger politischer Schriftsteller gegen die Krämer und Geschäftsleute" seien „allesamt unbegründet": es könne nämlich niemals zu viele Händler geben; denn mit ihrer Zahl verschärfe sich nur ihre Konkurrenz, und das könne nur zu ihrem eigenen Nachteil und zum Vorteil der Verbraucher dienen. Smith betont nachdrücklich, daß die Existenz der Händler auf einer gegebenen „Nachfrage" beruht. Die Behauptung, daß die Höhe des Händlergewinns und die Zahl der Händler durch die Konkurrenz der freien Wirtschaft begrenzt und somit „natürlich" bestimmt ist, weist den Leser von selbst darauf hin, daß der Staat seine Steuern „gewaltsam" festsetzt und „willkürlich" eine „überflüssig große" Anzahl von Beamten unterhalten kann.

Die Ablehnung der Produktivität des Staates ergibt sich noch deutlicher aus dem folgenden Gedanken, der die Produktivität aus den Warenpreisen ableitet. Die Quelle, aus der das Gehalt eines Beamten fließt, ist niemals der Verkauf bestimmter Waren. Dagegen stellt Smith nunmehr mit Nachdruck fest, daß alle Kapitalisten auch - produktive Arbeiter sind, weil der Profit der Händler, wie der Profit des Pächters und des Fabrikanten aus den Warenpreisen abgeleitet werden kann.

Diese Feststellung ist einigermaßen überraschend. Denn aus der Behauptung, daß die genannten vier Arten der Kapitalanlage sich gegenseitig bedingen, hätte man nur folgern können, daß die Kapitalanlage des Großhändlers und des Einzelhändlers ebenso produktiv ist wie die Kapitalanlage in Landwirtschaft und Industrie. Smith scheint daraus aber zu folgern, daß die Arbeit der Händler ebenso produktiv ist wie die Arbeit der übrigen Kapitalisten. Dabei hat er im ganzen zweiten Buch noch keine Silbe über die Arbeitsleistung der Kapitalisten verloren - und im ersten Buch hat er über die Arbeit der Kapitalisten folgendes vernichtende Urteil abgegeben[128]):

„Der Kapitalgewinn, so könnte man denken, sei nur ein anderer Name für den Entgelt einer bestimmten Art Arbeit, der Arbeit nämlich, die in der Beaufsichtigung und Leitung des Unternehmens besteht. Er ist jedoch durchaus anderer Natur, ist von ganz anderen Bestimmungsgründen abhängig und steht zu der Größe, der Mühe und dem Intelligenzaufwand jener vorgeblichen (supposed) Arbeit, nämlich der Beaufsichtigung und Leitung, in gar keinem Verhältnis. Vielmehr richtet er sich nach dem jeweiligen Werte des aufgewendeten Kapitals."

Trotzdem schreibt Smith, ohne den geringsten Versuch zur Korrektur dieses Urteils unternommen zu haben, nunmehr folgendes[129]):

„Diejenigen, deren Kapitalien auf eine dieser vier Arten angelegt werden, sind selbst produktive Arbeiter. Wenn ihre Arbeit richtig geleitet wird, fixiert und verwirklicht sie sich in dem Gegenstande oder der verkäuflichen Ware, auf die sie verwendet wird, und fügt im allgemeinen zu deren Preise

[128]) Bülow, a. a. O. S. 55. — [129]) Grünfeld, a. a. O. II S. 122.

Digitized by Google

wenigstens den Wert ihres eigenen Unterhaltes und Verbrauches hinzu. Die Profite des Pächters, des Manufakturunternehmers, des Kaufmanns und des Kleinhändlers werden alle aus dem Preise der Waren gezogen, welche die beiden ersten hervorbringen, und die beiden letzten kaufen und verkaufen."

Bevor wir diese Stelle im einzelnen besprechen, wollen wir noch alles zusammentragen, was Smith in diesem Zusammenhang über jene Wertbildung gesagt hat, die auf der produktiven Arbeit der Kapitalisten beruhen soll. Er bemerkt zunächst über die produktive Arbeit des Einzelhändlers[130]):

„Der Kleinhändler selbst ist der einzige produktive Arbeiter, den es (sein Kapital) unmittelbar beschäftigt (whom it immediately employs). Aus seinen Profiten besteht der ganze Wert, den die Anwendung des Kapitals zu dem jährlichen Boden- und Arbeitsprodukt der Gesellschaft hinzusetzt."

Dabei ist offensichtlich angenommen, daß der Kleinhändler ohne Gehilfen arbeitet. Sehr charakteristisch ist die Satzkonstruktion: In dem Augenblick, wo der Kleinhändler als produktiver Arbeiter gekennzeichnet werden soll, ist er es nicht mehr, der sein Kapital verwendet, sondern das Kapital beschäftigt ihn! Man könnte daraus zunächst vielleicht schließen, daß dem Kleinhändler als dem einzigen Arbeiter in seinem Betriebe auch ein Arbeitslohn aus seinem Kapital gezahlt werden müßte. Und da die Wertsteigerung der Ware auf der produktiven Arbeit des Kleinhändlers beruhen soll, wäre es dann wohl naheliegend, die eingetretene Steigerung des Warenwertes nach dem Wert der zusätzlich geleisteten Arbeit, also nach der Höhe eben dieses Arbeitslohnes zu bemessen. Smith aber leitet das Einkommen des Kleinhändlers und die Wertsteigerung der von ihm verkauften Waren lediglich aus den Profiten des Kapitals ab. Der Wert der produktiven Arbeit des Kleinhändlers wird also von Smith keineswegs aus der Leistung einer bestimmten Arbeit, sondern aus der Anwendung eines bestimmten Kapitals abgeleitet. Es geht ihm ersichtlich nur um die Feststellung, daß der Kleinhändler durch die Anwendung seines Kapitals die soziale Funktion eines produktiven Arbeiters erhält, er hütet sich aber wohl, den vom Händler geschaffenen Wert und das von ihm erzielte Einkommen aus seiner Arbeitsleistung zu erklären. Smith' erstaunliche Unbefangenheit gegenüber allen logischen Schwierigkeiten erlaubt es ihm, den Wert der produktiven Arbeit des Kleinhändlers mit dem Betrag seiner Kapitalprofite einfach gleichzusetzen. Ebenso bestimmt er den Wert der produktiven Arbeit des Großhändlers, des Fabrikanten und des Pächters, also der übrigen Kapitalisten.

Über den Wert, den das Kapital des Großhändlers schafft, und über die produktive Arbeit, die es in Gang bringt, schreibt Smith folgendes[131]):

„Auch beschäftigt sein Kapital die Schiffer und Fuhrleute, die seine Güter von einem Platze zum anderen befördern, und vermehrt den Preis dieser Güter nicht nur um den Wert seiner Profite, sondern auch um den ihrer Löhne. Das ist aber auch alle produktive Arbeit, die es unmittelbar in Gang setzt, und aller Wert, den es unmittelbar dem jährlichen Produkte zusetzt."

Hier wird also der Wert der produktiven Arbeit des Großhändlers und der von ihm beschäftigten Schiffer und Fuhrleute zusammengefaßt. Die produktive Arbeit des

[130]) Grünfeld, a. a. O. II S. 123. — [131]) Grünfeld, a. a. O. II S. 123.

Digitized by Google

Großhändlers ist in ihrem Wert wiederum durch die Profite seines Kapitals bestimmt, die seiner Hilfskräfte aber durch die Höhe ihrer Arbeitslöhne. Genau so bestimmt Smith den Wert der produktiven Arbeit, die von dem Kapital des Manufaktur-Unternehmers in Gang gebracht wird, wobei er ausdrücklich noch hinzusetzt, daß der „Meister", also der Unternehmer, seinen Profit „aus der ganzen auf Arbeitslohn, Materialien und Werkzeuge im Geschäft verwandten Summe zieht"[132]).

Der Wert jener produktiven Arbeit, die durch das Kapital des Pächters in Gang gesetzt wird, ist jedoch schwieriger zu bestimmen, da hier nach der Meinung von Smith auch noch das „arbeitende Vieh" und die Natur zu den produktiven Arbeitern gehört. Das von den Naturkräften erzeugte Produkt wird durch die Rente des Grundherrn abgegolten; deshalb bestimmt Smith den Wert, den die produktive Arbeit der Natur leistet, durch die Rente. Die produktive Arbeit, die das Vieh leistet, setzt Smith in ihrem Wert den Futterkosten des Arbeitsviehs gleich, genau so wie er den Wert der Arbeit des Gesindes durch die Höhe seiner Arbeitslöhne bestimmt. Der Wert der produktiven Arbeit des Pächters ist wieder den Profiten seines Kapitals gleichgestellt.

Wir sehen also deutlich, daß Smith die Produktivität der Arbeit aus dem Einkommen ableitet, das beim Verkauf der Waren erzielt wird; und zwar bestimmt er den Wert der produktiven Arbeit, die ein jeder geleistet hat, wiederum durch die Einkommen, in die sich die Warenpreise auflösen, so daß aus der Höhe des erzielten Einkommens abgelesen wird, wieviel produktive Arbeit jeder der Beteiligten bei der Erzeugung oder dem Vertrieb der Ware geleistet hat. Smith bestimmt also in echt britisch-kapitalistischer Manier die Größe der Leistung aus dem Geldertrag, während nach deutschem Empfinden umgekehrt der Geldertrag durch die Größe der Leistung bestimmt sein sollte[132a]).

Den Geldertrag des Grundbesitzers leitet Smith überhaupt nicht aus dessen persönlicher Leistung ab, sondern aus einer Leistung der Natur, über die er als Eigentümer verfügt. Ob der Grundbesitzer durch diese Verfügungsmacht über die Natur selbst zum „produktiven Arbeiter" wird, darüber spricht Smith sich freilich nicht aus. Wohl aber stellt er eindeutig fest, daß die Kapitalisten produktive Arbeiter sind, obwohl er die Höhe ihres Einkommens ersichtlich von der Größe ihres *Kapitals* abhängig macht, also nicht von der Größe ihrer *Arbeitsleistung*. Somit wäre die produktive Arbeit der Kapitalisten auch gar nicht als ihre persönliche Leistung aufzufassen, sondern höchstens als eine sachliche Leistung des Kapitalbesitzes, über den sie verfügen. Aber nicht einmal das hat Smith ernstlich nachzuweisen versucht.

In Wirklichkeit untersucht er überhaupt nicht das Zusammenwirken produktiver Leistungen, sondern er wiederholt lediglich unter einem moralischen Aushängeschild seine Lehre von den „Elementen, aus denen sich die Warenpreise zusammensetzen"[133]). Wenn man den Kapitalprofit auf die produktive Arbeit des Kapitalisten zurückführt, so klingt das natürlich sehr viel besser, wie wenn man ihn aus der Aneignung fremden Arbeitsertrages erklären würde. Wie wenig Smith aber selbst davon überzeugt war,

[132]) Grünfeld, a. a. O. II S. 124.

[132a]) Vgl. dazu unten S. 168 f. u. 184 f. Eine genauere Darstellung dieses Gegensatzes bringt erst der Abschnitt über Friedrich List.

[133]) „Of the component parts of the price of commodities", 6. Kapitel des 1. Buches, vgl. oben S. 85 ff.

Digitized by Google

daß der Kapitalprofit auf einer besonderen produktiven Leistung des Kapitals oder des Kapitalisten beruht, zeigt sich in erheiternder Weise dadurch, daß er selbst in einem unbedachten Augenblick an eben dieser Stelle in die Darstellungsweise des ersten Buches zurückfällt und als Ursache des Kapitalprofits die Leistungen der vom Kapital beschäftigten (und ausgebeuteten) Arbeitskräfte nennt, nicht aber die persönlichen Leistungen des Kapitalisten oder die sachlichen Leistungen seines Kapitals[134]):

„Die Arbeiter und die Arbeitstiere (the labourers and labouring cattle), die in der Landwirtschaft gebraucht werden, verursachen (occasion) also nicht nur, wie die Arbeiter in den Manufakturen, die Wiedererzeugung des Wertes ihrer eigenen Verzehrung oder des Kapitals, von dem sie beschäftigt werden, samt den Profiten seines Eigentümers, sondern die eines noch weit größeren Wertes. Sie helfen gewöhnlich außer zur Hervorbringung des Kapitals des Pächters und all seiner Profite noch zu der der Rente des Grundherrn. (Over and above the capital of the farmer and all its profits, they regularly occasion the reproduction of the rent of the landlord.)"

Wie ist nach alledem die Bemerkung zu verstehen, die Kapitalisten seien produktive Arbeiter? Smith ist schließlich wieder auf den Gedanken zurückgekommen, der Wert der produktiven Arbeit müsse sich in einem bestimmten Gegenstand, in einer verkäuflichen Ware „fixieren und verwirklichen". Damit will er aber nicht sagen, daß eine bestimmte Leistung vorhanden sein muß, die sich dann in einem (von ihr geschaffenen) Gegenstand verkörpert (vom Handel z. B. werden ja überhaupt keine Gegenstände geschaffen), sondern ein Gegenstand muß vorhanden sein, damit sich der Wert an ihm fixieren kann. Der Wert der produktiven Arbeit verwirklicht sich bei Smith in einem bestimmten Gegenstand oder einer verkäuflichen Ware, nicht etwa weil jede wirtschaftliche Leistung sich nur in einer Ware verkörpern kann, sondern deshalb weil jeder wirtschaftliche Wert sich in einer Ware verkörpern muß.

Smith' Anschauung ist so grob materialistisch, daß geradezu eine gedankliche Anstrengung notwendig ist, um zu begreifen, was er meint. Er will sagen, daß nur die Ware, nicht aber die Leistung einen wirtschaftlichen Wert darstellt, daß alle wertbildende Arbeit sich deshalb in Waren verkörpert und daß andererseits aber auch jeder, dessen Einkommen sich aus dem Verkauf von Waren ableiten läßt, zu den produktiven Arbeitern zu rechnen ist. Produktive und unproduktive Arbeiter unterscheidet Smith also danach, ob ihr Einkommen auf den Verkauf von Waren zurückzuführen ist, ob sie also an der Erzeugung und am Vertrieb von Waren unmittelbar beteiligt waren oder nicht. Darin, daß Smith die Produktivität überhaupt nicht mehr aus der Leistung, sondern nur noch aus dem Warenpreis ableitet, liegt die Begründung seiner Behauptung, die Kapitalisten seien selbst produktive Arbeiter.

Die Wirtschaft ist nach dieser Anschauung nicht eine Leistungsgemeinschaft, sondern ein Warenmarkt. Alles was mit den Waren zusammenhängt, gehört zur produktiven Wirtschaft. Alles was seinen unmittelbaren Niederschlag nicht in Waren und Warenpreisen findet, ist unproduktiv. Produktiv arbeiten bedeutet in diesem Sinne nicht „Leistungen vollbringen", sondern „Anteil haben am Warenpreis". Die völlige Auslöschung des Leistungsgedankens ist damit der Sache nach erreicht, während eben dieser

[134]) Grünfeld, a. a. O. II, S. 124 f.

Digitized by Google

Leistungsgedanke im Begriff der produktiven Arbeit der Form nach mit größter Zähigkeit festgehalten wird. Was eine Verherrlichung der kapitalistischen Wirtschaft ist, scheint eine Verherrlichung der produktiven Arbeit zu sein. Und was äußerlich wie eine Unterordnung des Kapitals unter den Leistungsgedanken aussieht, ist seiner inneren Bedeutung nach die folgerichtig durchgeführte Auflösung des Leistungsgedankens in rein kapitalistische Wertvorstellungen.

3. Der logische und psychologische Aufbau der Lehren über Kapital und Arbeit

(Vergleich des ersten und zweiten Buches)

Wenn wir kurz zusammenfassend uns noch einmal vergegenwärtigen, wie der Begriff der produktiven Arbeit im „Wealth of Nations" entwickelt wird, so bemerken wir, daß Smith die vollständige Verkehrung eines Gedankens in sein Gegenteil mit einer wahren Meisterschaft durchgeführt hat. In der Einleitung zum Gesamtwerk ist produktive Arbeit gleichbedeutend mit nützlicher Arbeit. Wenn Smith dort bereits feststellt, daß der Volkswohlstand auf der produktiven Arbeit beruht, so liegt der Ton auf dem Worte „Arbeit". Arbeit wird dort und im ganzen ersten Buch des Werkes als die Grundlage alles Wertes und alles Reichtums dargestellt. Daß diese Arbeit auch nützlich und produktiv sein muß, ist mehr die beiläufige Erwähnung einer an und für sich selbstverständlichen Tatsache. Im zweiten Buch wird dagegen das Hauptgewicht zunächst von dem Wort „Arbeit" auf das Wort „produktiv" verschoben. Produktive und unproduktive Arbeit werden sorgfältig unterschieden. „Unproduktiv" sind nicht mehr bloß jene Leistungen, die sinn- und nutzlos vertan werden; Smith bezeichnet nun im zweiten Buch ein weites Gebiet menschlicher Tätigkeit, das viele nützliche und ehrenvolle Arbeit ausdrücklich mit einschließt, als unproduktiv. Somit bedeutet „produktive Arbeit" nicht mehr „nützliche Arbeit", am Ende aber bedeutet es nicht einmal mehr „Arbeit", sondern - „Kapital".

Selbst so blinde Lobredner der „klassischen" Nationalökonomie wie Charles Rist[135]) finden es „recht merkwürdig, daß er (Smith) am Anfang die Arbeit als die Grundursache des Reichtums zeigt, um sie nachher dem Kapital unterzuordnen". Bevor wir diese eigenartige Entwicklung der Lehre von Kapital und Arbeit in ihrer völkerpsychologischen Bedeutung überschauen können, müssen wir uns wenigstens in kurzen Zügen ein Bild über den logischen Aufbau dieser Theorien machen, damit wir bei der psychologischen Auswertung nicht auf Schritt und Tritt durch das Dazwischentreten rein theoretischer Fragen gestört und behindert werden.

Schon die kurze Zusammenfassung, mit der wir hier begonnen haben, läßt erkennen, daß die Umwandlung des Begriffs der produktiven Arbeit eine zentrale Bedeutung im Zusammenhang der Smith'schen Wirtschaftstheorie hat. Wir haben im vorigen Kapitel diese Begriffsumwandlung Stufe um Stufe verfolgt. Jetzt aber wird uns deutlich, daß die Entwicklung des Begriffs der produktiven Arbeit auf das engste mit der Entwicklung des Begriffes „Volkswohlstand" verknüpft ist, den Smith in den Mittelpunkt seiner ganzen Untersuchungen gestellt hat. Erst wenn wir diese Ver-

[135]) In: Gide und Rist, Geschichte der volkswirtschaftl. Lehrmeinungen, 3. A. der deutschen Übersetzung, bgg. v. Franz (Israel) Oppenheimer, Jena 1923, S. 80.

Digitized by Google

knüpfung klar herausarbeiten, wird uns verständlich werden, in welcher Weise Smith im zweiten Buch seines Werkes die Darlegungen des ersten Buches über Kapital und Arbeit gedanklich fortführt oder in ihr Gegenteil verkehrt.

Ein wissenschaftlicher Vergleich zwischen dem ersten und zweiten Buch des Werkes erfordert ohnehin, daß wir beide Bücher zunächst unter dem Gesichtspunkt einer Theorie des Volkswohlstandes betrachten: Wie schon der Titel des Gesamtwerkes sagt, will Smith Natur und Ursachen des „wealth of nations" erforschen. Dieser Begriff bedeutet wörtlich „Völkerreichtum", wir wollen ihn aber, wie die meisten deutschen Übersetzer, mit dem Worte „Volkswohlstand" wiedergeben - eine deutsche Übersetzung, die den vollen Sinn des englischen Ausdrucks treffen würde, gibt es nicht, da sich schon in der Prägung der Begriffe nationale Unterschiede des Wirtschaftsdenkens ausdrücken. - Bei unserem Vergleich des ersten und zweiten Buches werden wir nicht so sehr auf die Definition des Begriffes „Volkswohlstand" achten[136]), sondern wir wollen untersuchen, wie Kapital und Arbeit in der Smith'schen Theorie zur Entstehung des Volkswohlstandes beitragen. Indem wir an unsere bisherigen Ausführungen anknüpfen, untersuchen wir zunächst den logischen Zusammenhang, den Smith zwischen dem Begriff des Volkswohlstandes und dem Begriff der produktiven Arbeit hergestellt hat.

In der Einleitung zum Gesamtwerk hat Smith ebenso wie im zweiten Buch die Anschauung vertreten, daß der Volkswohlstand durch produktive Arbeit geschaffen wird. Formal ist also an beiden Stellen genau das gleiche gesagt. Der logische Aufbau der Gedanken ist trotzdem ein völlig entgegengesetzter: In der Einleitung zum Gesamtwerk erklärt Smith zuerst, in welchen Gütern der Volkswohlstand besteht. Als produktiv erscheint dann jene Arbeit, die diese Güter, nämlich „die notwendigen Güter und Bequemlichkeiten des Lebens" schafft. Da der von der produktiven Arbeit geschaffene Volkswohlstand sich hier ersichtlich in Gebrauchswerten ausdrückt, ist es nur logisch, daß an dieser Stelle die produktive Arbeit als Schaffung von Gebrauchswerten (value in use), das heißt aber als nützliche Arbeit (useful labour) aufgefaßt wird.

Im zweiten Buch jedoch schließt Smith nicht vom Volkswohlstand auf die Produktivität der Arbeit, sondern umgekehrt von der produktiven Arbeit auf den Volkswohlstand. Im zweiten Buch erklärt Smith zuerst, was produktive und unproduktive Arbeit ist. Er bestimmt die Produktivität der Arbeit nicht mehr aus der Schaffung des Volkswohlstandes, sondern aus der Schaffung des individuellen Reichtums, der sich in Tauschwerten ausdrückt. Der Volkswohlstand erscheint dann als die Summe der durch die produktive Arbeit geschaffenen Reichtümer. Und da diese Reichtümer sich in Tauschwerten ausdrücken, ist es nur logisch, daß an dieser Stelle auch der Volkswohlstand als eine Summe von Tauschwerten aufgefaßt wird.

Insoweit ist also der Gedankengang des zweiten Buches in sich ebenso folgerichtig wie der umgekehrte Gedankengang der Einleitung. Es ist aber klar, daß Smith an einer der beiden Stellen die logische Verknüpfung der Gedanken am falschen Ende angefangen haben muß. Denn entweder sind die wirtschaftlichen Werte aus den völkischen Bedürfnissen zu erklären: dann wird sich zuerst der Begriff des Volks-

[136]) Dieser Frage wird ein besonderer Abschnitt gewidmet, der hier nicht mit abgedruckt ist. Seine Ergebnisse habe ich in dem vorliegenden Kapitel teilweise vorweggenommen.

Digitized by Google

wohlstandes festlegen lassen und man wird von hier aus auf den produktiven Charakter derjenigen Kräfte des wirtschaftlichen Lebens schließen müssen, die sich in der Schaffung des Volkswohlstandes und damit in der Bildung von Werten betätigen. - Oder es läßt sich umgekehrt beweisen, daß bestimmte Kräfte ihrer Natur nach produktiv sind, so daß durch ihre Betätigung jeweils wirtschaftliche Werte von bestimmter Größe geschaffen werden: dann wird sich zuerst der Begriff der produktiven Arbeit festlegen lassen, und man wird von hier aus auf die Größe der einzelnen Werte schließen müssen; bei diesem logischen Aufbau aber kann der Volkswohlstand, wie jeder Reichtum, nur als eine Summe von Werten aufgefaßt werden, von denen jeder einzeln durch eine bestimmte Menge produktiver Arbeit geschaffen worden ist.

Diese Überlegungen führen bereits in die Frage nach dem Wesen der wirtschaftlichen Werte und nach dem Wesen des Volkswohlstandes mitten hinein. Im Widerspruch der beiden Formulierungen liegt die ganze Problematik der Smith'schen Wertlehre beschlossen, denn wenn der eine der beiden Gedankengänge richtig ist, so muß der andere notwendig falsch sein.

Wir wollen aber dem Gange unserer Untersuchung nicht vorgreifen. Was die wirtschaftlichen Werte *sind*, beschäftigt uns hier noch nicht. Wir haben in diesem Zusammenhang nur nach den produktiven Kräften zu fragen, durch die die wirtschaftlichen Werte *geschaffen* werden. Nicht was Smith über das *Wesen* des Volkswohlstandes lehrt, haben wir hier zu untersuchen, sondern was er über die *Grundlagen* des Volkswohlstandes aussagt. Durch den gegensätzlichen Aufbau seiner Gedanken, den wir eben aufgezeigt haben, wird aber offensichtlich nicht nur die Frage nach den Werten selbst berührt, sondern ebenso die Frage nach der Produktivität, d. h. nach der *Wertbildung*. Wir können uns das am schnellsten veranschaulichen, wenn wir den Gedankenaufbau in einem kurzen Schema darstellen.

Der Begriff der produktiven Arbeit wird in der Einleitung des Gesamtwerkes von Smith durch folgende drei Hauptgedanken eingeführt, die sich folgerichtig aufeinander aufbauen:

1. Der Volkswohlstand wird durch Arbeit geschaffen.
2. Die Arbeit, die den Volkswohlstand schafft, ist produktiv.
3. Die Größe des Volkswohlstandes ist abhängig von der Menge der produktiven Arbeit.

Den Aufbau seiner Wertlehre beginnt Smith im fünften Kapitel des ersten Buches mit folgender Feststellung:

4. Der private Reichtum wird durch Arbeit geschaffen.

Den neuen Gedankengang setzt Smith im zweiten Buch folgendermaßen fort:

5. Die Arbeit, die den (fremden) privaten Reichtum schafft, ist produktiv (indem sie Profit bringt).

In der Einleitung konnte Smith unmittelbar von der Menge der produktiven Arbeit auf die Größe des Volkswohlstandes schließen, da das Volk durch seine *eigene* Arbeit reich wird. Der private Reichtum der Kapitalisten wird jedoch durch *fremde* Arbeit geschaffen. Seine Entstehung ist also erst dann zureichend erklärt, wenn wir wissen, wie die Wirtschaftssubjekte (die Kapitalisten) zur Verfügung über diese fremde Arbeit kommen. Das sagt die folgende These:

Digitized by Google

6. Die Menge der profitbringenden Arbeit ist abhängig von der Größe des Kapitals, das sie in Gang bringt.

Aus den Thesen 4, 5 und 6 wäre nun logisch zu folgern:

Die Größe des privaten Reichtums (der Kapitalisten) ist abhängig von der Größe des (ihres) Kapitals, das (für sie) profitbringende Arbeit in Gang setzt.

Statt dessen überträgt Smith seine neu gewonnenen Vorstellungen über die „produktive Arbeit" in den ganz andersartigen Gedankengang der Einleitung und kommt dadurch zu folgender Fassung der These 3:

7. Die Größe des Volkswohlstandes ist abhängig von der Größe des Kapitals (das die produktive Arbeit in Gang setzt).

Nun wird dieser neugewonnene Begriff des Volkswohlstandes in die Thesen 1 und 2 eingeführt. Sie lauten zusammengefaßt:

8. Der Volkswohlstand wird durch die produktiven Arbeiter geschaffen.

Aus 7 und 8 kann Smith nun die Schlußfolgerung ziehen:

9. Die Kapitalisten sind produktive Arbeiter.

Smith hat also in der Einleitung von der Tatsache des Volkswohlstandes auf die Wertbildung geschlossen. Dann erklärt er aber die Wertbildung nicht aus der Entstehung des Volkswohlstandes, sondern aus der Entstehung des privaten Reichtums, und schließt nun umgekehrt von den so gewonnenen Wertvorstellungen auf den Volkswohlstand. Am Schluß kehrt er den ganzen Gedankengang nochmals um und schließt von diesem willkürlich konstruierten Begriff des Volkswohlstandes auf die volkswirtschaftliche Produktivität der privaten Reichtumsbildung zurück.

Diese logischen Winkelzüge beruhen, wie man sieht, in der Hauptsache darauf, daß Smith die entscheidende Frage unentschieden läßt, wer denn eigentlich das ganze wirtschaftliche Leben gestaltet, auf welches wirtschaftende Subjekt sich also die Wertvorstellungen, sowie die Vorstellung des Wohlstandes und des Wirtschaftsertrages letzten Endes beziehen. Zuerst scheint die völkische Gemeinschaft als die gestaltende Kraft des wirtschaftlichen Lebens dargestellt zu werden, auf ihre Bedürfnisse sind die wirtschaftlichen Werte bezogen, ihr Wohlstand scheint die Kernfrage zu sein, um die sich die gesamte Untersuchung dreht, die Produktivität der Arbeit scheint in der Schaffung eben dieses Volkswohlstandes begründet zu sein. Bei der Durchführung seiner Untersuchung hat Smith jedoch mit keinem dieser programmatischen Gedanken Ernst gemacht. Vielmehr nimmt er schon beim Aufbau seiner Wertlehre nicht mehr die völkische Gemeinschaft, sondern den Einzelmenschen als das Subjekt der Wirtschaft. Der Einzelmensch ist jetzt für ihn nicht nur der Schöpfer der wirtschaftlichen Werte, auch die Bewertung selbst geht nunmehr vom Einzelmenschen, von seinen Interessen und Maßstäben aus. Von hier aus bildet Smith aber schließlich wieder neue Vorstellungen über die kollektiven Interessen der Gesellschaft, Vorstellungen, die auf den Ausgangspunkt seiner Untersuchung zurückzuführen scheinen, die aber in Wahrheit auf einer ganz anderen Ebene liegen.

Aus diesen drei verschiedenen Vorstellungen über das Subjekt des wirtschaftlichen Lebens erhalten die Grundbegriffe des Smith'schen Systems - Reichtum, Wert, Produktivität - erst jeweils ihre Sinngebung. Diese Sinngebung kann bei dem Wechsel

Digitized by Google

der sie bestimmenden Grundvorstellungen und bei deren gegenseitiger Vermischung nicht klar und einheitlich sein. Die Grundbegriffe des Smith'schen Systems sind deshalb in ihrer Bedeutung schwankend und in sich selbst widerspruchsvoll.

Für den Begriff der Produktivität wird die ganze Schärfe dieses inneren Widerspruchs sofort sichtbar, wenn wir in dem obigen Schema die These 2 mit der These 5 und der These 9 vergleichen. Mit dem gleichen Wort „produktiv" ist in diesen Thesen ein ganz verschiedener Sinn verbunden. In These 2 ist die Bildung des Volkswohlstandes, in These 5 die Bildung des privaten Reichtums das Kennzeichen der Produktivität. Bei dem ersteren Gedankengang muß es auf die volkswirtschaftliche Nützlichkeit, bei dem letzteren auf die privatwirtschaftliche Profitlichkeit der Arbeit ankommen. In These 9 sind schließlich beide Gedankengänge bis zur völligen Unkenntlichkeit durcheinander gemischt. Hier ist der Begriff der Produktivität auf die kollektiven Interessen der Gesellschaft bezogen, wobei die völkischen Gemeinschaftsinteressen auf höchst anfechtbare Weise mit den privatkapitalistischen Interessen der Plutokraten in Übereinstimung gebracht sind.

Die volkswirtschaftliche Begründung des Gedankens der Produktivität steht, wie leicht zu sehen ist, in einem inneren Zusammenhang mit der Auffassung, daß die Bildung der Werte sich aus den völkischen Bedürfnissen erklärt, sowie mit der Vorstellung, daß der Wohlstand des Volkes auf seiner Arbeit beruht. Die privatwirtschaftliche Begründung des Gedankens der Produktivität ist dagegen eben so eng mit der Auffassung verknüpft, daß der Maßstab der Werte im individuellen Austausch gefunden wird und daß der Volkswohlstand nur als eine Summe der so bestimmten Güterwerte zu betrachten ist. Auch die Vorstellung, daß das Kapital die Grundlage alles Reichtums sei, hängt ersichtlich sehr eng mit diesen privatwirtschaftlichen Anschauungen zusammen.

Der ganze Aufbau des Werkes ist nur dann zu verstehen, wenn man sich zunächst einmal bewußt macht, daß Smith in gewissen Abschnitten die Wirtschaft vom Standpunkt der völkischen Gemeinschaft betrachtet, während er in anderen Abschnitten einen rein individualistisch-kapitalistischen Standpunkt vertritt. Wer diesen Gegensatz in seiner ganzen Schärfe erkannt hat, der sieht sehr deutlich die zwei großen Gedankenströme, die im „Wealth of Nations" gegeneinanderlaufen. Das Bestechende im gedanklichen Aufbau dieses Werkes ist es aber, daß die beiden gegeneinderlaufenden Richtungen zu einem großen Strom zusammenzufließen scheinen: In der Darstellung der gesellschaftlichen Interessen scheinen sich die volkswirtschaftlichen und privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte in gleicher Weise aufzulösen.

Trotzdem ist der Gegensatz dieser Gesichtspunkte so bedeutend, daß er zu tiefgreifenden Unterschieden zwischen dem ersten und zweiten Buch des „Wealth of Nations" geführt hat. Es ist nun freilich nicht so, daß das eine der beiden Bücher in besonderer Weise die volkswirtschaftlichen, das andere die privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte betonen würde. Aber die volkswirtschaftlichen Gedanken, die Smith in der „Einleitung" seinem Gesamtwerk vorangestellt hat, wirken doch so stark nach, daß im gesamten ersten Buch des Werkes die Schaffung des Volkswohlstandes und aller wirtschaftlichen Werte allein auf die Arbeit[136a]) - und nicht auf das Kapital - zurück-

[136a]) Bzw. Boden und Arbeit.

Digitized by Google

geführt wird. Die Tatsache, daß bereits mit dem Aufbau der Wertlehre ein Gegenstrom einsetzt, durch den die Gedanken der Einleitung vollständig umgekehrt werden, tritt im Verlauf des ersten Buches noch gar nicht in Erscheinung. Es ist zwar zu sehen, daß die individualistische Wertlehre, die Smith hier entwickelt, mit den volkswirtschaftlichen Gedankengängen der Einleitung nicht auf der gleichen Ebene liegt. Diese Wertlehre scheint aber den Grundgedanken der Einleitung, daß nämlich die Werte durch Arbeit geschaffen werden, folgerichtig weiterzuführen und ihm sogar von einer neuen Seite her eine noch tiefere Begründung zu geben.

Daß im übrigen aber der volkswirtschaftliche Gedankengang der Einleitung durch die individualistische Wertlehre in Wahrheit umgekehrt wird, läßt sich erst in dem Augenblick erkennen, wo Smith - von dem neu gewonnenen theoretischen Ausgangspunkt der privaten Reichtumsbildung - auf die volkswirtschaftlichen Probleme der Einleitung wieder zurückkommt. Dies geschieht aber erst im zweiten Buch. Im ersten Buch gewinnt das neue Gedankensystem zwar bereits eine beherrschende Stellung, es wird aber nur soweit entwickelt, daß es den Problemkreis der Einleitung möglichst unberührt läßt.

Im ersten und dritten Kapitel des ersten Buches, also *vor* dem Aufbau seiner Wertlehre, hatte Smith die Frage nach der Natur und der Entstehung des Volkswohlstandes noch einmal aufgenommen und hatte sie dort noch ganz im Sinne der Einleitung behandelt. Nachdem er dann aber beim Aufbau der Wertlehre von der Bildung des *privaten Reichtums* ausgegangen ist, kommt er eigentlich im gesamten ersten Buch auf das Problem des Volkswohlstandes und der Produktivität grundsätzlich nicht noch einmal zurück. Das geht so weit, daß sogar das Wort „produktive Arbeit" dann nur noch an ganz vereinzelten Stellen gebraucht wird. Wir erfahren nichts darüber, daß es außer der produktiven Arbeit auch eine unproduktive Arbeit gibt und daß man zwischen der Produktivität und der Nützlichkeit der Arbeit unterscheiden müsse. Es entsteht also der Eindruck, daß die Arbeit schlechthin die Grundlage der Wertbildung sei. Das Problem der Produktivität des Kapitals wird im ersten Buch überhaupt nicht aufgeworfen.

Die Ausführungen der Einleitung über Wesen und Entstehung des Volkswohlstandes scheinen also im gesamten ersten Buch unverändert in Geltung zu bleiben. Da erst im zweiten Buch des Werkes die Frage nach den Grundlagen des Volkswohlstandes neu gestellt wird, kann man aus den Darlegungen des ersten Buches kaum erkennen, daß schon mit dem Ausgehen der Werttheorie von der privaten Reichtumsbildung ein Gegenstrom einsetzt, der die volkswirtschaftlichen Überlegungen der Einleitung in ihr Gegenteil verkehrt. Vielmehr scheint das gesamte erste Buch durch den Gedanken, daß die Arbeit Grundlage aller Wertbildung und alles Reichtums ist, zu einer großartigen Einheit zusammengeschlossen zu sein.

Alles was im ersten Buch nur sozusagen unterirdische Gegenströmung war, tritt jedoch im zweiten Buch des Werkes sichtbar an die Oberfläche. Hier werden die Folgerungen aus dem mit der Werttheorie neu entwickelten Gedankensystem gezogen, die dort noch offengelassen waren. So liegt denn auch die Einheitlichkeit des gesamten zweiten Buches gerade darin, daß es - nicht wie das erste Buch den produktiven Charakter der *Arbeit*, - sondern vielmehr den produktiven Charakter des *Kapitals* betont.

Digitized by Google

Um diesen Gegensatz zwischen dem ersten und zweiten Buch wenigstens rein äußerlich zu verdecken, spricht Smith die These von der Produktivität des Kapitals in der Form aus, daß die Arbeit durch das Kapital produktiv gemacht wird. Ferner hat es den Anschein, als ob die Betonung der Produktivität der Arbeit im ersten Buch und der Produktivität des Kapitals im zweiten Buch einfach durch den Unterschied der in den beiden Bänden behandelten Themen bedingt sei. Das erste Buch des „Wealth of Nations" handelt, wie seine Überschrift besagt: „Von den Ursachen der Leistungssteigerung der produktiven Kräfte der Arbeit und von der Gesetzmäßigkeit, nach welcher sich deren Ertrag naturgemäß auf die einzelnen sozialen Schichten verteilt. (Of the causes of improvement in the productive powers of labour, and of the order according to which its produce is naturally distributed among the different ranks of the people.)" Das zweite Buch handelt dagegen „Von der Natur, der Ansammlung und den Anlagemöglichkeiten des Kapitals. (Of the nature, accumulation, and employment of stock.)" So ist also schon in der Überschrift des ersten Buches die Produktivität der Arbeit betont, während im zweiten Buch der Produktivitätsbegriff nur im Zusammenhang mit dem Kapitalproblem behandelt sein kann. Der Unterschied des behandelten Stoffes erklärt nun zwar, daß im ersten Buch hauptsächlich von der Arbeit, im zweiten Buch hauptsächlich vom Kapital die Rede ist, er erklärt aber nicht, warum Smith im ersten Buche die Arbeit, im zweiten Buche dagegen das Kapital für produktiv hält.

Denn es ist ja nicht etwa so, daß die beiden Thesen sich gegenseitig ergänzen würden. Smith sieht keineswegs in der Arbeit und im Kapital zwei Produktionsfaktoren, von denen jeder einen bestimmten Teil des Volkswohlstandes erzeugt. Er will auch nicht das Zusammenwirken gerade dieser beiden Produktionsfaktoren als die Grundlage alles Reichtums darstellen. Sondern seine Beweisführung läuft zweifelsohne auf den Versuch hinaus, alle Produktivität jeweils aus einer einzigen Ursache zu erklären, also entweder aus der Arbeit oder aus dem Kapital. Unverkennbar sind die Grundlagen des Volkswohlstandes in diesen beiden Thesen völlig gegensätzlich bestimmt.

Nachdem wir die rein logischen und theoretischen Voraussetzungen kennengelernt haben, unter denen Adam Smith die These von der Produktivität der Arbeit und die Gegenthese von der Produktivität des Kapitals entwickelt hat, ist nun noch einmal im Zusammenhang darzustellen, wie der britische Gelehrte den inneren Gegensatz und die äußere Verknüpfung der beiden Thesen in der Gesamtkomposition seines Werkes schriftstellerisch bewältigt hat. Dies führt bereits in den Zusammenhang zwischen den logischen und den psychologischen Problemen hinein. Es gibt uns gleichzeitig Gelegenheit, auf einzelne Partien des Werkes ergänzend einzugehen, die wir bisher noch nicht besprochen haben.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist hier zunächst die Einleitung zum Gesamtwerk, denn sie stellt die eben von uns herausgearbeiteten Gesichtspunkte wahrhaft volkswirtschaftlichen Denkens, die später von einer individualistisch-kapitalistischen Gedankenwelt völlig überwuchert werden, in einer gleichsam programmatischen Zusammenfassung an die Spitze des Werkes. Wohl könnten einige Sätze schon in ihrer Formulierung darauf hinweisen, daß die volkswirtschaftlichen Probleme nicht in ihrer ganzen Tiefe erfaßt sind und daß die Fragestellung schon in einer gewissen

Digitized by Google

Richtung verschoben ist. Aber zu einem unmittelbaren Ausdruck kommt die individualistisch-kapitalistische Gegenströmung in der Einleitung des Werkes noch nicht.

Da die Einleitung einen Überblick über Plan und Anlage des Gesamtwerkes gibt, muß Smith natürlich auch auf das Thema des zweiten Buches eingehen und muß die in ihm entwickelte These von der Produktivität des Kapitals in irgendeiner Weise in seine programmatischen volkswirtschaftlichen Gedanken mit aufnehmen. Er vermag jedoch das Kapitalproblem in keinerlei logischen Zusammenhang mit seinen volkswirtschaftlichen Überlegungen zu bringen und begnügt sich mit der Feststellung, daß sich dieser Zusammenhang „später zeigen wird". So bleibt die Zurückführung des Volkswohlstandes auf die produktiven Kräfte der Arbeit in der Einleitung des Gesamtwerkes völlig unangetastet.

Man hat sich viel darüber gestritten, ob in dem berühmten ersten Satz des Werkes tatsächlich die Arbeit als die einzige Quelle[137]) des Volkswohlstandes und gewissermaßen als der einzige Produktionsfaktor gekennzeichnet werden soll. Sicher ist, daß Smith mit diesem Satz die produktiven Kräfte des Bodens wenigstens nicht grundsätzlich bestreiten wollte: Der „tatsächliche Volkswohlstand" wird im Schlußsatz der Einleitung mit dem „jährlichen Ertrag des Bodens und der Arbeit einer Volkswirtschaft" (annual produce of the land and labour of the society) gleichgesetzt[137a]). Und schon im dritten Absatz der Einleitung hatte Smith auf die Bedeutung von „Boden, Klima und Ausdehnung" des von einem Volke bewohnten Landes wenigstens in einem Nebensatz hingewiesen. Aber wie schon hier die Bedeutung des Produktionsfaktors Boden neben der Bedeutung des Produktionsfaktors Arbeit völlig in den Hintergrund tritt, so bleibt es auch beim Aufbau des gesamten Systems. Da die Briten schon damals so sehr viel mehr vom Boden und den Fruchtbarkeiten der Welt besaßen als andere Völker, hielt es Smith für geraten, von dieser ungerechten Verteilung möglichst zu schweigen. Und je weniger man im ökonomisch-politischen System auf die Bedeutung des Produktionsfaktors Boden hinwies, um so gleichgültiger mußte in der praktischen Politik die Frage der Verteilung dieses Bodens erscheinen. Doch darauf kommen wir noch im zweiten Teil unserer Untersuchung, der Smith als Vertreter des britischen Imperialismus behandeln wird.

Ein ähnlicher politischer Instinkt mag ihm geraten haben, bei dem Zusammenwirken von Kapital und Arbeit nicht das Problem aufzuwerfen, welcher Teil des gemeinschaftlichen Ertrages jedem der beiden Partner zuzurechnen sei. Er wußte wohl, daß bei diesem Handel der Arbeiter ebenso geneigt ist wie der Kapitalist, den Gesamtertrag der gemeinsamen Leistung für sich allein zu beanspruchen. Und vielleicht beruht ein guter Teil seines propagandistischen Erfolges gerade darauf, daß er es in verblüffender Weise verstanden hat, diese beiden sich gegenseitig ausschließenden Ansprüche in seinem System zu vereinigen.

Aber wir wollen uns hier nicht in Vermutungen ergehen, sondern zunächst wieder Smith selbst sprechen lassen. Das Verhältnis von Arbeit und Kapital berührt Smith nur in einem einzigen Absatz der Einleitung. Vorher hat er in fünf Absätzen allein von der Bedeutung der Arbeit für die Entstehung des Volkswohlstandes gesprochen.

[137]) Der Streit geht um die Auslegung des Wortes „fonds" (fund).

[137a]) Diese Wendung findet sich als ein geradezu stereotyper Ausdruck auch an vielen anderen Stellen des Gesamtwerkes.

Digitized by Google

Wenn wir die Frage nach der Produktivität des Bodens einmal völlig ausschalten und nur das Verhältnis von Arbeit und Kapital betrachten, so ist es ganz offensichtlich, daß Smith hier zunächst allein die Arbeit als Produktionsfaktor anerkennt. Wir haben gesehen, daß Smith diese Anerkennung der Arbeit als Produktionsfaktor im zweiten Buch seines Werkes gewaltig einschränkt, indem er die Schaffung des Volkswohlstandes nicht mehr der nutzbringenden Arbeit schlechthin, sondern nur noch der durch das Kapital in Bewegung gesetzten produktiven Arbeit zuschreibt, und indem er ein weites Gebiet nutzbringender menschlicher Tätigkeit als unproduktive Arbeit kennzeichnet. Diese Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit schafft erst die theoretische Voraussetzung dafür, daß die Größe des Volkswohlstandes nicht mehr aus dem Gesamtumfang der nutzbringenden Arbeit des Volkes, sondern aus der durch die Größe und Anlage des Kapitals bestimmten „produktiven Arbeit" abgeleitet wird, daß also nicht mehr die Arbeit, sondern das Kapital als der entscheidende Produktionsfaktor erscheint und daß nicht mehr die nutzbringende Tätigkeit der gesamten völkischen Gemeinschaft, sondern nur noch der Besitz einer einzelnen Klasse als die wesentliche Grundlage des Volkswohlstandes gilt. Diese Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit findet sich in der Einleitung des Werkes noch nicht und alle ihre Konsequenzen sind hier noch nicht einmal angedeutet.

Soweit dem Worte Arbeit in der Einleitung überhaupt eine nähere Bestimmung gegeben wird, ist es zunächst gerade die der nutzbringenden Arbeit (useful labour). Darunter wird offenbar die Schaffung der „notwendigen Güter und Bequemlichkeiten des Lebens" verstanden. Diese Bestimmung ist völlig logisch, da Smith annimmt, daß die (nutzbringende) Arbeit den Volkswohlstand schafft und daß der Volkswohlstand in diesen „necessaries and conveniences of life" besteht. Im übrigen erklärt Smith kurz darauf den Begriff der „nutzbringenden Arbeit" selbst in eben diesem Sinne[138]):

„Unter den wilden Jäger- und Fischervölkern ist jeder arbeitsfähige Mensch - der eine mehr, der andere weniger - mit nutzbringender Arbeit beschäftigt und sucht nach Kräften das Notwendige sowie darüber hinaus das, was das Leben angenehm macht, für sich oder für solche Mitglieder seiner Familie bzw. seines Stammes zu beschaffen, die zu alt, zu jung oder zu schwach sind, um auf Jagd und Fischfang auszugehen. (... is employed in useful labour, and endeavours to provide ... the necessaries and conveniences of life ...)"

Das Wort „produktiv" begegnet uns zum ersten Male auf der nächsten Seite in dem Ausdruck „produktive Kräfte der Arbeit". In diesem Ausdruck wird offenbar das zusammengefaßt, was vorher über die „Geschicklichkeit, Handfertigkeit und Sachgemäßheit" gesagt worden war, „womit allgemein bei der Arbeit verfahren wird".

Smith ergänzt hier den Grundgedanken der Einleitung, daß der Volkswohlstand durch (nutzbringende) Arbeit geschaffen wird, durch folgende Überlegungen: Wenn der Reichtum eines Volkes durch Arbeit geschaffen wird, so muß der Überfluß oder die Knappheit seiner jährlichen Versorgung (the abundance or scantiness of its annual supply) erstens von diesen produktiven Kräften der Arbeit abhängen und „zweitens von dem Verhältnis der Anzahl derer, die nutzbringende Arbeit leisten, zu denjenigen, bei denen dies nicht der Fall ist. (... the proportion between the number of those

[138]) Bülow, a. a. O. S. 1.

Digitized by Google

who are employed in useful labour, and that of those who are not so employed.)"[139]) Daß es dabei mehr auf die erstere Bedingung ankommt, nämlich auf die Entwicklung der produktiven Kräfte der Arbeit, beweist Smith, indem er die „wilden Jäger- und Fischervölker", bei denen „jeder arbeitsfähige Mensch... mit nutzbringender Arbeit beschäftigt" ist, mit den „zivilisierten und aufblühenden Völkern" vergleicht, bei denen „eine große Anzahl von Menschen gar nicht arbeitet und viele von ihnen den Ertrag von zehn-, ja hundertmal mehr Arbeit verbrauchen als der größte Teil derjenigen, die arbeiten". Trotzdem, stellt Smith fest, sind die Wilden „jämmerlich arm (miserably poor)", während unter den zivilisierten Völkern der Arbeitsertrag so hoch ist, daß alle oft reichlich versorgt sind („the produce of the whole labour of the society is so great, that all are often abundantly supplied")[140]).

Dieser Vergleich lehrt zweierlei: Erstens ist das „Verhältnis der Anzahl derer, die nutzbringende Arbeit leisten, zu denjenigen, bei denen dies nicht der Fall ist", offenbar gleich oder wenigstens annähernd gleichzusetzen mit dem Verhältnis zwischen denjenigen, die arbeiten, und denen, die gar nicht arbeiten. Und zweitens wird der soziale Mißstand, daß es unter den „zivilisierten" Völkern eine Klasse gibt, die gar nicht arbeitet, aber um so mehr verbraucht, sofort durch die Bemerkung beschönigt, daß es auf dieses Verhältnis zwischen den Arbeitern und Nicht-Arbeitern gar nicht so sehr ankomme, sondern daß der soziale Fortschritt in erster Linie auf der Entwicklung der produktiven Kräfte der Arbeit beruhe.

„Die Ursachen dieser Leistungssteigerung der produktiven Kräfte der Arbeit" sollen demnach im ersten Buch des Werkes behandelt werden. Finden wir hier nun den Ansatzpunkt, wo Smith den Kapitalbegriff in seine volkswirtschaftliche Theorie einführt? Wider alles Erwarten, nein! Zweifellos hätte die Behauptung nahegelegen, daß eben diese Entwicklung der produktiven Kräfte der Arbeit durch das Kapital besonders gefördert werde und daß insofern der Produktionsfaktor Arbeit noch durch den Produktionsfaktor Kapital ergänzt werde. In seiner „Einleitung" behauptet Smith aber keineswegs, daß das Kapital die produktiven Kräfte der Arbeit vermehrt und so zur Vermehrung des Volkswohlstandes beiträgt. Das Sozialprodukt ist für ihn nicht ein Ertrag des Zusammenwirkens von Arbeit und Kapital, sondern ein Ertrag der Arbeit, und so untersucht er im ersten Buch weiterhin noch „die Gesetzmäßigkeit, nach der sich deren Ertrag naturgemäß auf die einzelnen sozialen Schichten verteilt". Das Kapitalproblem aber verweist er in einen völlig anderen Zusammenhang, der im zweiten Buch behandelt werden soll.

Wie wir bereits gesehen haben, hängt der Überfluß oder die Knappheit der jährlichen Versorgung eines Volkes nach Smith nicht nur von den produktiven Kräften der Arbeit ab, sondern zweitens auch von dem Verhältnis, „in dem die Anzahl derer, die das ganze Jahr hindurch mit nutzbringender Arbeit beschäftigt sind, zur Anzahl derjenigen steht, bei denen dies nicht der Fall ist". In der Einleitung zum Gesamtwerk erklärt nun Smith die Bedeutung des Kapitals für den Volkswohlstand ausschließlich daraus, daß es die zweite dieser beiden Bedingungen beeinflußt. Nachdem er soeben

[139]) Bülow, a. a. O. S. 1. Die gleiche Wendung wird auf der nächsten Seite noch einmal wörtlich wiederholt.

[140]) Bülow, a. a. O. S. 2.

Digitized by Google

erst dargelegt hatte, daß es auf dieses Verhältnis zwischen Arbeitern und Nicht-Arbeitern gar nicht so sehr ankommt und daß die Entwicklung der produktiven Kräfte der Arbeit viel bedeutsamer und wichtiger sei, ist diese Art der Anknüpfung höchst merkwürdig, vermag sie doch kaum zu rechtfertigen, warum Smith dem Kapitalproblem ein ganzes Buch seines Werkes widmet.

Noch merkwürdiger wird diese Anknüpfung, wenn man die Begründung für den Zusammenhang zwischen dem Kapitalproblem und dem genannten Verhältnis kennenlernt. Smith behauptet nämlich, die Anzahl der nützlichen und produktiven Arbeiter stehe, „wie sich später zeigen wird", überall „zur Größe des Kapitals, das aufgewendet wird, um ihnen Beschäftigung zu geben, und außerdem zu der besonderen Art, wie es angelegt wird", in Verhältnis. („The number of useful and productive labourers, it will hereafter appear, is everywhere in proportion to the quantity of capital stock which is employed in setting them to work, and to the particular way in which it is so employed.")[141])

Smith spricht also in keiner Weise von irgendwelchen produktiven Leistungen des Kapitals, durch die es als ein zweiter Produktionsfaktor neben die Arbeit treten oder die produktiven Leistungen der Arbeit auch nur vermehren oder irgendwie ergänzen würde. Die Lehre von der alleinigen Produktivität der Arbeit bleibt anscheinend völlig unangetastet, aber gleichzeitig wird ihr dennoch der Boden entzogen. Denn indem Smith behauptet, daß die nützlichen und produktiven Arbeiter überall erst durch das Kapital in Arbeit gesetzt werden, leugnet er jede selbständige produktive Leistung der Arbeit überhaupt und führt den gesamten Reichtum, der durch die „nützlichen und produktiven Arbeiter" geschaffen wurde, letzten Endes auf den Einsatz von Kapital zurück.

Schon nach den Ausführungen der „Einleitung" sind also Kapital und Arbeit nicht als zwei Produktionsfaktoren aufzufassen, die nebeneinander und zusammen miteinander an der Schaffung des Volkswohlstandes beteiligt wären. Sondern sie stehen als Ursachen hintereinander: Soweit der Volkswohlstand nicht auf den produktiven Kräften des Bodens beruht, wird er *allein* durch die Arbeit geschaffen. Alle Leistungen der nützlichen und produktiven Arbeiter aber sind ihrerseits wieder durch den Einsatz des *Kapitals* verursacht, das die Arbeiter erst in Tätigkeit versetzt. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Kapitals wird also nicht darin gesucht, daß es die Produktivität der Arbeit steigert und vermehrt, sondern darin, daß es als Lohnfonds jede nutzbringende und produktive Arbeit in Bewegung setzt. Nach dieser Lehre ist es in der Tat grundsätzlich unmöglich, eine Untersuchung darüber anzustellen, welcher Teil des Volkswohlstandes auf den Leistungen der Arbeit und welcher Teil auf den Leistungen des Kapitals beruht. Das Problem einer gerechten Verteilung des gemeinsamen Ertrages der beiden Produktionsfaktoren existiert deshalb für Smith überhaupt nicht. Sondern der *gesamte* Volkswohlstand ist durch die Arbeit geschaffen (bzw. durch Arbeit und Boden), und die gesamte Arbeit ist durch das Kapital verursacht. In dieser verblüffenden Weise vereinigt Smith den Totalitäts-

[141]) Bülow, a. a. O. S. 2. Die Stelle ist oben S. 109 im Zusammenhang zitiert. Bülows Übersetzung ist hier ziemlich frei, insbesondere hat er die klaren und bedeutungsvollen Worte „useful and productive labourers" durch eine Umschreibung wiedergegeben, die ihren theoretischen Zusammenhang mit den vorhergehenden Absätzen der Einleitung ebenso verwischt wie ihren Widerspruch zu den Darlegungen des 2. Buches.

Digitized by Google

anspruch der Arbeit auf den Wirtschaftsertrag mit dem Totalitätsanspruch des Kapitals [142]). Wissenschaftlich ist diese Lehre so offensichtlich falsch, daß man sie gar nicht diskutieren kann. Vom rein psychologischen Standpunkt aus ist sie eine Meisterleistung, indem sie sich den Beifall des sozialistischen Arbeiters wie des plutokratischen Kapitalisten sichert. Freilich liegt hier ganz und gar nicht die schöpferische Leistung einer politischen Psychologie vor, die die Klassengegensätze in einer höheren Einheit aufhebt, sondern wir sehen hier nur eine Meisterleistung des britischen Cant, der die Ausgebeuteten mit schönen Worten und Theorien beschwichtigt, um ihnen desto sicherer das Fell über die Ohren zu ziehen.

Irgendeine Begründung dafür, daß alle nützlichen und produktiven Arbeiter durch das Kapital in Tätigkeit gesetzt werden, kann Smith in der „Einleitung" nicht geben. Mit der Wendung: „wie sich später zeigen wird", entzieht sich Smith der Notwendigkeit, diese schwerwiegende Behauptung schon hier zu begründen. Während Smith sich bisher bemüht hat, einen Gedanken aus dem anderen abzuleiten, steht diese Behauptung über die Bedeutung des Kapitals also nicht mehr in einem logischen Zusammenhang mit den übrigen Ausführungen der „Einleitung", sondern sie wird gleichsam als eine Erfahrungstatsache ergänzend mitgeteilt, deren Erläuterung erst für später in Aussicht gestellt werden kann. Es wäre in der Tat völlig unmöglich gewesen, die Behauptung, daß alle nützlichen und produktiven Arbeiter durch das Kapital in Tätigkeit gesetzt werden, mit den übrigen Ausführungen der Einleitung in einen logischen oder auch nur sinnvollen Zusammenhang zu bringen. Denn wenn schon bei den wilden Jäger- und Fischervölkern *jeder arbeitsfähige Mensch* mit nutzbringender Arbeit beschäftigt war, so hätte ja das Kapital - wenn es wirklich alle diese Menschen in Tätigkeit setzte - in den Zeiten der Barbarei schon viel weiter entwickelt sein müssen als bei den zivilisierten und aufblühenden Völkern, wo „eine große Anzahl von Menschen *gar nicht* arbeitet"!

Erst im zweiten Buch hat Smith eine theoretische Begründung der Behauptung versucht, daß alle produktiven Arbeiter durch das Kapital in Tätigkeit gesetzt werden. Diese theoretische Begründung beruht aber, wie wir im vorigen Kapitel nachgewiesen haben, gerade auf einer Umkehrung des Gedankenganges der „Einleitung". Der volkswirtschaftliche Produktivitätsbegriff der „Einleitung", der die Produktivität und Nützlichkeit der Arbeit aus der Schaffung des Volkswohlstandes ableitet, wird im zweiten Buch des Werkes durch einen rein kapitalistischen Produktivitätsbegriff ersetzt, der die Produktivität der Arbeit aus der Schaffung des Profits erklärt und sie von der Nützlichkeit der Arbeit unterscheidet. Dieser Gedankengang des zweiten Buches baut sich auf der individualistischen Wertlehre auf, die auch bereits die Schaffung der Werte nicht mehr aus der Schaffung des Volkswohlstandes, sondern aus der Schaffung des privaten Reichtums erklärte. Auch den Begriff der „unproduktiven Arbeit", der in der „Einleitung" noch gar nicht vorkommt, hat Smith überhaupt erst aus seiner individualistischen Wertlehre entwickeln können.

[142]) Die theoretische Begründung für diese Anschauung gibt Smith erst im 3. Kapitel des zweiten Buches. Bezeichnender Weise gelingt ihm die Überleitung auf diese Gedanken nur dadurch, daß er in der Einleitung des 2. Buches auf das produktive *Zusammenwirken* von Kapital und Arbeit hinweist! Diesen Gedanken läßt er dann aber wieder fallen, ohne eine Theorie der Produktionsfaktoren daraus entwickelt zu haben.

Digitized by Google

Immer deutlicher wird also die Tatsache, daß die volkswirtschaftlichen Gedankengänge der Einleitung bereits im ersten Buch des Werkes durch die Theorie der Werte völlig aufgelöst werden. Den Gesamteindruck dieser volkswirtschaftlichen Gedankengänge können wir dahin zusammenfassen, daß der „Reichtum der Völker" durch Arbeit geschaffen wird. Dem Kapital wird zugeschrieben, daß es diese Arbeit in Bewegung setzt. Es fehlt aber so sehr an jeder Begründung für diese Behauptung, daß sie gegenüber den in sich folgerichtig aufgebauten und viel umfangreicheren Darlegungen über die Bedeutung der Arbeit wohl als ein bemerkenswerter neuer Gesichtspunkt wirkt, aber nicht als deren logische Ergänzung und Fortentwicklung.

Im gesamten ersten Buch des „Wealth of Nations" wird dieser Hinweis auf die Bedeutung des Kapitals für die Schaffung des Volkswohlstandes nicht wieder aufgenommen. Im ersten Buch spricht Smith ausschließlich von den produktiven Kräften der Arbeit. Er führt hier allen Reichtum und alle Wertbildung auf Arbeit zurück. Daß auch das Kapital produktiv sein könnte, deutet er im gesamten ersten Buch seines Werkes nicht einmal an. Und dieses Buch enthält doch immerhin ein ganzes Kapitel über den Kapitalgewinn und ein weiteres über „Lohn und Gewinn bei den verschiedenen Verwendungsarten der Arbeit und des Kapitals".

Es kann also nicht allein am Thema liegen, daß Smith im ersten Buch seines Werkes auf die produktiven Kräfte des Kapitals überhaupt nicht eingeht. Die völlige Abtrennung dieses Problems kann nur so verstanden und gerechtfertigt werden, daß das Kapital nach der Überzeugung von Smith in der Tat nicht mit der Arbeit zusammen und neben der Arbeit an der Schaffung der Werte und des Reichtums beteiligt ist, sondern daß es als die bewegende Kraft hinter der allein unmittelbar produktiven Arbeit steht.

Das erste Buch seines Werkes beginnt Smith mit einem Kapitel über die Arbeitsteilung, in dem er die volkswirtschaftlichen Gedankengänge der Einleitung über die produktiven Kräfte der Arbeit weiter ausführt und im einzelnen erläutert. Nach den Ausführungen dieses Kapitels ist die Leistungssteigerung der produktiven Kräfte der Arbeit nicht durch ihr Zusammenwirken mit anderen Produktionsfaktoren bedingt, sondern die in der Arbeit selbst liegenden produktiven Kräfte und Möglichkeiten werden durch die Arbeitsteilung gefördert und entwickelt. In der Arbeitsteilung erkennt Smith also die Ursache für die Steigerung der Produktivität der Arbeit.

Gleich der erste Satz des Kapitels lautet[143]): „Die außerordentliche Leistungssteigerung der produktiven Kräfte der Arbeit und die gesteigerte Geschicklichkeit, Handfertigkeit sowie Sachgemäßheit, womit die Arbeit überall geleitet oder verrichtet wird, sind allem Anschein nach eine Wirkung der Arbeitsteilung gewesen."

Weitere Ursachen für die Leistungssteigerung der produktiven Kräfte der Arbeit gibt Smith in diesem Kapitel und überhaupt im ersten Buch seines Werkes nicht an. Er führt nach dieser ersten grundsätzlichen Feststellung eine Reihe von Beispielen an, in denen die gesteigerte Produktivität der Arbeit stets unmittelbar aus der Tatsache der Arbeitsteilung erklärt wird. Das Ergebnis dieser Untersuchungen faßt er in folgendem Satz zusammen[144]):

[143]) Bülow, a. a. O. S. 5. — [144]) Bülow, a. a. O. S. 9.

Digitized by Google

„Die enorme Steigerung derjenigen Arbeitsmenge, die infolge der Arbeitsteilung die gleiche Anzahl von Leuten zu bewältigen imstande ist, beruht auf drei verschiedenen Bedingungen: erstens auf der gesteigerten Geschicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters, zweitens auf der Zeitersparnis, die sonst bei dem Wechsel von einer Arbeit zur anderen verloren ging, und schließlich auf der Erfindung zahlreicher Maschinen, welche die Arbeit erleichtern und abkürzen und einen einzelnen Mann in den Stand setzen, die Arbeit vieler zu leisten."

Diese drei Bedingungen werden dann noch einzeln erläutert. Es ist in unserem Zusammenhang besonders auffallend, daß nicht einmal die dritte dieser Bedingungen - die Erfindung von Maschinen - ihn veranlaßt, die Anwendung von Kapital unter den Ursachen der Leistungssteigerung der Arbeit auch nur zu erwähnen. Wenn man seine Erläuterungen zu diesem Punkte nachliest[145]), so wird man finden, daß er tatsächlich auf die verbesserte Ausstattung der Arbeit mit *Kapital* hier mit keiner Silbe eingeht. Es wird so dargestellt, als sei die *Beschaffung* dieser Maschinen gar kein Problem, wenn sie nur erst einmal - dank den günstigen Auswirkungen der Arbeitsteilung - *erfunden* seien.

Smith berichtet, daß die Erfindungen und Verbesserungen von Maschinen zum großen Teil auf einfache Arbeiter zurückzuführen sind, „die, mit einer sehr speziellen Arbeit beschäftigt, von selbst ihr ganzes Augenmerk darauf richten mußten, leichtere und bequemere Griffe ausfindig zu machen". Viele andere Verbesserungen seien „dem erfinderischen Genie der Maschinenbauer" zu verdanken, „sobald das Bauen von Maschinen ein besonderes Gewerbe wurde, und wiederum andere dem Scharfsinn derjenigen, die wir Philosophen oder Theoretiker nennen, und deren Aufgabe nicht darin besteht, irgend etwas herzustellen, sondern alles zu beobachten, und die deswegen oft imstande sind, die entferntesten und unähnlichsten Erscheinungen zueinander in Beziehung zu setzen." Auch diese Fortschritte in den technischen und wissenschaftlichen Berufen führt Smith auf die immer weiter fortschreitende Spezialisierung der Berufe zurück; „und diese Arbeitsteilung fördert in der Philosophie ebenso wie in jedem anderen Berufszweige Geschicklichkeit und Zeitersparnis. Jeder einzelne wird in seinem besonderen Fache erfahrener, es wird im ganzen mehr geleistet und der Wissensstoff erheblich bereichert."

Smith erwähnt hier auch nicht mit einem Worte, daß es eine Wirkung des vermehrten Kapitaleinsatzes ist, wenn die produktiven Kräfte der Arbeit durch die Anwendung von Maschinen gesteigert werden. Sondern er leitet diese Steigerung der Produktivität hier allein aus den produktiven Kräften der Arbeit selbst ab, die durch das Fortschreiten der Arbeitsteilung zu einem zweckmäßigeren, wirksameren und erfolgreicheren Einsatz kommen.

Eine besondere Erwähnung verdient die Tatsache, daß Smith bei dieser Gelegenheit auch nachdrücklich auf die Leistungssteigerung in den produktiven Kräften der *geistigen* Arbeit hinweist. Wie weit sind diese Ausführungen noch von der Auffassung des zweiten Buches entfernt, daß die geistige Arbeit unproduktiv sei und den Volkswohlstand nicht vermehre, da sie keine Waren erzeugt! Mit welcher Selbstverständlichkeit ist hier noch die Auffassung der „Einleitung" in Geltung, die jede nutz-

[145]) Bülow, a. a. O. S. 11 f.

Digitized by Google

bringende Tätigkeit als eine Vermehrung der „notwendigen Güter und Annehmlichkeiten des Lebens", d. h. des Volkswohlstandes, und damit als produktive Arbeit begreift!

Unmittelbar nachdem Smith die durch die Arbeitsteilung erzielte Leistungssteigerung der geistigen Arbeit dargelegt hat, faßt er seine Ausführungen über die segensreiche Wirkung der Arbeitsteilung in folgenden Sätzen zusammen[146]):

„Es ist eben die durch Arbeitsteilung in den verschiedensten Gewerben ermöglichte Massenproduktion, die in einem geordneten Gemeinwesen jenen allgemeinen Wohlstand hervorbringt, der selbst bis in die untersten Volksschichten hinabreicht. Jeder Arbeiter kann einen großen Teil seines Arbeitsertrages abgeben... Er versorgt die anderen reichlich mit dem, was sie brauchen, sie ihrerseits versehen ihn ebenso reichlich mit dem, was er nötig hat, und so verbreitet sich allgemeiner Wohlstand in allen Volksschichten."

Mit der Vorstellung, daß alle arbeitenden Menschen an der Schaffung der notwendigen Güter und der Annehmlichkeiten des Lebens beteiligt sind, verbindet sich also ganz selbstverständlich die Auffassung, daß ebenso auch alle schaffenden Menschen ihren Anteil am Genuß dieses Volkswohlstandes haben. Der Gedanke, daß alle Volksschichten - trotz großer sozialer Unterschiede - an dem gemeinsam geschaffenen Volkswohlstand beteiligt sind, ist uns schon aus der „Einleitung" bekannt. Smith unterstreicht ihn hier im Schlußsatz des Kapitels nochmals besonders eindringlich. Nach einem Hinweis darauf, um wie viel der „verschwenderische Luxus der Großen" den Verbrauch des einfachen Mannes übertrifft, sagt er abschließend[147]):

„Und doch übertrifft, glaube ich, die Ausstattung eines europäischen Fürsten die eines fleißigen und sparsamen Bauern nicht so sehr, wie die letztere die so manches afrikanischen Königs übertrifft, der absoluter Herr über Leben und Freiheit von zehntausend nackten Wilden ist."

So kann das erste Kapitel des ersten Buches als eine einzige Erläuterung jener Thesen über die Produktivität der Arbeit gelten, die wir in der Einleitung zum Gesamtwerk kennengelernt und die wir oben als die ersten drei Hauptsätze des logischen Schemas der Produktivitätslehre herausgestellt haben.

Selbstverständlich hätte Smith aus diesen volkswirtschaftlichen, ja beinahe sozialistischen Betrachtungen sehr wohl eine Theorie der wirtschaftlichen Werte und der Güterverteilung entwickeln können. Eine konsequente Verfolgung der volkswirtschaftlichen Gedanken, die am Beginn des Smith'schen Werkes stehen, hätte ihn zu folgenden Überlegungen führen müssen: Wenn der Wohlstand eines Volkes in den notwendigen Gütern und Annehmlichkeiten des Lebens besteht, die es sich erarbeitet, so sind die völkischen Bedürfnisse das Maß aller Werte und aller Leistungen. Der Wert jedes einzelnen wirtschaftlichen Gutes muß sich daraus ergeben, in welchem Maße es zur Befriedigung der völkischen Bedürfnisse beiträgt. Und die Größe jeder einzelnen produktiven Leistung muß sich aus der Größe des Wertes ergeben, den sie geschaffen hat. Damit ist dann auch für die Lehre von der Güterverteilung der selbstverständliche Ausgangspunkt gegeben: Der Anspruch an die Gemeinschaft, den der Einzelne geltend macht, muß im Verhältnis zur Größe seiner Leistung stehen.

[146]) Bülow, a. a. O. S. 13. — [147]) Bülow, a. a. O. S. 15.

Digitized by Google

Eine solche Theorie der Güterverteilung hätte freilich die kapitalistische Wirtschaft nicht geschildert, wie sie ist. Sie wäre nur als eine Kritik dieser Wirtschaftsordnung möglich gewesen. Es lag Smith völlig fern, eine solche Kritik zu schreiben. Wenn er das aber nicht wollte, so sind die Gedanken, die er an die Spitze seiner Untersuchungen stellt, von vornherein ein Fremdkörper in seinem System. Sie sind in Wahrheit gar nicht der theoretische Ausgangspunkt seiner Überlegungen, sondern sie sind nur eine Fassade volkswirtschaftlicher Betrachtungen, hinter der er ein System aus rein privatwirtschaftlich-kapitalistischem Geiste aufbaut.

Der Begriff des Reichtums ist in der Einleitung zum Gesamtwerk und im ersten Kapitel des ersten Buches noch auf das Volk bezogen, der Reichtum des Einzelnen ist dort nur ein Teilhaben am Reichtum der völkischen Gemeinschaft. Beim Aufbau der Wertlehre geht Smith jedoch ausdrücklich von der Bildung des privaten Reichtums aus. Ebenso läßt sich nachweisen, daß die Vorstellung des Wertes und der Produktivität ursprünglich auf das Volk und seine Bedürfnisse bezogen ist, beim Aufbau der Wertlehre jedoch auf den Einzelnen und seine Interessen. Das zweite Kapitel des ersten Buches dient als Überleitung von den an die Spitze des Werkes gestellten Betrachtungen, in denen das Volk im Mittelpunkt der Wirtschaft steht, zum Aufbau eines individualistischen Systems, in dem sich alle ökonomischen Begriffe auf den Wirtschaftsertrag des Einzelnen beziehen.

Dieses zweite Kapitel handelt „von dem Prinzip, das zur Arbeitsteilung führt". In ihm läßt Smith, in charakteristischer Anlehnung an die Philosophie der Aufklärung, den gesellschaftlichen Zusammenhang aus den Einzelinteressen der Individuen entstehen. Statt das Bestehen einer Gemeinschaft als Voraussetzung für die Möglichkeit einer durchgreifenden Arbeitsteilung und damit als Voraussetzung für die Entfaltung der verschiedenen Anlagen der Menschen zu begreifen, führt Smith die Arbeitsteilung auf die Neigung der Individuen zum Tausche zurück und betrachtet die Verschiedenheit ihrer Anlagen in der Hauptsache als eine Wirkung der Arbeitsteilung! In ihrer grotesken Verkehrtheit ist diese Lehre typisch für die Philosophie der Aufklärung. Die Gebundenheit der Smith'schen Wirtschaftslehre an den Geist ihrer Zeit ist denn auch in diesem Punkte so unverkennbar, daß sie schon längst festgestellt worden ist. Gerade das vorliegende Kapitel ist in diesem Sinne ganz hervorragend von Theodor Pütz analysiert worden[148]). Aber auch diese Analyse bricht in dem Punkte ab, wo sie von der Frage der Zeitbedingtheit zur Frage der völkischen Bedingtheit des Smith'schen Systems fortschreiten könnte.

Vom völkerpsychologischen Standpunkt haben jene philosophischen Grundgedanken, die im Zeitalter der Aufklärung mehr oder weniger allen europäischen Völkern gemeinsam waren, naturgemäß die geringste Bedeutung. Eine typisch britische Denkweise kann man höchstens darin erblicken, daß Smith nicht nur allgemein vom Selbstinteresse des Individuums ausgeht, sondern daß er - aus einem händlerischen Instinkt heraus - im besonderen die „Neigung zum Tausche, zum Tauschhandel und zum Austauschen

[148]) Th. Pütz, „Wirtschaftslehre und Weltanschauung bei Adam Smith", München und Leipzig 1932. Dort ist auch die weitere Literatur zu dieser Frage angegeben. Über das hier behandelte Kapitel bes. S. 10 ff., vgl. dazu S. 41 ff.

Digitized by Google

einer Sache gegen eine andere" als das Prinzip erklärt, das zur Arbeitsteilung und damit zu jedem wirtschaftlichen Fortschritt führt[149]).

Deutlicher wird die völkische Bedingtheit des Smith'schen Systems aber erst dann, wenn wir uns nicht an dieses überleitende Kapitel, sondern an den Aufbau seiner Wertlehre selbst halten, der im fünften Kapitel des ersten Buches beginnt[150]).

Der tatsächliche Aufbau der Wertlehre setzt sich nämlich von den an die Spitze des Werkes gestellten volkswirtschaftlichen Betrachtungen nicht nur dadurch ab, daß die Werte auf den wirtschaftenden Einzelmenschen - und nicht mehr auf das Volk - bezogen sind; sondern gleichzeitig wendet sich Smith auch vom Gedanken des Nutzenwertes (Gebrauchswertes) zum Gedanken des Tauschwertes, den er als einen Kostenwert darstellt.

Wer die wirtschaftlichen Güter nach ihrem Nutzenwert schätzt, faßt die Wirtschaft als einen Haushalt auf, indem er sich vorstellt, daß die Güter einen (völkischen oder individuellen) Bedarf zu befriedigen haben. Wer dagegen die wirtschaftlichen Güter nach ihrem Kostenwert schätzt, faßt die Wirtschaft als ein Unternehmen auf, indem er nur danach fragt, welchen (individuellen) Anspruch der Verkauf der Güter rechtfertigt, und indem er die Güter nicht als Mittel der Bedarfsdeckung, sondern als Mittel der Gewinnerzielung betrachtet. Man sieht also, daß diese werttheoretische Frage in einem sehr engen Zusammenhang mit dem verschiedenen Wirtschaftsgeist der Völker steht[151]).

Wenn also Smith die Bildung der Werte wiederum auf die Arbeit zurückführt, so hat dieser Begriff „Arbeit" hier im fünften Kapitel doch eine wesentlich andere Bedeutung als in den an die Spitze seines Werkes gestellten volkswirtschaftlichen Betrachtungen. Dort war Arbeit aufgefaßt als nutzbringende Leistung für die völkische Gemeinschaft, hier dagegen als Aufwand von Mühe und als Kostenfaktor in der Einzelwirtschaft: „Der wirkliche Preis irgendeines Gegenstandes, d. h. das, was er dem, der ihn sich verschaffen will, in Wahrheit kostet, ist die Mühe und Beschwerde, die zu seiner Erlangung aufgewendet werden muß"[152]).

Es ist nun zweifellos ein großer Unterschied, ob man die Wertbildung auf eine nutzbringende Leistung oder auf den Aufwand von Mühe und Beschwerde zurückführt. Wie tiefgreifend dieser Unterschied ist, wird man erst gewahr, wenn man in den beiden Abschnitten des Smith'schen Werkes, die wir miteinander vergleichen, die Ausführungen über Wertbildung und Produktivität wechselseitig zu ersetzen versucht. Die Entstehung des Volkswohlstandes erklärt Smith in der „Einleitung" ersichtlich nicht daraus, daß die Leistungen, die ihn schaffen, mit Mühe und Beschwerde verbunden sind, sondern daraus, daß sie einen Nutzen bringen. Er erwähnt besonders, daß der Volkswohlstand durch die Steigerung der produktiven Kräfte der Arbeit vermehrt wird. Darunter versteht er namentlich die vermehrte Geschicklichkeit, Handfertigkeit und Sachgemäßheit der Arbeit. Die Steigerung der produktiven Kräfte bedeutet also unter keinen Umständen eine Steigerung der mit der Arbeit verbundenen

[149]) Bülow, a. a. O. S. 15, ähnlich passim.

[150]) Das dritte und vierte Kapitel bieten für unsere Frage keine wesentlichen Aufschlüsse. Ihre Besprechung ist in einem anderen Zusammenhang vorgesehen.

[151]) Dies ergibt sich auch aus dogmengeschichtlichen Betrachtungen über die Werttheorie, die in einem späteren — hier noch nicht veröffentlichten — Kapitel meiner Arbeit vorliegen werden. Dort ist auch eine gesonderte Betrachtung über die Bedeutung von Haushalt und Unternehmen vorgesehen. — [152]) Bülow, a. a. O. S. 33.

Digitized by Google

Mühe und Beschwerde, sondern im Gegenteil eine Steigerung des Nutzens, der mit dem gleichen Aufwand von Mühe geschaffen werden kann.

Vom Nutzen der Arbeit sieht Smith jedoch beim Aufbau seiner Wertlehre völlig ab. Schon am Ende des vierten Kapitels hat er am Beispiel des Wassers und des Diamanten zu zeigen versucht, daß der Tauschwert der Dinge mit ihrem Gebrauchswert nichts zu tun habe[153]). Ohne die Vorstellung des Grenznutzens, die Smith noch nicht kannte, ist es in der Tat sehr schwierig, den Tauschwert der Güter in eine exakte Beziehung zu ihrem Nutzenwert zu bringen. Aber ist denn die „Mühe und Beschwerde" der Arbeit exakt zu bestimmen? Smith selbst schreibt darüber[154]): „Es ist oft schwer, das Verhältnis zwischen zwei verschiedenen Mengen Arbeit genau zu bestimmen... Es kann in der schweren Anstrengung einer Stunde mehr Arbeit stecken als in der leichten Beschäftigung von zwei Stunden, oder in der einstündigen Ausübung einer Tätigkeit, zu deren Erlernung der Betreffende zehn Jahre brauchte, mehr als in dem Aufwand eines ganzen Monats, wenn es sich um eine einfache und leicht von der Hand gehende Arbeit handelt. Es ist jedoch nicht leicht, einen genauen Maßstab für die Mühe oder den Scharfsinn, der im einzelnen aufgewendet wird, zu finden. Allerdings wird ja beim Austausch der Erträgnisse verschiedener Arten von Arbeit gegeneinander auf beide Rücksicht genommen. Es geschieht dies aber nicht nach einem genauen Maßstabe, sondern nach dem Maße des Feilschens und Handelns auf dem Markte, d. h. auf Grund jenes rohen Ausgleichs, der, obwohl er nicht exakt ist, doch für die Abwicklung der Geschäfte des täglichen Lebens ausreicht."

Mit ungefähr den gleichen Worten könnte man ja auch die Meinung vertreten, daß durch das Feilschen und Handeln auf dem Markt ein roher, aber ausreichender Maßstab für den Vergleich der Nutzenwerte sich ergebe. Es zeigt sich also, daß das Ausgehen der werttheoretischen Erörterungen vom Nutzenwert oder vom Kostenwert nicht so sehr von den größeren oder geringeren gedanklichen Schwierigkeiten abhängen kann, die sich im einen und im anderen Fall dem theoretischen Aufbau entgegenstellen. Sondern hinter der Vorstellung vom Nutzenwert und der Vorstellung vom Kostenwert stehen Überzeugungen über den Sinn der Arbeit und aller wirtschaftlichen Tätigkeit – und letzten Endes Überzeugungen über den Sinn des Lebens. Ein Gelehrter vom Format eines Adam Smith kann bei der Wahl seines Standpunktes nur von diesen Überzeugungen geleitet worden sein.

Daß die Smith'sche Werttheorie mit derartigen völkisch bedingten[155]) Überzeugungen in Zusammenhang steht, wird dadurch besonders deutlich, daß sie die Wertbildung auf Arbeit zurückzuführen sucht. Wer die Arbeit als eine Aufgabe und als *Beruf* auffaßt, der wird sie stets zuerst als die Leistung eines Dienstes begreifen, nicht aber als eine Unannehmlichkeit, deren Ertragen ihm Anspruch auf eine Entschädigung gibt. Er kann ein sehr ausgeprägtes Gefühl dafür haben, daß die Erfüllung seiner Pflicht ihm auch einen Anspruch an die Gemeinschaft gibt. Die Größe dieses Anspruches aber wird er niemals aus der Größe der Unannehmlichkeit herleiten, die ihm die Erfüllung seiner Pflicht bereitet hat, sondern höchstens aus der Größe des Nutzens, den die

[153]) Bülow, a. a. O. S. 32.
[154]) Bülow, a. a. O. S. 34 f. Ähnlich im folgenden Kapitel S. 54.
[155]) Vgl. oben die Ausführungen über „Volkswirtschaft und Volkscharakter", S. 73 ff.

Digitized by Google

Gemeinschaft ihrerseits seiner Leistung verdankt. Der Erfolg, nicht der Aufwand ist der Maßstab jeder Leistung.

Umgekehrt stellt sich die Frage für den, der im Erwerb den Sinn aller wirtschaftlichen Tätigkeit sieht. Ihn interessiert nicht der Nutzen der Leistung für die Gemeinschaft, sondern zuerst der persönliche Anspruch, den er sich durch seine wirtschaftliche Tätigkeit verschafft. Für ihn ist die Arbeit nicht Aufgabe und Verpflichtung, sondern eine Unannehmlichkeit, der er sich nach Möglichkeit entzieht. Einem solchen Denken entspricht es deshalb, den Aufwand an Mühe und Beschwerde zur Grundlage seiner Ansprüche zu machen und den Wert als einen Kostenwert zu begreifen.

Wer vom Leistungsprinzip ausgeht, der weist auch den wirtschaftlichen Gütern die Aufgabe zu, einen Bedarf zu befriedigen und damit einen Nutzen zu leisten. Wer vom Erwerbsprinzip ausgeht, der sieht auch in den wirtschaftlichen Gütern nur Mittel des Erwerbs. Er will sie nicht selbst gebrauchen, sondern er will sie mit Gewinn verkaufen. Den Nutzen dieser Güter werden deshalb andere haben. Was den Verkäufer interessiert, ist der Vergleich der Kosten mit dem Gewinn.

Eine einseitige Erklärung des Güterwertes aus den Kosten weist deshalb auf eine werttheoretische Fragestellung aus dem Geist des Erwerbsprinzips hin. Eine Werttheorie aus dem Geist des Leistungsprinzips wird die Güterwerte aus dem Nutzen erklären. Die Theorie des Nutzenwertes beruht also in gewisser Weise auf einer sozialistischen Fragestellung, die Theorie des Kostenwertes dagegen auf einer kapitalistischen Fragestellung.

Es ist demnach eine vollständige Umkehrung der werttheoretischen Gesichtspunkte, wenn Smith beim Aufbau seiner Wertlehre die Bildung der Werte nicht mehr aus dem Nutzen der Leistung für die Gemeinschaft, sondern aus der Mühe und Beschwerde erklärt, die der Einzelne aufwendet. Damit verbindet sich die von uns schon besprochene Umkehrung des logischen Zusammenhangs zwischen den Begriffen Volkswohlstand, Wert und Produktivität[156]). Denn nach der jetzigen Darstellung kann die Entstehung des Volkswohlstandes nur daraus erklärt werden, daß durch den Aufwand von Mühe und Beschwerde einzelne Werte gebildet worden sind, die zusammen den Volkswohlstand ausmachen. Ursprünglich wurde umgekehrt die Bildung von Werten daraus erklärt, daß durch nutzbringende Leistungen der Volkswohlstand geschaffen wird. Das ist ein fundamentaler Gegensatz. Denn im einen Falle wird gewissermaßen die Entwicklung eines Gesamtorganismus aus der Entwicklung der einzelnen Zellen abgeleitet, im anderen Fall die Entwicklung der einzelnen Zellen aus der Entwicklung des Gesamtorganismus.

Die Frage der Entstehung des Volkswohlstandes greift Smith jedoch erst im zweiten Buch seines Werkes wieder auf, nachdem er sich und den Leser völlig an die hier einsetzende isolierte Betrachtung der Werte gewöhnt hat. Beim Aufbau und Ausbau seiner Wertlehre kommt er auf die theoretischen Probleme der „Einleitung" nicht wieder zurück. Im ersten Buch kann es deshalb noch gar nicht auffallen, daß die Begriffe Reichtum, Wert und Arbeit inzwischen ihre Bedeutung verändert haben. Denn auch in dem neuen theoretischen Zusammenhang nimmt Smith zwei Grundgedanken der „Einleitung" wieder auf. Zwar liegt die theoretische Betrachtung jetzt

[156]) Vgl. oben S. 148 ff.

Digitized by Google

auf einer völlig anderen Ebene, da Smith nunmehr von der Bildung des privaten Reichtums ausgeht, aber die Übereinstimmung der Gedanken wird dadurch nur um so eindrucksvoller. Diese beiden Grundgedanken besagen, daß die Wertbildung gleichbedeutend mit der Schaffung des Reichtums ist und daß Reichtum und Wert durch die menschliche Arbeit geschaffen werden. So bleibt das Gedankengebäude der „Einleitung", das erst im zweiten Buch des Werkes zum Einsturz gebracht wird, für das gesamte erste Buch mindestens als eine Art Kulisse erhalten, hinter der die Werttheorie freilich auf völlig anderen und neuen Fundamenten aufgebaut wird.

Smith ist sich dieser Veränderung der Fundamente zweifellos nicht bewußt gewesen, denn sie besteht eigentlich nur darin, daß er die wissenschaftlichen Grundbegriffe seines Werkes im eingeborenen Geist seiner völkischen Gemeinschaft auszudeuten und zu entwickeln beginnt. Diese Ausdeutung und Umdeutung setzt Smith aber nun so lange fort, bis endlich die ursprünglichen volkswirtschaftlichen Gedanken völlig in ihr Gegenteil verkehrt sind. Daraus ergeben sich immer neue Verstöße gegen den logischen Aufbau, die jedoch stets auf die gleichen psychologischen Antriebe zurückführen und somit immer neue Stufen in der Selbstoffenbarung des britisch-plutokratischen Wirtschaftsgeistes darstellen.

Zunächst ist nur die wissenschaftliche Fragestellung verschoben und es ist noch nichts von plutokratischen Tendenzen zu sehen. Wie das Beispiel des Juden Karl Marx zeigt, läßt sich sehr wohl der Versuch unternehmen, auf die kapitalistische Fragestellung nach dem Kostenwert eine sozialistische Antwort zu geben, indem man nicht nur die Schaffung der Werte, sondern auch den Anspruch auf den Ertrag allein auf die Arbeit zurückführt. Was jedoch in der Wirtschaftslehre des Adam Smith systematisch weitergeführt wird, ist gerade die mit dem Aufbau der Kostenwerttheorie beginnende Auflösung des Leistungsgedankens.

Wie wenig Smith die Absicht hat, den Anspruch des Arbeiters als einzigen berechtigten Anspruch auf den Wirtschaftsertrag gelten zu lassen, das zeigt sich schon gleich am Beginn des neuen Gedankenaufbaus. Denn die Vorstellung, daß die Arbeit eine Unannehmlichkeit sei, führt Smith nicht nur zu veränderten Gesichtspunkten über die Arbeit und die Grundlagen der Wertbildung, sondern sie veranlaßt ihn sofort, auch den Begriff des Reichtums in einer völlig neuartigen Weise aufzufassen. Als Kennzeichen des (privaten) Reichtums erscheint ihm jetzt nicht mehr bloß die Möglichkeit einer reichen Versorgung mit Gütern aller Art, sondern er ergänzt diese Bestimmung nunmehr sogleich dadurch, daß der Reichtum seinem Besitzer die Macht gibt, die Unannehmlichkeit der Arbeit sich selbst zu ersparen und sie anderen aufzubürden[157]):

„Was ein Gegenstand demjenigen, der ihn sich verschafft hat und der darüber verfügen oder ihn gegen etwas anderes austauschen will, also wirklich wert ist, das ist die Mühe und Beschwerde, die er sich damit ersparen und mit der er andere Leute belasten kann...

„Reichtum, sagt Hobbes, ist Macht. Wer aber ein großes Vermögen entweder erwirbt oder ererbt, erwirbt oder ererbt damit nicht auch notwendig irgendwelche politische, sei es zivile oder militärische Macht. Mit seinem Vermögen wird er sich vielleicht die Mittel verschaffen können, sie zu erwerben, aber der bloße Besitz dieses Ver-

[157]) Bülow, a. a. O. S. 33 f.

Digitized by Google

mögens verleiht sie ihm nicht so ohne weiteres. Die Macht, die dieser Besitz ihm unmittelbar und direkt verschafft, ist die Macht zu kaufen: eine bestimmte Herrschaft über alle Arbeit oder über den ganzen Arbeitsertrag, wie er gerade auf dem Markte ist. Sein Vermögen ist größer oder kleiner im gleichen Verhältnis zur Ausdehnung dieser Macht oder zu der Menge von Arbeit oder, was dasselbe ist, von Arbeitserträgen anderer, die er damit kaufen oder in seine Verfügungsgewalt bringen kann."

Das ist rein plutokratisch-kapitalistisch gedacht. Und aus diesem plutokratisch-kapitalistischen Denken heraus gestaltet Smith dann auch seine ganze Theorie der Güterverteilung, indem er nicht mehr die Leistung, ja nicht einmal die Mühe und Beschwerde der Arbeit zur Grundlage des Anspruchs auf den Wirtschaftsertrag erhebt, sondern ganz nüchtern und realistisch die wirtschaftliche Macht. Die wirtschaftliche Macht ermöglicht es dem Kapitalisten, sich einen Teil der Arbeitsertrages der schaffenden Menschen anzueignen. Die wirtschaftliche Macht gibt dem Grundherrn die gleiche Möglichkeit. Die Arbeiter selbst, die die Werte schaffen, bekommen „naturgemäß" in der Regel nur so viel von den Erträgen ihrer Mühe und Beschwerde, daß sie mit ihren Familien vor dem Verhungen geschützt sind und daß sie sich gerade in dem Maße fortpflanzen können, wie es dem Verwertungsstreben des Kapitals jeweils entspricht.

Das ist der wesentliche Inhalt der sechs letzten Kapitel des ersten Buches, wie wir ihn in aller Ausführlichkeit im ersten Abschnitt unserer Untersuchung über Adam Smith dargestellt haben. Es genügt deshalb, wenn wir hier die Grundgedanken noch einmal kurz zusammenfassen und wenn wir unsere Ausführungen nur insoweit ergänzen, wie es die Durchführung des Vergleiches zwischen dem ersten und dem zweiten Buch des „Wealth of Nations" erfordert. Dabei wird es zweckmäßig sein, die Frage des Grundeigentums und der Grundrente vorläufig ganz beiseite zu stellen[158]).

Die wirtschaftliche Macht des Kapitalisten, sich einen Teil des Arbeitsertrages der schaffenden Menschen anzueignen, ist zweifellos eine „Herrschaft über Arbeit", sie ist aber sehr viel mehr als die „Macht zu kaufen". Denn die Aneignung des Arbeitsertrages, von der hier die Rede ist, vollzieht sich nicht durch Kauf, also durch Tausch von Wert gegen gleichen Wert, sondern dadurch, daß ein Teil der erzeugten Werte ohne Hingabe einer Gegenleistung beansprucht wird. Im ganzen ersten Buch seines Werkes macht Smith nicht einmal den Versuch, eine besondere produktive Leistung des Kapitals oder des Kapitalisten nachzuweisen, er streitet vielmehr den Zusammenhang zwischen dem Kapitalgewinn und der „vorgeblichen Arbeit" des Kapitalbesitzers ausdrücklich ab[159]).

An keiner Stelle des ersten Buches erklärt Smith die Entstehung des Kapitalgewinns daraus, daß zur Leistung, bzw. zur Mühe und Beschwerde des Arbeiters irgendeine Leistung des Kapitals hinzukommt, durch die der erzeugte Wert sich vermehren würde; sondern er leitet den Kapitalgewinn daraus ab, daß zum Anspruch des Arbeiters auf den Arbeitsertrag der Anspruch des Kapitalisten hinzukommt, wodurch sich der Anspruch des Arbeiters vermindert.

[158]) Die Behandlung dieser Frage ist einer zusammenfassenden Darstellung der Smithschen Wertlehre vorbehalten.

[159]) Vgl. oben S. 86 und 143.

Digitized by Google

Es ist zweifellos eine richtige wissenschaftliche Erkenntnis, daß die Verteilung der Güter in der kapitalistischen Wirtschaft nicht dem Anteil entspricht, den die einzelnen Volksschichten an der Erzeugung der Güter und damit an der Bildung der Werte genommen haben. Nicht daraus also ist Smith ein wissenschaftlicher Vorwurf zu machen, daß er diese Tatsache *festgestellt* hat. Ihre eindeutige Feststellung wäre vielmehr ein wissenschaftliches Verdienst gewesen. Sondern das *Ausweichen* vor der klaren wissenschaftlichen Feststellung und der Versuch, die kapitalistische Verteilung der Güter als „natürlich" hinzustellen oder gar sie moralisch zu rechtfertigen, das ist es, war wir als britischen „Cant" und als Mangel an wissenschaftlicher Folgerichtigkeit empfunden haben.

Die systematische Verschleierung und Beschönigung der Tatbestände beginnt bereits damit, daß Smith durch die Lehre von den „Elementen, aus denen sich die Warenpreise zusammensetzen (component parts)" den Anschein zu erwecken sucht, als liege der Anteil der Kapitalisten und Grundherren am Wirtschaftsertrag nicht erst in der *Verteilung* der Werte, sondern schon in der *Bildung* der Werte oder Preise begründet. Den Widerspruch zwischen der Erzeugung und der Verteilung der Werte verlegt Smith damit in die Wertbildungslehre selbst.

Hier zeigt sich wieder besonders deutlich die völkische Bedingtheit der Smith'schen Wirtschaftslehre. Ein *Deutscher* würde wahrscheinlich zuerst untersucht haben, ob der Kapitalgewinn und die Grundrente nicht auf bestimmte soziale Leistungen des Kapitals und des Grundeigentums oder ihrer Eigentümer zurückzuführen sind. Wenn solche Leistungen aber nicht festzustellen wären, so würde deutsches wissenschaftliches Denken die geschilderten Tatbestände bestimmt so ausdrücken, daß die *Bildung* der Werte auf der Arbeit der schaffenden Menschen beruht, während sich die *Verteilung* der Werte nach den wirtschaftlichen Machtverhältnissen richtet. Ganz anders stellen sich die gleichen Tatbestände in einem britischen Gehirn dar. Smith beginnt nicht mit der Feststellung der *Leistungen*, sondern mit der Untersuchung der *Ansprüche* von Kapital und Grundeigentum. Es erscheint ihm naturgemäß und selbstverständlich, daß die Kapitalbesitzer und Grundherren Ansprüche auf den Wirtschaftsertrag geltend machen, sobald die Kapitalansammlung und Landaneignung stattgefunden hat. Es erscheint ihm ebenso naturgemäß und selbstverständlich, daß die Ansprüche der schaffenden Menschen auf den Wirtschaftsertrag dadurch geschmälert werden. Aus diesen Ansprüchen, nicht aus Leistungen leitet er die Bildung der Werte ab, indem er den Arbeitslohn, den Kapitalgewinn und die Grundrente als die Elemente erklärt, aus denen sich die Warenpreise zusammensetzen. Er unterscheidet also nicht zwischen der Bildung und der Verteilung der Werte, weil es ihm schon bei der Frage der Wertbildung um die *Aneignung* der Werte geht, also um ihre *Verteilung* und nicht um ihre *Schaffung*.

Hier enthüllt sich erst die ganze Bedeutung des Übergangs von der Theorie der Nutzenwerte zur Theorie der Kostenwerte. Es wäre ganz falsch, die „Mühe und Beschwerde" des Arbeiters, die Smith zur Grundlage der Wertbildung macht, als eine *Leistung* aufzufassen. Aus der Art, wie Smith den Anspruch des Kapitals und des Grundeigentums neben den Anspruch der Arbeit stellt, geht ganz klar hervor, daß er *die Bildung der Werte überhaupt nicht aus den sozialen Leistungen, sondern aus sozialen Ansprüchen* ableitet. Die Mühe und Be-

Digitized by Google

schwerde der Arbeit ist also auch nicht als Leistung des Arbeiters zu verstehen, sondern als Grundlage seiner sozialen Ansprüche, ebenso wie der Kapitalbesitz und das Grundeigentum ohne jeden Nachweis einer Leistung als Grundlagen sozialer Ansprüche auf den Wirtschaftsertrag betrachtet werden.

Die Fortbildung der Wertlehre zu einer Lehre von den sozialen Ansprüchen führt also zur völligen Auflösung des Leistungsprinzips. Gleichzeitig wird auch die Anschauung aufgegeben, daß die Arbeit - gleichgültig ob als nutzbringende Leistung oder als Mühe und Beschwerde - der einzige wertbildende Faktor sei. Sondern neben den Anspruch der Arbeit tritt jetzt der Anspruch des Kapitals und des Grundeigentums auf den Wirtschaftsertrag. Arbeit, Kapital und Grundeigentum werden dabei nicht etwa als die „drei Produktionsfaktoren" aufgefaßt, die durch ihr Zusammenwirken und ihre gemeinsame Leistung den Wirtschaftsertrag schaffen, sondern als die drei ursprünglichen Grundlagen eines sozialen Anspruchs auf den Wirtschaftsertrag. Nur so ist auch die Lehre von den „drei ursprünglichen Einkommensquellen" zu verstehen, deren Fassung dem Gedanken, daß Arbeit, Kapital und Grundeigentum etwa die drei Quellen produktiver wirtschaftlicher Leistung seien, deutlich widerspricht[160]).

So führt die Entwicklung der Wertlehre im ersten Buch des „Wealth of Nations" zwar zu der Anschauung, daß Arbeit, Kapital und Grundeigentum die drei ursprünglichen Quellen des Anspruchs auf den Wirtschaftsertrag (und insofern die Quellen der Wertbildung) seien. Der Gedanke aber, daß dieser Wirtschaftsertrag allein durch die Arbeit *geschaffen* werde, wird durch diese typisch britische Theorie der Wertbildung eigentlich gar nicht berührt, geschweige denn erschüttert; denn Smith zieht die Frage nach den produktiven *Leistungen* überhaupt nicht ernstlich in Betracht, und für die Entstehung des Kapitalgewinns (und der Grundrente) gibt er keine andere Erklärung als den *Anspruch* der Kapitalisten (und Grundherren) und die wirtschaftliche Macht, diesen Anspruch durchzusetzen.

So ist Smith allerdings eine theoretische Erklärung des Kapitalgewinns und der Grundrente gelungen, die völlig dem Wirtschaftsgeist der britischen Plutokratie entspricht. Es ist ihm darüber hinaus gelungen, den wirklichen Gegensatz des sozialen Lebens zwischen der Erzeugung und der Verteilung der Werte zu beschönigen und zu verharmlosen, indem er ihn zu einem rein theoretischen Gegensatz innerhalb seiner Wert- und Preislehre macht: die Wertlehre als Lehre vom *Anspruch* auf die Werte steht nunmehr im Widerspruch zu den Ausführungen, die Smith über die *Schaffung* der Werte gemacht hat.

Wenn das auch nur wie ein Widerspruch innerhalb der Theorie aussieht, so bleibt der Gegensatz zwischen der Erzeugung und der Aneignung des Wirtschaftsertrages doch peinlich genug spürbar. Er kommt z. B. in dem folgenden Satz zum vollendeten Ausdruck[161]): „Der Wert, *den die Arbeiter* dem Rohstoff *hinzufügen*, zerfällt somit in diesem Falle (sobald sich nämlich Kapital in den Händen einiger Personen angesammelt hat) *in zwei Teile*, von denen *der eine* ihren *Arbeitslohn*, *der andere* dagegen den *Gewinn ihres Arbeitgebers* darstellt, der ihm dafür zufällt, daß er das ganze Kapital für Löhne und Rohstoffe vorgestreckt hat."

[160]) Vgl. oben S. 86. — [161]) Bülow, a. a. O. S. 55.

Digitized by Google

Die Schaffung des Wertes, der den Rohstoffen durch ihre Verarbeitung hinzugefügt wird, schreibt Smith also allein den Arbeitern zu. Es ist gar keine Rede davon, daß das Kapital an der Schaffung dieses Wertes irgendwie beteiligt wäre. Smith erklärt vielmehr, daß der von den Arbeitern geschaffene Wert in zwei Teile zerfällt, weil neben ihnen das Kapital am Anspruch auf den Wert beteiligt ist, und für diesen Anspruch gibt er am Schluß noch eine Begründung. Ganz ähnlich kommt der Widerspruch zwischen der Schaffung und der Aneignung der Werte an vielen anderen Stellen zum Ausdruck, von denen wir die wichtigsten bereits im ersten Abschnitt unserer Untersuchung zitiert haben.

So legt auch die von Smith gewählte Form des theoretischen Ausdrucks immer noch den peinlichen Gedanken nahe, daß die Werte, die die Kapitalisten und Grundherren für sich beanspruchen, von den Arbeitern geschaffen worden sind. Smith hat diesem Gedanken sicher nicht Raum geben wollen. Aber gerade durch die plutokratische Formulierung seiner Wertlehre wird man erst recht auf ihn gestoßen. Denn indem Smith die Bildung der Werte nicht aus den (zusammenwirkenden) Leistungen, sondern aus den (gegeneinanderstehenden) Ansprüchen auf den Wirtschaftsertrag erklärt, wird der Gedanke des Klassenkampfes zur politischen Konsequenz seiner Wertlehre[162]). Es kann deshalb nicht wundernehmen, daß trotz der gegenteiligen Tendenz manche Formulierungen, die Smith im ersten Buch seines Werkes bringt, ganz bedenklich an jene Mehrwertlehre anklingen, die ein Jahrhundert später durch Karl Marx zum Schlachtruf gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung gemacht werden sollte.

Ein besonders lehrreiches und ergötzliches Beispiel für die theoretische Verwandtschaft und zugleich für den politischen Gegensatz der Smith'schen und der Marx'schen Wertlehre finden wir im ersten Buch des „Wealth of Nations" am Schluß des sechsten Kapitels. Dort schreibt Smith[163]):

„Da es in einem zivilisierten Lande nur wenige Waren gibt, deren Tauschwert allein durch Arbeit bestimmt wird (arises from labour only), weil Rente und Gewinn stark zu dem Werte der allermeisten Waren beisteuern (contributing), so wird der jährliche Ertrag seiner Arbeit[164]) stets hinreichen, eine viel größere Menge Arbeit zu kaufen oder sich dienstbar zu machen, als aufgewendet wurde, um jene Erzeugnisse zu beschaffen, anzufertigen und auf den Markt zu bringen." Die Bestimmung des Tauschwerts durch Arbeit - nämlich durch den Lohn der Arbeit - ist also deutlich vom Ertrag der Arbeit unterschieden. Kapital und Grundeigentum „steuern" nur durch ihre Ansprüche (mit Rente und Gewinn!) zum Tauschwert der Waren „bei", es ist aber keine Rede davon, daß sie durch irgendwelche produktiven Leistungen zum Ertrag der wirtschaftlichen Tätigkeit beisteuern. Wenn wir einmal unterstellen, daß Arbeitslohn, Rente und Gewinn zu gleichen Teilen „zum Tauschwert der Waren beisteuern", so ist der „Ertrag der Arbeit" dreimal so hoch wie der Arbeitslohn, weil die Kapitalisten und die Grundherren ebenso große Ansprüche auf den Ertrag geltend machen wie die

[162]) Die Lehre von der Produktivität der Arbeit, wie sie in der Einleitung des Werkes aufgestellt wurde, führt dagegen zu der Vorstellung, daß die Wirtschaft als eine völkische Leistungsgemeinschaft aufzufassen ist. Vgl. oben, bes. S. 161.

[163]) Bülow, a. a. O. S. 62.

[164]) Nämlich der Arbeit des Landes. Bülow übersetzt die Worte: „the annual produce of its labour" aus unerfindlichen Gründen mit: „der jährliche Ertrag der ganzen Arbeit."

Digitized by Google

Arbeiter. Marx folgert daraus: die Ansprüche der Kapitalisten und Grundherren sind unberechtigt, da der Ertrag allein durch die Arbeit geschaffen worden ist. Smith dagegen fragt sich keineswegs, wie man diesen Arbeitsertrag gerecht verteilen kann. Was ihn als Briten interessiert, ist die Frage: Was fängt man nun am besten mit diesem Arbeitsertrag an? Und sein erster Gedanke ist, daß man damit mehr Arbeit kaufen kann, um im nächsten Jahre einen größeren Ertrag zu haben. Er stellt also - in grotesker Umkehrung des Ausbeutungsgedankens - fest: Weil die Arbeiter nur einen Teil ihres Arbeitsertrages als Lohn bekommen, kann man mit dem Gesamtertrag der (von ihnen geleisteten) Arbeit sehr viel mehr (neue) Arbeit kaufen, die dann ihrerseits wieder einen sehr viel höheren (neuen) Gesamtertrag schaffen kann. Wenn beispielsweise je ein Drittel des Arbeitsertrages auf Lohn, Profit und Rente entfallen würde, so muß der Ertrag der jährlichen Arbeit hinreichen, um im nächsten Jahre - gleichbleibende Löhne angenommen - dreimal so viel Arbeit zu kaufen und damit einen dreimal so großen Gesamtertrag zu erzielen. Wenn man diesen Gedankengang begriffen hat, so schließt Smith' nächster Satz völlig logisch an. Er lautet:

„Würde die menschliche Gesellschaft Jahr für Jahr die ganze Arbeit, die sie jährlich zu kaufen imstande ist, auch wirklich verwenden[165]), so würde, weil die Arbeitsmenge mit jedem Jahr mächtig wachsen müßte, der Ertrag jedes folgenden Jahres von weit größerem Werte sein (would be of vastly greater value) als der des vorhergehenden." Hinter dieser Feststellung steht unausgesprochen der Gedanke, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen dürfen, und die Sorge, daß es so viele Arbeiter natürlich gar nicht gibt, um die Produktion von Jahr zu Jahr in diesem Umfang steigern zu können. Daraus ergibt sich dann gewissermaßen die Notwendigkeit, daß ein Teil des „jährlichen Ertrages der Arbeit" von anderen als den Arbeitern aufgezehrt wird. Smith folgert also nicht, daß die Ansprüche von Kapital und Grundeigentum unberechtigt sind und daß die Arbeiter den ganzen Wirtschaftsertrag bekommen müssen, sondern er fragt sich, wie bei der (durch die Ausbeutung der Arbeit bedingten!) Niedrigkeit der Arbeitslöhne der Rest des Arbeitsertrages aufgezehrt werden kann. Und dazu sind dann wohl die besitzenden Klassen nötig! So stellt Smith abschließend fest:

„Aber es gibt kein Land, in dem der ganze Jahresertrag allein zum Unterhalt der Erwerbstätigen verwendet würde (is employed in maintaining the industrious)[166]). Überall verzehren die Müßiggänger[167]) einen großen Teil davon (The idle every where consume a great part of it), und je nach dem Verhältnis, in dem der Ertrag jährlich unter diese beiden Bevölkerungsgruppen verteilt wird (is annually divided between those two different orders of people), muß sein üblicher oder Durchschnittswert von einem Jahre zum anderen entweder zunehmen oder abnehmen oder sich gleichbleiben." Unter den „Müßiggängern" kann man hier nach dem ganzen Zusammenhang eigentlich nur die Kapitalisten und Grundherren verstehen, dies um so mehr, da im gesamten ersten Buch lediglich die Arbeiter, Kapitalisten und Grundherren als die

[165]) Bülow übersetzt: „nutzbringend verwenden". Der englische Text lautet: „If the society were annually to employ all the labour which it can annually purchase..."

[166]) Bülow übersetzt: „zum Unterhalt der produktiv Tätigen".

[167]) Bülow übersetzt: „der unproduktive Teil der Bevölkerung". Er interpretiert also an diesen drei Stellen die Ausführungen des zweiten Buches bereits in die Übersetzung des ersten Buches hinein.

Digitized by Google

verschiedenen sozialen Schichten behandelt werden, auf die sich der Ertrag der Arbeit naturgemäß verteilt. Erst das zweite Buch unterscheidet zwischen produktiven und unproduktiven Arbeitern und kommt dadurch zu der merkwürdigen Anschauung, daß sich die Müßiggänger unter den - Arbeitern befinden. Diese Ausführungen des zweiten Buches liegen aber doch wirklich zu fern, als daß man sie in diese Stelle hineininterpretieren könnte. Die Sätze, mit denen Smith das sechste Kapitel des ersten Buches abschließt, sind vielmehr als ein erster Versuch aufzufassen, für die Entstehung von Rente und Profit wenigstens irgendeine volkswirtschaftliche Rechtfertigung zu geben und das in diesem Kapitel erstmalig behandelte Einkommen der Kapitalisten und Grundherren nicht mehr bloß als einen durch private Interessen gerechtfertigten Anspruch, sondern zugleich auch als eine Notwendigkeit des Gemeinschaftslebens zu begreifen. Dieser Gedanke ist freilich nur angedeutet, denn seine allzu klare Formulierung wäre nur geeignet gewesen, bei allen Gegnern der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ein schallendes Gelächter hervorzurufen. Auch Smith konnte diese soziale Begründung für die Ansprüche der besitzenden Klassen nicht für ausreichend halten.

Seine weiteren Versuche, die Ausbeutung des schaffenden Volkes zu beschönigen, haben wir schon im ersten Teil unserer Untersuchung kennengelernt. Der wichtigste dieser Versuche ist die Begründung der Lohnfondstheorie, weil durch sie eine Auffassung des Kapitals vorbereitet wird, die im zweiten Buch des Werkes entscheidende Bedeutung gewinnt. Trotz aller Beschönigungsversuche steht aber der Grundgedanke der „Einleitung" und des ersten Buches in einem schreienden Widerspruch zu der plutokratischen Werttheorie; denn im einen Falle behauptet Smith, daß aller Wert und aller Reichtum allein durch die Arbeit geschaffen werde, im anderen Falle erklärt er die Bildung der Werte aus den Ansprüchen von Grundeigentum, Kapital und Arbeit. Man kann wohl behaupten, daß Smith eine Auflösung des Widerspruchs zwischen beiden Gedanken bis zum Schluß des ersten Buches in keiner Weise gelingt. Ein Leser, dem nicht jedes Gefühl für moralische Ansprüche fehlt, muß diesen Widerspruch empfinden. Und auch der Verfasser selbst muß diesen Widerspruch empfunden haben. Denn das zweite Buch seines Werkes dient so sehr dem Zweck, diesen Widerspruch aufzulösen, daß es im Gesamtzusammenhang seines Systems kaum einen anderen Sinn und Zweck haben kann.

Ist es nicht auffallend, daß Smith nach der Behandlung der produktiven Kräfte der Arbeit im ersten Buch nur noch dem Kapital ein weiteres Buch seines Werkes widmet, nicht aber dem Grundeigentum? Aus rein wissenschaftlichen Gründen ist das kaum zu erklären. Wenn man aber berücksichtigt, daß die Entstehung von Profit und Rente für Smith nicht nur ein wissenschaftliches, sondern zugleich auch ein moralisches Problem ist, so kann man diese unterschiedliche Behandlung von Kapital und Grundeigentum unschwer verstehen. Denn der Zusammenhang zwischen dem sozialen Anspruch des Grundherrn auf die Rente und den produktiven Leistungen des Grund und Bodens läßt sich leicht begreiflich machen. Er liegt sogar bei einer oberflächlichen Betrachtung der Dinge viel klarer auf der Hand als bei einem tieferen Eindringen in die Probleme der Grundrente. Es genügte also für Smith, auf diesen Zusammenhang immer wieder gelegentlich hinzuweisen. Diese Hinweise mochten ausreichen, um den moralischen Anspruch des Grundherrn auf die Rente zu erklären.

Digitized by Google

Dagegen ist das moralische Anrecht des Kapitalisten auf den Profit nur zu begründen, wenn es gelingt, die produktiven Leistungen des Kapitals wirklich sichtbar zu machen. Die plutokratische Lehre über den Anspruch des Kapitals auf den Wirtschaftsertrag mußte durch eine ebenso plutokratische Lehre über die Schaffung dieses Wirtschaftsertrages ergänzt werden.

Gerade als Brite stand Adam Smith förmlich unter dem inneren Zwang seine Theorie der Güterverteilung in dieser Weise moralisch zu unterbauen. Das mußte eines der wichtigsten Anliegen seiner Wirtschaftslehre sein. Denn so skrupellos die Briten ihre Machtansprüche durchsetzen, so unausweichlich empfinden sie dennoch das Bedürfnis, die Forderungen ihres Machtwillens als Forderungen des Rechtes und der Moral zu erklären. Ebenso typisch für die britische Moral ist es freilich, daß zuerst der Anspruch aufgestellt wird und daß erst nachträglich seine moralische Begründung Beschwerden macht. Und zum Dritten ist es typisch britisch, daß am Ende der moralische Anspruch noch viel weiter reicht als der Machtanspruch.

Unter diesen psychologischen Gesichtspunkten ist das zweite Buch des „Wealth of Nations" die geradlinige und folgerichtige Fortsetzung des ersten Buches, obwohl es vom logischen und wissenschaftlichen Standpunkt aus seine vollständige Umkehrung ist. Das erste Buch war über alle theoretischen Widersprüche hinweg durch den Gedanken zusammengehalten worden, daß die Arbeit alle Werte und allen Reichtum schafft. Das zweite Buch des Werkes ist ebenso einheitlich durch den entgegengesetzten Gedanken bestimmt, daß jede Wertschöpfung und Reichtumsbildung auf das Kapital zurückzuführen sei. Aus den inneren Widersprüchen der Smith'schen Werttheorie heraus ist diese Fortentwicklung seiner Gedanken psychologisch so zwingend, daß man den logischen Widerspruch zwischen dem ersten und dem zweiten Buch des Werkes kaum empfindet.

Zudem ist diese Umkehrung der Logik ja bereits im ersten Buch durch den Aufbau einer rein individualistischen Werttheorie zur Genüge vorbereitet. Eine Theorie, die von der Bildung des privaten Reichtums ausgeht und die Bildung der Werte aus den Ansprüchen der am Wirtschaftsprozeß beteiligten Personen erklärt, konnte in der Tat nur zu dem Ergebnis führen, daß der mächtigste dieser Ansprüche auch die stärkste Grundlage der Reichtumsbildung ist. Hätte Smith die Bedeutung des Kapitals für die Reichtumsbildung so unmittelbar aus seiner individualistischen Werttheorie abgeleitet, so wäre aber gerade der Nachweis für die volkswirtschaftliche Leistung des Kapitals zu kurz gekommen. Und diesen Nachweis galt es ja zu führen.

Bevor Smith seine individualistisch-kapitalistischen Gedankengänge entwickelt, schiebt er deshalb - genau wie im ersten Buch - zunächst wieder eine Kulisse volkswirtschaftlicher Überlegungen vor. Es scheint, als habe er seine Untersuchungen über die Entstehung des Volkswohlstandes im ersten Buch seines Werkes nur abgebrochen, um sie hier im zweiten Buch wieder aufnehmen und weiterführen zu können. Die Untersuchung setzt genau an dem Punkte wieder ein, wo Smith im ersten Buche von der Frage der Entstehung des Volkswohlstandes abgebogen war, um den individuellen Austausch und seine Probleme zu behandeln. Dies geschah, wie wir gesehen haben, schon im Anschluß an das erste Kapitel, in dem Smith dargelegt hatte, daß die produktiven Kräfte der Arbeit durch die Arbeitsteilung entwickelt werden. Die

Digitized by Google

weitere Frage nach den Voraussetzungen der Arbeitsteilung hatte im ersten Buch zum Einbruch der individualistischen Gedankenwelt geführt, auf die sich dann die Theorie der Werte gründete. In der Einleitung zum zweiten Buch weist Smith jedoch zum ersten Male darauf hin, daß es für die Arbeitsteilung - und damit für die Entwicklung der produktiven Kräfte der Arbeit - nicht nur eine gesellschaftliche Voraussetzung gibt (die Neigung der Individuen zum Tausche), sondern auch eine wirtschaftliche Voraussetzung, nämlich die Ansammlung von Kapital.

Hätte Smith diesen Gedanken folgerichtig weitergeführt, so wäre er zu der Feststellung gekommen, daß die produktiven Kräfte der Arbeit durch die Ansammlung von Kapital gesteigert werden, so daß durch diese produktive Leistung des Kapitals eine Vermehrung des Volkswohlstandes eintritt. Aus diesen Überlegungen würde sich ganz von selbst ergeben, daß neben der Arbeit auch das Kapital durch produktive Leistungen an der Schaffung des Volkswohlstandes beteiligt ist und daß das Kapital entsprechend seinem Anteil an der Erzeugung auch einen Anteil am Wirtschaftsertrag beanspruchen kann. Aber Smith verzichtet darauf, den volkswirtschaftlich so wichtigen Gedanken von der Bedeutung des Kapitals für die Entwicklung der Arbeitsteilung und für die Steigerung der produktiven Kräfte der Arbeit weiter zu verfolgen. Seine Ausführungen darüber dienen wirklich nur als Einleitung und Überleitung zur Beschäftigung mit dem Kapitalproblem.

Sobald dieser Zweck erreicht ist, läßt Smith den theoretisch hochbedeutsamen Gedanken wieder gänzlich fallen. Aus seiner systematischen Verfolgung wäre freilich nicht nur zu beweisen gewesen, daß der Anspruch des Kapitals auf einen Anteil am Wirtschaftsertrag gerechtfertigt ist. Man hätte durch solche Überlegungen auch abgrenzen können, wieweit der Anspruch des Kapitals berechtigt ist. Und schon die Einleitung zum Gesamtwerk hat uns gezeigt, daß sich Smith auf die Zurechnung von Leistung und Ertrag nicht einläßt.

Die Vorstellung, daß Kapital und Arbeit gleichberechtigt zusammenwirken und daß ihre Leistung durch die Erfüllung einer gemeinsamen Aufgabe vergleichbar wird, widerspricht seinen plutokratischen Instinkten. Nach seiner vom Individuum ausgehenden Anschauung verfolgen Kapitalisten und Arbeiter verschiedene Zwecke, und jeder dieser Zwecke muß für sich allein gerechtfertigt werden. Es genügt ihm deshalb auch nicht zu beweisen, daß das Kapital neben der Arbeit Ansprüche auf einen Teil des Wirtschaftsertrages hat. Nach seiner Auffassung kommt der Gesamtertrag der Volkswirtschaft dem Kapital zu, ebenso wie im Privatbetrieb der Gesamtertrag zunächst dem kapitalistischen Unternehmer zufällt. Wie im privaten Unternehmen so hat seiner Meinung nach auch in der Volkswirtschaft die Arbeit nur eine dienende Funktion, und der Zweck der wirtschaftlichen Tätigkeit ist nicht die Erhaltung und Entlohnung der Arbeit, sondern die Erhaltung und der Profit des Kapitals. Die Darlegung dieser Gedanken ist der eigentliche Inhalt des zweiten Buches, wie wir im zweiten Abschnitt unserer Untersuchungen festgestellt haben.

Warum aber werden dem Aufbau dieser rein individualistisch-kapitalistischen Theorie wiederum volkswirtschaftliche Überlegungen als Einleitung vorangestellt, deren logische Fortführung zu ganz anderen Schlüssen führen müßte? Die Einleitung dient nicht dem Zweck, den logischen Ausgangspunkt der folgenden Untersuchung festzulegen. Sie hat vielmehr eine rein psychologische Bedeutung. Sie dient erstens dazu,

Digitized by Google

dem kapitalistischen Denken gewissermaßen die volkswirtschaftliche Note zu geben. Sie ist ein Beweis des guten Willens, die gestellten volkswirtschaftlichen Probleme auch unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten zu sehen und zu behandeln. Diese Einleitung ist aber zweitens hier auch notwendig als eine psychologische Überleitung von den Gedanken des ersten Buches auf die des zweiten. Denn nachdem das ganze erste Buch des „Wealth of Nations", wie schon sein Titel sagte, von den produktiven Kräften der Arbeit und von der Verteilung des Arbeitsertrages gehandelt hat, wäre es doch unmöglich gewesen, nun sogleich die Gegenbehauptung aufzustellen, daß erst das Kapital die Arbeit produktiv macht und daß die Größe des Wirtschaftsertrages nur von der Größe des Kapitals abhängt. Die Aufstellung dieser Behauptung bedurfte zum mindesten einer psychologischen Vorbereitung. Und diesem Zwecke dient die Einleitung des zweiten Buches in der Art, wie sie sich an gewisse Grundgedanken des ersten Buches anschließt, ganz hervorragend.

Sie zeigt erst einmal, daß das Kapital überhaupt eine Bedeutung für die Produktivität der Arbeit hat, indem es deren produktive Kräfte steigert. Statt aber den Gedanken weiter zu verfolgen, daß durch das Kapital die (ohnehin vorhandene) Produktivität der Arbeit gesteigert wird, baut Smith dann die Theorie auf, daß alle Produktivität der Arbeit durch das Kapital bedingt ist. Gewiß ist die zweite Behauptung durch die erste psychologisch vorbereitet, logisch aber steht sie mit ihr in keinem Zusammenhang. Die beiden Behauptungen widersprechen sich vielmehr ganz entschieden, da nach der ersteren These die Arbeit ihrem Wesen nach produktiv ist und durch das Kapital nur in ihrer Produktivität gesteigert wird, während nach der letzteren These die - ihrem Wesen nach nicht poduktive - Arbeit durch das Kapital erst produktiv gemacht wird. Smith macht deshalb auch nicht den geringsten Versuch, die zweite These aus der ersten logisch abzuleiten oder zu entwickeln. Wie wir gesehen haben, gründet Smith seine zweite These auf ganz andere Erwägungen[168]).

In dem Augenblick, wo er den Aufbau seiner rein kapitalistischen Produktivitätstheorie beginnt, sind die volkswirtschaftlichen Überlegungen der Einleitung auch schon wieder in den Hintergrund getreten. Denn bevor diese Theorie aufgebaut wird, sind noch einige vorbereitende Kapitel eingeschoben, so daß die beiden einander entgegengesetzten Gedankenrichtungen nicht unmittelbar aufeinander prallen. - Dies ist eine verblüffende und für die Smith'sche Arbeitsweise besonders aufschlußreiche Parallele zum Aufbau des ersten Buches! - Im zweiten Buch ist es zunächst ein Kapitel über die Einteilung der Kapitalien, das namentlich den Unterschied von umlaufendem und stehendem Kapital behandelt, und ein weiteres Kapitel, in dem das Geld als besonderer Teil des nationalen Kapitals gewürdigt wird. Erst nach diesen umfangreichen und schwierigen, aber für unsere Untersuchung nicht sonderlich wichtigen Ausführungen folgt das für den Aufbau der Produktivitätstheorie entscheidende Kapitel über „Kapitalanhäufung oder produktive und unproduktive Arbeit".

Hier werden nun jene theoretischen Folgerungen aus der individualistisch-kapitalistischen Wertlehre gezogen, die Smith im ersten Buch des „Wealth of Nations" sich noch zu ziehen gescheut hatte, da er sonst in offenen Widerspruch zu den an die Spitze des Werkes gestellten volkswirtschaftlichen Überlegungen geraten wäre und da

[168]) Vgl. oben S. 110 ff.

Digitized by Google

er somit auch den äußeren Schein einer Einheitlichkeit seiner Grundgedanken hätte preisgeben müssen. Nachdem die Einleitung zum zweiten Buch aber jene volkswirtschaftlichen Überlegungen in einer bestimmten Richtung weitergeführt und den Gedanken der Produktivität des Kapitals zur Diskussion gestellt hat, fühlt sich Smith dieser Sorge enthoben und knüpft nun wieder an seine Werttheorie an, um aus ihr den Gedanken zu entwickeln, daß alle produktive Arbeit durch das Kapital in Bewegung gesetzt wird. Auch hier ist - wie bei der Einleitung - zwischen den Gedanken des ersten und zweiten Buches nicht eigentlich ein logischer Bruch. Abgebrochen ist jeweils die Fortführung der an die Spitze gestellten volkswirtschaftlichen Überlegungen. Im ersten wie im zweiten Buch konnten wir diese logische Bruchstelle nachweisen. Diese logischen Bruchstellen liegen aber innerhalb von Partien, die dem Leser wie dem Verfasser als eine Einheit erscheinen. Denn das erste Buch scheint in sich durch den Gedanken zusammengehalten zu sein, daß die Arbeit die Grundlage alles Wertes und Reichtums ist, während das zweite Buch den Eindruck einer inneren Geschlossenheit dadurch erweckt, daß es lediglich die Bedeutung des Kapitals für die Entstehung des Volkswohlstandes untersucht. Wer in dem Smith'schen Werk nach einer logischen Bruchstelle zu suchen beginnt, der sucht sie also ganz unwillkürlich zwischen den so gegensätzlichen Grundgedanken des ersten und des zweiten Buches. Nun ist zwar Logik überhaupt die schwache Seite von Adam Smith, aber sicherlich hat er nirgends eine solche Sorgfalt auf die logische Verknüpfung der Gedanken verwendet als an diesem Punkte. Daß die entscheidenden logischen Bruchstellen ganz woanders liegen, nämlich innerhalb des ersten und innerhalb des zweiten Buches, wird man nicht so leicht vermuten.

Das Kapitel über produktive und unproduktive Arbeit ist demnach so in den Gesamtzusammenhang des Smith'schen Systems eingeordnet, daß die Entwicklung der Produktivitätstheorie als eine Fortführung der volkswirtschaftlichen Überlegungen erscheint, mit denen Smith sein gesamtes Werk, sowie sein erstes und sein zweites Buch eingeleitet hat, während die Produktivitätstheorie in Wirklichkeit alle diese volkswirtschaftlichen Überlegungen fallen läßt und nur die individualistisch-kapitalistische Werttheorie fortentwickelt, wie sie im ersten Buch des Werkes aufgestellt worden war.

Dies zeigt sich zunächst am Begriff der Produktivität selbst. Wo uns dieser Begriff bisher begegnet ist, hatte er stets auf eine Kraft hingewiesen, die Wert und Reichtum schafft. Diese Bedeutung hat er auch hier. Aber Wert und Reichtum werden hier im Sinn der individualistisch-kapitalistischen Werttheorie verstanden, die bewußt und ausdrücklich von der Schaffung des privaten Reichtums und von der Schaffung der Tauschwerte ausgegangen war. Damit hatte sich die Werttheorie von allem Anfang an von den volkswirtschaftlichen Überlegungen der „Einleitung" abgesetzt, die - von den Bedürfnissen der Völker ausgehend - den Reichtum als Volkswohlstand und die Werte als Gebrauchswerte, nämlich als „notwendige Güter und Bequemlichkeiten des Lebens" begreifen. Das muß sich naturgemäß auch auf den Begriff der Produktivität auswirken. Aus dem Gedankengang der „Einleitung" war zu folgern, daß die Arbeit produktiv ist, weil und soweit sie nützlich ist, d. h. weil und soweit sie „notwendige Güter und Bequemlichkeiten des Lebens", also Gebrauchswerte schafft. Und in der Tat hatte die „Einleitung" produktive und nützliche Arbeit miteinander gleichgesetzt. Aus dem Gedankengang der Werttheorie kann man dagegen nur folgern, daß die Arbeit produktiv ist, weil und soweit sie Tauschwerte schafft.

Digitized by Google

Im ganzen ersten Buch des Werkes wird diese Folgerung aber noch gar nicht gezogen, so daß dort der Gegensatz in der Auffassung des Begriffs der Produktivität nicht so sehr betont als vielmehr verschleiert ist. Beim Lesen des ersten Buches ist man geneigt, in Gebrauchswert und Tauschwert nur zwei verschiedene Erscheinungsformen des Wertes zu sehen. Und so scheinen sich dort die zwei verschiedenen Gedankenreihen zur Einheit zusammenzufügen: Man nimmt zur Kenntnis, daß durch Arbeit die Tauschwerte und der private Reichtum geschaffen werden, ebenso wie der Volkswohlstand und die Gebrauchswerte durch Arbeit geschaffen werden. Erst im zweiten Buch wird der Produktivitätsbegriff wieder aufgenommen, und dabei tritt dann allerdings der Gegensatz der beiden Gedankenreihen zu Tage. Denn nun erfahren wir, daß Smith unter der produktiven Arbeit nicht mehr die nützliche Arbeit versteht, die Gebrauchswerte schafft, sondern eine andere Art von Arbeit, durch die auch eine andere Art von Werten geschaffen wird. Und es ist gewiß eine ganz logische Folgerung aus der individualistisch-kapitalistischen Werttheorie, daß die Produktivität der Arbeit sich nur in der Schaffung von Tauschwerten äußern kann. Da aber Smith auf der anderen Seite die Bildung der Tauschwerte zunächst aus der Mühe und Beschwerde der Arbeit erklärt hat, enthüllt sich gerade hier eine außerordentliche Schwäche im Aufbau seiner Werttheorie. Denn wenn nicht jede Arbeit produktiv und werteschaffend ist und wenn produktive und unproduktive Arbeit sich auch nicht durch verschiedene Mühe und Beschwerde unterscheiden, so müßte beim Aufbau einer solchen Theorie des Arbeitswertes doch zu allererst gefragt werden, welche Art von Arbeit denn eigentlich werteschaffend ist. Es ist schon ein etwas merkwürdiger Gedankengang, wenn diese Frage erst am Schluß der Untersuchung gestellt wird!

Nun beschränkt aber Smith im zweiten Buch seines Werkes die produktive Arbeit nicht nur auf die Schaffung von Tauschwerten, er verlangt darüber hinaus, daß diese Tauschwerte sich auch in verkäuflichen Waren vergegenständlichen. Alle Arbeitsleistungen, die nicht zur Produktion von Waren führen, werden damit als unproduktiv gekennzeichnet. Es ist besonders interessant, daß auch diese Einschränkung des Tauschwertbegriffes schon in der Werttheorie selbst im Keime angelegt ist, wie man bei einer rückschauenden Betrachtung des ersten Buches feststellen kann. Smith untersuchte nämlich in seiner Werttheorie gar nicht die Entstehung aller wirtschaftlichen Werte, sondern er beschränkte sich auf eine Untersuchung des Tauschwerts der Waren. Auf dieser willkürlichen Einschränkung der Untersuchung beruht weitestgehend die im zweiten Buch aufgestellte Behauptung, nur die Erzeugung von Waren könne als produktive Arbeit gewertet werden. Daß Smith sich scheute, die Frage des Tauschwertes der Leistungen anzuschneiden, hatte seinen guten Grund, weil damit nämlich sofort die Frage nach dem Leistungslohn und nach der Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital aufgeworfen wäre. Im ersten Buch des Werkes wurde aber die Frage nach dem Tauschwert der Leistungen nur stillschweigend unterdrückt. Erst im zweiten Buch stellt Smith offen die Behauptung auf, daß die Leistungen überhaupt keine Tauschwerte darstellen.

Wieder finden wir die Tatsache bestätigt, daß im ersten Buch des Werkes wenigstens eine äußere Übereinstimmung der Werttheorie mit den volkswirtschaftlichen Gedanken der „Einleitung" nach Möglichkeit aufrechterhalten wird, während zugleich aber die völlig entgegengesetzten Gedanken des zweiten Buches innerlich schon erstaunlich weit vorbereitet werden: Wenn es in der Einleitung hieß, daß der Volkswohlstand

Digitized by Google

durch Arbeit - und zwar durch nützliche und produktive Arbeit - geschaffen wird, so heißt es auch in der Werttheorie, daß die Werte durch Arbeit geschaffen werden. Das Beiwort „nützlich" wird aber in diesem Zusammenhang nicht mehr gebraucht, das Beiwort „produktiv" wird erst im zweiten Buch wieder regelmäßig verwendet und wird erst dort erklärt. Diese dem Geist der „Einleitung" widersprechende Erklärung wird aber durch den ganzen Aufbau der Werttheorie und durch die versteckte Einschränkung der Untersuchung des Wertproblems im ersten Buche schon vorweggenommen. Trotzdem kommt dieser Widerspruch im ersten Buch noch kaum zum Ausdruck. So wird auch ein recht kritischer Leser es zunächst höchstens als eine Unvollständigkeit empfinden, daß der Wert der Leistungen im ersten Buch nicht behandelt wird; er wird aber kaum auf den Gedanken kommen, daß ihr Wert grundsätzlich geleugnet werden soll. Diesen Gedanken spricht Smith erst im zweiten Buch seines Werkes aus, wo alle Fragen von vornherein unter einem veränderten volkswirtschaftlichen Blickwinkel betrachtet werden. Was in Wirklichkeit schon dem Aufbau der werttheoretischen Betrachtungen im ersten Buch versteckt zugrunde gelegen hatte, wird somit nun im zweiten Buch scheinbar als Folgerung aus ihnen abgeleitet.

Ebenso ist in diesem Zusammenhang die Vorstellung des Volkswohlstandes behandelt. Wir haben gesehen, daß in der Einleitung zum Gesamtwerk der Volkswohlstand in Gebrauchswerten ausgedrückt ist, während sich beim Aufbau der Werttheorie der private Reichtum in Tauschwerten ausdrückt. Diese Unterscheidung besteht völlig zu Recht und ist wohlbegründet. Denn der Wirtschaftserfolg einer völkischen Gemeinschaft, die unmittelbar von dem lebt, was sie sich selbst erarbeitet, kann sich nur darin ausdrücken, daß die Ergebnisse der völkischen Arbeit (als Gebrauchswerte) in größerem oder geringerem Maße zur Befriedigung der völkischen Bedürfnisse dienen. Die Arbeitsergebnisse des Einzelnen in der arbeitsteiligen Wirtschaft dienen dagegen nur mittelbar zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse, nämlich dadurch, daß er sie gegen die Ergebnisse fremder Arbeit austauscht. Sein Wirtschaftserfolg drückt sich also zunächst darin aus, ob seine Arbeit einen größeren oder geringeren Tauschwert hervorbringt. Wer die Entstehung des Volkswohlstandes untersucht, wird deshalb naturgemäß von den Gebrauchswerten der Güter ausgehen, ebenso wie man umgekehrt von den Tauschwerten der Güter ausgehen muß, wenn man den Erwerb des privaten Reichtums untersuchen will. Die Beschränkung der Werttheorie auf die Frage des Tauschwertes zeigt also bereits, daß bei Smith privatwirtschaftliche und erwerbswirtschaftliche Gesichtspunkte überwiegen und daß er die Untersuchung des völkischen Haushalts völlig preisgibt. Nun kommt er in der Tat im weiteren Verlauf des ersten Buches auf die Frage des Volkswohlstandes überhaupt nicht mehr grundsätzlich zurück; und solange seine Werttheorie nichts anderes sein will als eine Lehre vom Erwerb des privaten Reichtums, berührt sie die volkswirtschaftlichen Überlegungen der „Einleitung" kaum und braucht nicht mit ihnen in Widerspruch zu geraten. Im zweiten Buch jedoch - nachdem man sich daran gewöhnt hat, alle Werte als Tauschwerte zu betrachten - erklärt Smith nicht nur den privaten Reichtum, sondern auch den Volkswohlstand als eine Summe von Tauschwerten und stellt damit die volkswirtschaftlichen Überlegungen der „Einleitung" auf den Kopf.

Ursprünglich hatte Smith den Zusammenhang zwischen der Schaffung des Volkswohlstandes und der Befriedigung der völkischen Bedürfnisse betont. Daraus ließen

Digitized by Google

sich klare volkswirtschaftliche Maßstäbe für die Bestimmung der Größe des Volkswohlstandes gewinnen. Indem Smith aber nunmehr die Größe des Volkswohlstandes durch die Summe der erzeugten Tauschwerte bestimmt, löst er diese volkswirtschaftlichen Maßstäbe auf und ersetzt sie durch die individualistisch-kapitalistischen Maßstäbe seiner Werttheorie. Um die Produktivität des Kapitals zu beweisen, braucht er jetzt nicht mehr zu untersuchen, was das Kapital für die Befriedigung der völkischen Bedürfnisse leistet; die beherrschende Stellung des Kapitals in der Warenproduktion beweist nun allein schon seine grundlegende Bedeutung für die Schaffung des Volkswohlstandes. Indem Smith nicht eine Leistung für die völkische Gemeinschaft, sondern die Erzeugung eines Tauschwertes zum Kennzeichen der produktiven Arbeit macht, hat er schon die Voraussetzung dafür geschaffen, um alle individualistisch-kapitalistischen Gedanken der Werttheorie auf die Produktivitätstheorie zu übertragen.

Wie er das im einzelnen durchführt, haben wir bereits im zweiten Teil unserer Untersuchung dargestellt. An der Spitze der Smith'schen Überlegungen über produktive und unproduktive Arbeit steht der Satz, daß man durch Beschäftigung einer Menge von Manufakturarbeitern reich, durch Beschäftigung einer Menge von häuslichen Dienstboten aber arm wird. Erwägungen über den Erwerb privaten Reichtums, nicht Erwägungen über die Entstehung des Volkswohlstandes sind der tatsächliche Ausgangspunkt seiner Untersuchung. Nachdem er festgestellt hat, daß nur die Erzeugung von Waren im kapitalistischen Betrieb als produktive Arbeit anerkannt werden kann, muß er sich notwendigerweise immer weiter vom Leistungsgedanken abkehren. Denn nach dieser Lehre ist der Arbeiter nicht deshalb produktiv, weil er größere oder geringere Leistungen vollbringt, sondern er wird dadurch produktiv, daß seine Arbeit im Dienste des Kapitals steht und einen Kapitalprofit abwirft.

Das ist nun allerdings eine Rechtfertigung des Kapitalgewinns geworden, wie sie vollständiger gar nicht gedacht werden kann. Denn damit ist gesagt, daß *aller* Wirtschaftsertrag letzten Endes auf das Kapital zurückzuführen ist. Es wirkt also fast schon als großzügig und bescheiden, daß die Kapitalisten sich nur einen Teil des Wirtschaftsertrages aneignen und auch anderen Volksschichten etwas zukommen lassen.

Wo liegen nun aber die theoretischen Voraussetzungen dieser Lehre? Aus unserer Untersuchung ergibt sich klar, daß sie eine Fortentwicklung der individualistisch-kapitalistischen Werttheorie des ersten Buches darstellt. Sie baut sich dagegen *nicht* auf den volkswirtschaftlichen Überlegungen auf, die das zweite Buch einleiten. Denn wenn es dort heißt, daß das Kapital Voraussetzung der Arbeitsteilung ist und daß es deshalb zur Steigerung der produktiven Kräfte der Arbeit beiträgt, so zieht Smith diese volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte, die die Einleitung des Buches beherrschen, beim Aufbau seiner Produktivitätstheorie nicht einmal andeutungsweise in Erwägung. Er geht vielmehr davon aus, daß privater Reichtum durch produktive Arbeit geschaffen wird. Er stellt fest, daß die produktive Arbeit Tauschwerte erzeugt, und zwar verkäufliche Waren. Nur von hier aus gelangt er zu der Anschauung, daß *alle* produktive Arbeit durch das Kapital in Bewegung gesetzt wird und daß auf der anderen Seite das Kapital *nur* produktive Arbeit in Gang bringt.

Die Stellung der Produktivitätstheorie im Gesamtaufbau des Smith'schen Systems ist somit klar bestimmt. Sie baut sich ausschließlich auf den individualistisch-kapitalistischen Gedanken seiner Werttheorie auf. Die volkswirtschaftlichen Erwägungen,

Digitized by Google

die Smith seiner Produktivitätstheorie in der Einleitung zum zweiten Buch vorangestellt hat, dienen nur als psychologische Vorbereitung. Diese Vorbereitung aber ist deshalb notwendig, weil die Produktivitätstheorie in offenem Widerspruch zu jenen volkswirtschaftlichen Überlegungen steht, die Smith an die Spitze seines Gesamtwerkes gestellt hatte. Mit ihnen ist sie nur noch ganz äußerlich verknüpft, indem sie wenigstens der Form nach weiterhin von der Produktivität der Arbeit spricht, während sie der Sache nach alle Produktivität auf das Kapital zurückführt.

Aber selbst diese nur noch formale Übereinstimmung mit dem Gedanken, daß der Volkswohlstand durch Arbeit geschaffen wird, scheint für die plutokratischen Instinkte von Adam Smith beunruhigend gewesen zu sein. Denn er begnügt sich nicht mit der Feststellung, daß alle produktive Arbeit durch das Kapital in Bewegung gesetzt wird. Er geht nun noch einen Schritt weiter. Um die Entstehung und Vermehrung des Volkswohlstandes zu erklären, unterscheidet er nicht nur zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit, sondern er geht darüber hinaus noch auf die Bildung der Fonds zurück, die produktive und unproduktive Arbeit in Gang bringen. Dadurch kommt er zu der klaren Feststellung, daß die Größe des Volkswohlstandes von der Größe des Kapitals abhängt. Er gewinnt damit auch einen Ausgangspunkt für ausgiebige moralische Erörterungen, indem er einerseits die unproduktiven Arbeiter, die ja keinen Beitrag zu dem so bestimmten Volkswohlstand leisten, als Müßiggänger diffamiert und indem er andererseits die Sparsamkeit der Kapitalisten als die Voraussetzung für den Fleiß der produktiven Arbeiter verherrlicht. Die letzte Konsequenz dieser Gedanken ist die endgültige Auflösung des Leistungsprinzips, indem schließlich der Kapitalist, dessen Einkommen nach den eigenen Worten unseres Autors nicht auf seiner Arbeit beruht, dennoch als ein produktiver Arbeiter erscheint, während der Beamte oder Dienstbote, der tatsächlich von seiner eigenen Arbeit lebt, als ein Müßiggänger gilt, der sich von der allein produktiven kapitalistischen Wirtschaft mit durchfüttern läßt.

Eine Produktivitätstheorie, die sich auf den individualistisch-kapitalistischen Gedanken der Smith'schen Wertlehre aufbaut, konnte schließlich nur zu dieser grotesken Übersteigerung kapitalistischen Denkens führen. Da die Smith'sche Werttheorie von der Bildung des privaten Reichtums und von der kapitalistischen Warenproduktion, nicht aber von den völkischen Bedürfnissen oder von irgendwelchen sonstigen volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgeht, muß die auf ihr aufgebaute Produktivitätstheorie erst recht einen rein kapitalistischen Charakter haben.

Aber hatten wir nicht selbst festgestellt, daß die Werttheorie des ersten Buches einen inneren Widerspruch in sich enthält? Wie können wir sie nunmehr als eindeutig kapitalistisch behandeln? Wie können wir behaupten, daß sie zu einseitig kapitalistischen Folgerungen führt? Wir behaupten das mit vollem Recht. Denn der innere Widerspruch, den wir im ersten Buch festgestellt haben, beruhte allein darauf, daß Smith die rein individualistisch gedachte und empfundene Werttheorie zunächst im Rahmen der volkswirtschaftlichen Überlegungen zu halten suchte, die er selbst an die Spitze seines Werkes gestellt hatte. Indem er einen offenen Widerspruch zwischen diesen beiden einander entgegengesetzten Gedankenreihen zu vermeiden strebte, konnte es nicht ausbleiben, daß er einen versteckten inneren Widerspruch in die Wertlehre selbst hineintrug. Der Auflösung dieses Widerspruchs dient nun das zweite Buch. Es zeigt aber nicht - und kann nicht zeigen - daß man durch die Fortentwicklung der an die Spitze des Gesamt-

Digitized by Google

werks gestellten volkswirtschaftlichen Überlegungen schließlich zu den gleichen werttheoretischen Ergebnissen kommt wie beim Ausgehen von der Bildung des privaten Reichtums und von der kapitalistischen Warenproduktion. Es überträgt vielmehr umgekehrt die individualistisch-kapitalistischen Vorstellungen aus der Analyse der Marktvorgänge in die Analyse der volkswirtschaftlichen Leistungen, aus der Lehre von der Güterverteilung in die Lehre der Gütererzeugung und Wertschöpfung. Dadurch wird der im ersten Buch des Werkes noch mühsam erhaltene Rahmen volkswirtschaftlicher Vorstellungen gesprengt; und der innere Widerspruch, der die Werttheorie erfüllt hatte, löst sich im zweiten Buch in der Weise auf, daß alle theoretischen Elemente volkswirtschaftlicher Natur endgültig ausgeschieden werden, so daß die individualistisch-kapitalistischen Elemente der Theorie sich allein durchsetzen.

Mit der Abstoßung der volkswirtschaftlichen Elemente seines Systems gibt Smith diejenigen Gedanken preis, die den Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Untersuchung gebildet hatten. Ihm ist aber kaum die Tatsache bewußt gewesen, daß er sich dadurch mit Grundgedanken seines eigenen Systems *in Widerspruch setzt*, Smith muß vielmehr empfunden haben, daß er sich hier *aus einem Widerspruch befreit*. Denn wenn wir den psychologischen Aufbau seiner Lehren richtig erklärt haben, so stand Adam Smith förmlich unter einem inneren Zwang, seine Theorie der Güterverteilung moralisch zu unterbauen, und es ist für ihn unerträglich gewesen, daß die besitzenden Schichten durch seine eigenen Theorien mit dem Vorwurf der Ausbeutung des schaffenden Volkes hätten belastet werden können. Es muß dem britischen Gelehrten deshalb geradezu als ein Triumph der wissenschaftlichen Vernunft erschienen sein, daß es ihm gelungen ist, durch die Fortentwicklung seiner werttheoretischen Gedanken diesen Vorwurf zu entkräften und die Berechtigung der kapitalistischen Ansprüche auf den Wirtschaftsertrag nachzuweisen.

So wird die kapitalistische Wirtschaftsordnung durch die Smith'sche Theorie nicht nur als eine „natürliche" Ordnung der Wirtschaft dargestellt, sondern darüber hinaus noch moralisch gerechtfertigt. Einem Aufbegehren der besitzlosen Arbeiter gegen diese Ordnung ist damit die moralische Grundlage entzogen. Der Gedanke des Klassenkampfes aber ist in diesem System plutokratischen Denkens viel zu stark verwurzelt, als daß er durch diese Rechtfertigung der „natürlichen" Ordnung ausgeschaltet werden könnte. Denn wer in der Wirtschaft zuerst das Gegeneinanderstehen von Ansprüchen sieht und nicht das Zusammenwirken von Leistungen, für den muß der Klassenkampf zum Wesen des wirtschaftlichen Lebens gehören.

So wird denn auch gerade im zweiten Buch des „Wealth of Nations" mit beredten Worten geschildert, daß die unproduktiven Klassen auf Kosten der produktiven Klassen leben. Durch die Rechtfertigung von Profit und Rente wird deshalb bei Smith nicht der Klassenkampfgedanke widerlegt, es werden nur die Fronten des Klassenkampfes verschoben. Es wird nicht ein Kampf der Arbeiter gegen die Kapitalisten und Grundherren gepredigt, sondern ein Kampf der produktiven Klassen gegen die unproduktiven Klassen.

Auch bei Adam Smith stehen auf der einen Seite diejenigen, die produktiv arbeiten und den Reichtum der Völker erzeugen, und auf der anderen Seite die Müßiggänger, die nur am Verzehren des Volkswohlstandes beteiligt sind, ohne produktive Leistungen zu vollbringen. Aber es sind nicht, wie es im ersten Buch des

Digitized by Google

Werkes scheinen konnte, die Kapitalisten und Grundherren, die den allein von den Arbeitern geschaffenen Wirtschaftsertrag aufzehren. Sondern nun hat Smith „bewiesen", daß das Kapital die Grundlage und Voraussetzung aller produktiven Arbeit ist. Daß die Kapitalisten selbst zu den produktiven Klassen gehören, ist nach diesen Ausführungen schon fast eine Selbstverständlichkeit. Da die Vermehrung des Volkswohlstandes lediglich auf der Vermehrung des Kapitals beruhen soll, können die Kapitalisten eigentlich gar nicht zu viel für sich beanspruchen. Man muß nur wünschen, daß sie aus ihrem Einkommen recht viel neues Kapital aufhäufen. Da alle produktive Arbeit allein durch das Kapital in Gang gebracht wird, ist es beinahe schon großzügig zu nennen, daß auch die Grundbesitzer und die im Dienst des Kapitals stehenden Arbeiter gleichfalls als produktive Klassen anerkannt werden. Aber diese Großzügigkeit hat ihren guten Grund. Denn sie dient dazu, alle jene, die an der kapitalistischen Warenproduktion unmittelbar beteiligt sind, als eine Gruppe erscheinen zu lassen, die durch ein einheitliches Interesse zusammengehalten wird, und sie dient auf der anderen Seite zur wirtschaftlichen und moralischen Diffamierung jener Klassen, die nicht unmittelbar im Dienste der kapitalistischen Produktion stehen. Nicht die Kapitalisten sind es, die nach dieser Lehre ein arbeits- und müheloses Einkommen auf Kosten der schaffenden Arbeiter genießen, sondern die „unproduktiven" Klassen sind es, die im Müßiggang den Ertrag der allein produktiven kapitalistischen Wirtschaft verzehren. Kapitalisten, Grundherren und „produktive Arbeiter" werden durch diese Lehre zu einer Interessengemeinschaft gegen den „unproduktiven" Staat und seine Beamten zusammengeschlossen.

Diese letzte Übersteigerung kapitalistischen Denkens bietet uns eine besonders gute Möglichkeit, den Gesamtaufbau der Smith'schen Lehren über Kapital und Arbeit nochmals im Rückblick zu überschauen. Vielleicht erinnert sich der Leser daran, daß uns das Ausspielen der „natürlichen" Ordnung der kapitalistischen Wirtschaft gegen die künstlichen Ordnungen des Staates schon beim Aufbau der Werttheorie als eine der ersten Besonderheiten des Smith'schen Denkens aufgefallen war[169]). Die Einheit der kapitalistischen Tendenz des Smith'schen Werkes tritt uns hier verblüffend deutlich entgegen. Wie wäre auch jemals die Theorie möglich gewesen, daß die staatlichen Leistungen für die Wirtschaft unproduktiv sind, wenn Smith nicht von vornherein nur die Waren als Tauschwerte anerkannt hätte!

Auf der anderen Seite aber fällt ebenso stark der Gegensatz der Anschauungen über Wesen und Entstehung des Volkswohlstandes ins Auge. Hier sind deutlich zwei verschiedene Schichten des Smith'schen Denkens zu unterscheiden. Die erste dieser Schichten möchte ich als die Schicht seiner wissenschaftlichen Überzeugungen bezeichnen, die zweite aber als die Schicht seiner moralischen Überzeugungen. Wir dürfen es als die wissenschaftliche Überzeugung des großen Klassikers der britischen Wirtschaftslehre ansehen, daß der Volkswohlstand durch Arbeit geschaffen wird und daß alle Werte nur durch Arbeit geschaffen werden. Für die Entstehung des Kapitalprofits und der Grundrente hat Adam Smith keine andere wissenschaftliche Erklärung als die Ausbeutung des Arbeiters durch die besitzenden Klassen. Die moralische Überzeugung des britischen

[169]) Vgl. oben S. 86 f. Wenn wir im dritten Hauptteil unserer Untersuchung Smith als Vertreter der britischen Society behandeln, werden wir das Ausspielen der freien kapitalistischen Wirtschaft gegen den Staat noch viel deutlicher als ein Fundament des Smithschen Wirtschaftsdenkens kennen lernen.

Digitized by Google

Gelehrten ist es aber, daß es anstößig wäre, von Ausbeutung zu reden und daß sich eine moralische Rechtfertigung für die Ansprüche der Kapitalisten und Grundherren auf den Wirtschaftsertrag finden lassen muß. Im ersten Buch des „Wealth of Nations" steht noch die Schicht der wissenschaftlichen Überzeugungen im Vordergrund. Sie werden zwar durch den Druck seiner moralischen Überzeugungen und durch seine kapitalistischen Wertvorstellungen bereits mannigfach abgewandelt, aber es ist wenigstens kein Gedanke in diesem ersten Buch zu finden, der den genannten wissenschaftlichen Überzeugungen offen widersprechen würde. Im zweiten Buch des Werkes wird dagegen der Rahmen dieser wissenschaftlichen Gedanken endgültig gesprengt und die moralischen Überzeugungen unseres Adam Smith setzen sich uneingeschränkt durch, wie sich das für einen echten Briten gehört.

Das zweite Buch dient in der Hauptsache ganz offensichtlich der Widerlegung des Ausbeutungsgedankens. Die Widerlegung erfolgt nicht, wie es anfangs scheint, unter dem Gesichtspunkt eines Zusammenwirkens von Kapitalleistungen und Arbeitsleistungen, sondern durch die Aufstellung eines rein kapitalistischen Produktivitätsbegriffes, der die Enteignung des Arbeitsertrages rechtfertigt, indem er alle selbstschöpferischen Kräfte der Arbeit leugnet und den Arbeiter nur noch als ein Werkzeug des Kapitals anerkennt. Die unmoralische *Behandlung* des Arbeiters wird also in echt britischer Manier durch eine unmoralische *Bewertung* des Arbeiters gerechtfertigt. Es wird keine Abgrenzung der wirtschaftlichen Rechte von Kapital und Arbeit versucht, sondern der Arbeiter wird für rechtlos erklärt. Das alles aber führt Smith unter *scheinbarer* Anerkennung der Rechte des Arbeiters durch, indem er weiterhin von produktiver *Arbeit* spricht, und nicht etwa von produktivem *Kapital*, indem er die Kapitalisten selbst als produktive *Arbeiter* bezeichnet und indem er durch solche und ähnliche formale Zugeständnisse die Bewertungen des ersten Buches wenigstens dem äußeren Anschein nach aufrecht zu erhalten sucht, während er sie in Wirklichkeit in ihr Gegenteil verkehrt.

Die Verkehrung eines Gedankens in sein Gegenteil hat Smith im zweiten Buch des „Wealth of Nations" zu einer wahren Meisterschaft entwickelt. Die Verkehrtheit und groteske Einseitigkeit jener Lehren, die zur Verherrlichung des Kapitals und der kapitalistischen Wirtschaft dienen, war deshalb so schwer zu durchschauen, weil sie sich auf dem Boden einer viel natürlicheren Anschauung von der Wirtschaft erhob, die Smith am Anfang seines Werkes dargelegt hatte. Während er sich längst im schärfsten Gegensatz zu diesen Anschauungen befindet, scheint er doch aus ihnen alle seine Lehren abgeleitet zu haben. Die Begriffe, die diesen natürlichen Anschauungen entsprachen, gebraucht Smith unverändert weiter, trotzdem er ihnen längst einen völlig veränderten Sinn untergeschoben hat. Und diese ganze Verkehrung der Begriffe und Gedanken ist deshalb in einer so vollendeten Weise gelungen, weil es der Druck moralischer Überzeugungen ist, der Smith Schritt für Schritt von seinen ursprünglichen Erkenntnissen und natürlichen Anschauungen entfernt. So groß der Wirrwarr im *logischen* Aufbau der Smith'schen Theorien ist, so folgerichtig und einheitlich ist die *psychologische* Entwicklung seiner Lehren, die vom Leistungsprinzip ausgehen und in seiner völligen Auflösung und in der Rechtfertigung der kapitalistischen Ansprüche enden.

Jene Anschauungen, die im Kapital und im toten Besitz die Grundlage und bewegende Kraft des wirtschaftlichen Lebens sehen, die den lebendigen Menschen nur

Digitized by Google

als ein Werkzeug des Kapitals anerkennen und die die lebendige Leistung der Arbeit nur als eine Folgeerscheinung des für die Arbeit ausgeworfenen Geldes zu begreifen vermögen, sind zweifellos tief eingewurzelte Anschauungen britischen Wirtschaftsdenkens. Die Folgerichtigkeit, mit der sich gerade diese Gedanken in dem klassischen Werk der britischen Volkswirtschaftslehre gegen alle Gesetze der Logik durchsetzen, ist dafür allein schon Beweis genug. Ich bin fest davon überzeugt, daß Smith der innere Widerspruch seiner Lehren gar nicht bewußt geworden ist. Kein echter Puritaner würde jemals heucheln, wenn er sich seiner Heuchelei bewußt wäre. Und vollends ein Mann vom Format des Adam Smith gehört nicht zu jener Sorte von Bösewichtern, die betrügerische Absichten verfolgen. Er selbst unterliegt in seinem Theoretisieren dem Zwange seiner moralischen Überzeugungen. Die Art und Weise aber, wie seine wissenschaftlichen Gedanken von seinen moralischen Überzeugungen durchdrungen und überwuchert werden, ist charakteristisch für den britischen „Cant". Vielleicht ist es eine angeborene Meisterschaft des britischen Cant gewesen, die Smith zu einem der größten Meister der britischen Wissenschaft gemacht hat.

* * *

Nachdem wir erkannt haben, wie Adam Smith seine Lehren über Kapital und Arbeit aufbaut, ist es nicht mehr schwierig, den politischen Gehalt seiner Werttheorie aufzudecken. Damit führt unsere Untersuchung in die Grundfragen der Wirtschaftstheorie hinein, ohne aber neue volkskundliche Ergebnisse zu zeitigen. Dieses Schlußkapitel meiner Untersuchung über Adam Smith als Vertreter der britischen Plutokratie ist deshalb hier nicht veröffentlicht worden. Auch die Frage, warum die Briten das kapitalistische Prinzip vertreten, kann erst erörtert werden, wenn wir den Klassiker des britischen Wirtschaftsdenkens auch als Vertreter des britischen Imperialismus und der britischen Society behandelt und damit den Gesamtumfang seiner völkisch bedingten Wirtschaftsanschauungen erkannt haben. Besonders lehrreich wird später der Vergleich des britischen und des jüdischen Kapitalismus werden. Schon die Tatsache, daß Smith und Ricardo häufig als Vertreter der gleichen Schule gegolten haben, zeigt uns, wie nahe sich britisches und jüdisches Wirtschaftsdenken zu berühren vermögen. Der Berührungspunkt liegt zweifellos gerade hier in der gemeinsamen liberal-kapitalistischen Einstellung. Dennoch ist der Kapitalismus jüdischer Prägung wesensverschieden von dem Herrschaftssystem der britischen Plutokratie, während er wesensverwandt ist mit dem Herrschaftssystem des jüdischen Bolschewismus. Eine genaue Analyse der Lehren Ricardos zeigt dies mit verblüffender Deutlichkeit. All diesen auf Knechtung der schaffenden Menschen abzielenden Wirtschaftssystemen tritt - schon hundert Jahre vor dem Nationalsozialismus! - der deutsche Geist entgegen. Friedrich List kündet in seinem Nationalen System der Politischen Ökonomie die Macht der schöpferischen Kräfte und meldet die Durchsetzung des germanischen Leistungsprinzips an.

Die großen geschichtlichen Erfahrungen und Erlebnisse unserer eigenen Zeit beweisen uns, daß die Gegensätze im Denken der Völker, die wir hier aus den klassischen Werken ihrer großen Nationalökonomen abgeleitet haben, heute genau so lebendig sind wie vor hundert und zweihundert Jahren. Diese Gegensätze sind heute in einer geschichtlichen Mächtigkeit und in einer lebendigen Wucht zusammengeballt, der gegenüber unsere wissenschaftlichen Untersuchungen nur einen blassen theoretischen Abglanz dar-

Digitized by Google

stellen. Und trotzdem zeigen sie uns, wie in dem Kampf unserer Tage die geistigen und weltanschaulichen Gegensätze von Jahrhunderten zum Austrag kommen. Der Kampf des deutschen Volkes geht um den Sieg der Arbeit über das Kapital und um den Sieg der schaffenden Menschen über das Judentum.

Gewiß sind die britischen Arbeiter sich nicht der Tatsache bewußt, daß sie für den Sieg des Kapitals kämpfen. Aber worauf beruht denn der Glaube des englischen Volkes an seinen Sieg in diesem Völkerringen? Er ruht genau wie im ersten Weltkrieg auf der Überzeugung, daß Britannien mit seinen Verbündeten über alle Reichtümer der Welt verfügt und daß seine Feinde deshalb eines Tages in der Enge des Raumes ersticken müssen und durch die materielle Not zu Boden gezwungen werden. Es ist also die Überzeugung, daß die tote Materie mächtiger ist als die lebendigen Menschen, dieselbe Überzeugung, die auch die kapitalistische Theorie des Adam Smith bestimmt. Der Glaube des deutschen Volks an den Sieg beruht dagegen auf dem Bewußtsein seiner lebendigen Kraft, seiner Tapferkeit, seiner Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit. Es ist der Glaube, daß der entschlossene Wille starker Menschen am Ende alle materiellen Schwierigkeiten bezwingt. Es ist derselbe Geist, der in der Wirtschaft das Kapital als dienendes Werkzeug des schaffenden Volks erkennt und der es im nationalsozialistischen Dritten Reich tatsächlich in diese dienende Stellung verwiesen hat. So ist heute das deutsche Volk in einer inneren Verfassung, die ihm seinen Glauben an die Überlegenheit der lebendigen Leistung über den toten Besitz bestätigt, während es im ersten Weltkrieg an dem Widerstreit zwischen seiner völkischen Aufgabe und seiner inneren Verfassung zerbrechen mußte.

Indem das deutsche Volk heute mit seinen Verbündeten die Herrscher über die Reichtümer des Erdballs in ihre Schranken verweist, führt es einen Kampf für die Freiheit aller schöpferischen Kräfte in der Welt. Unserem Volk ist der Glaube eingeboren, daß durch Kampf und Arbeit jedes Schicksal gemeistert werden kann. Es vermag, im Tod des Helden noch den Sieg des Lebens über den Tod zu feiern. So ist es berufen, an vorderster Stelle den Kampf gegen die erstickende Übermacht der toten Materie auszufechten und - ihn zu gewinnen. Denn das Leben ist stärker als der Tod und die Kräfte der Natur sind stärker als alle Kräfte der Unnatur.

In Adam Smith haben wir den klassischen Vertreter jener naturwidrigen Theorie kennengelernt, nach der die lebendigen Menschen nur die Werkzeuge und bezahlten Handlanger des toten Kapitals sind. Was könnte die Unnatur einer solchen Theorie besser beleuchten als die Tatsache, daß selbst ihr größter Vertreter sich gezwungen sieht, die Erkenntnis von der lebengestaltenden Kraft der Arbeit als Grundlage und Ausgangspunkt seines ganzen ökonomischen Systems anzunehmen! Das germanische Bewußtsein, daß letzten Endes aller Reichtum aus der schöpferischen Leistung der arbeitenden Menschen kommt, ist selbst in Adam Smith noch lebendig, und er braucht seine ganze geistige Kraft, um sich selbst das Gegenteil zu beweisen. Dadurch wird sein Werk zu einem geschichtlichen Symbol: Nur indem das britische Volk den germanischen Grundwerten seines Charakters untreu wurde, konnte sich seine Oberschicht in den Genuß der materiellen Reichtümer dieses Erdballs setzen. Es ist die tragische Vollendung dieses Selbstverrats, wenn England sich heute im Bund mit dem jüdischen Bolschewismus der natürlichen Ordnung der Welt entgegenstemmt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schickſal, Tod und Freiheit

Von

Hans Alfred Grunsky

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Vor zweieinhalb Jahrtausenden hat der große griechische Denker Heraklit einen Spruch über das Schicksal getan, der aus drei Urworten besteht, die auch heute noch als Fremdwörter in unserem Bewußtsein weiterleben: Ethos Anthropo Daimon.[1] Das Ethos ist dem Menschen sein Schicksalsdämon. „Ethos" bedeutet hier zunächst die angeborene Art zu handeln, sich zu geben, sich zu äußern. Sodaß also Heraklits Satz das Schicksal in die Wesensart des Menschen, in seinen Charakter verlegt. Damit schlägt der alte griechische Weise zu Beginn der abendländischen Geistesentwicklung einen Leitgedanken an, der nicht nur bei den griechischen, sondern vor allem auch bei den blutsverwandten deutschen Denkern mächtig fortwirkte.

Wie die deutsche Philosophie immer bestrebt war, einen Gottesbegriff zu überwinden, in dem Gott als etwas Äußeres und Fremdes gefaßt ist, wie bereits Meister Eckhart Gott mit dem innersten „Seelenfünklein" zusammenbringt, so hat deutsches Denken von je den Vorrang dessen verkündet, was man gegenüber dem äußeren das innere Schicksal nennen könnte. Jeder kennt Schillers schönes Wort: „In Deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Am weitesten aber ist hierin vielleicht Leibniz gegangen, der mit seiner sogenannten Monadenlehre die Meinung vertrat, jedes erdenkliche Schicksal stoße uns immer nur scheinbar von außen zu, in Wirklichkeit käme es stets von innen, aus uns selbst. „Alle Dinge, die uns jemals begegnen können, sind nichts anderes als Folgen unseres Wesens."[2] Hören wir nicht in diesen Worten die uralte Heraklitische Melodie rauschen: Ethos Anthropo Daimon, sein Wesen ist des Menschen Schicksal? Wenn Leibniz denselben Gedanken auch so ausdrückt: „Der Seele quillt notwendig alles aus ihrem eigenen Grunde"[3], so klingt das ebenso an Meister Eckharts „ganc in dînen eigenen grunt"[4] an, wie uns andererseits dabei einfällt, daß das Daimon in Heraklits Spruch ein Wort ist, das frühgriechisch - im Gegensatz zu dem, was wir heute unter dämonisch und Dämonen verstehen - zunächst ganz schlicht ‚Gottheit' bedeutet.

Aber ist es nicht einfach Unsinn, ein schneidender Widerspruch zur Wirklichkeit, wenn geleugnet wird, daß dem Menschen überhaupt etwas von außen zustoßen könne? Der Ziegelstein, der vom Dach auf den ahnungslos aus dem Haus Tretenden fällt, das Geschoß mitten ins Herz des schuldlos Gemordeten: das scheinen zu handfeste äußere Überraschungen, als daß man in ihnen Auswirkungen von etwas erblicken könnte, was letztlich aus dem Innern des Betroffenen selbst hervorginge. Wenn freilich ein Dichter die innere Entwicklung eines von ihm geschilderten Lebens durch einen äußeren Zufall jäh abreißen läßt, dann halten wir die Dichtung für schlecht. So groß

---

[1]) ἦθος ἀνθρώπωι δαίμων. Fragm. 119 bei Diels Fragmente der Vorsokratiker.

[2]) Sog. discours de métaphysique § 14 (1686).

[3]) Système nouveau de la nature et de la communication des substances § 14 (1695): C'est qu'il faut donc dire que Dieu a créé d'abord l'âme, ou toute autre unité réelle, en sorte que tout lui naisse de son propre fonds, par une parfaite spontanéité à l'égard d'elle-même, et pourtant avec une parfaite conformité aux choses de dehors.

[4]) Vgl. Predigt 59 bei Pfeiffer (S. 189, 29 ff.): „Soll got iht in dir oder mit dir machen, ſô muoſt dû vor ze nihte worden ſîn; unt darumbe ganc in dînen eigenen grunt unde wirke dâ; unde diu werc, diu dû dâ wirkeſt, diu ſint alliu lebendic."

Digitized by Google

ist unsere Sehnsucht, das äußerlich Sinnlose in ein innerlich Sinnvolles verwandelt zu sehen. Allein das Leben selbst nimmt darauf keine Rücksicht und wartet uns täglich mit harten Gegenbeispielen auf. Dann wäre also eine Auffassung wie etwa die Leibnizsche, die das äußere Schicksal vollständig durch ein inneres ersetzen möchte, auch eine Art Dichtung, der gleichen Sehnsucht nach Verwandlung des Sinnlosen in Sinnvolles entsprungen? Nur daß ein solcher philosophischer Versuch härter mit den Tatsachen zusammenstößt, weil er gleich allgemeinste Geltung beansprucht, während der Dramatiker und Erzähler den Vorteil hat, sich auf einen besonderen Fall zu beschränken, dem eher die Züge des Wahrscheinlichen geliehen werden können.

Der Philosoph, der dennoch diesen Weg weiterverfolgt, muß denn auch schließlich zu recht phantastischen Annahmen greifen, für die er wirkliche Beweise nicht mehr beizubringen vermag. Schopenhauer[5]) hat in einem der Leibnizschen Behauptung ähnlichen Zusammenhang einmal sehr geistvoll ausgeführt, wie wir zum mindesten einen Sachverhalt kennen, wo der Unterschied von außen und innen scheinbar vorhanden ist, ohne daß er in Wirklichkeit besteht: er meint die jedem vertraute Traumwelt, in der wir wie in der Wachwelt fühlen und handeln, wobei doch die ganze äußere Szenerie, in der wir das tun, durch niemand anderen aufgebaut sein kann als durch unsere eigene geheimnisvolle Traumphantasie, also letztlich doch durch unser innerstes Selbst. Im Traum sind wir Dichter und Regisseur des ganzen Traumstücks und gleichzeitig noch einer der handelnden Schauspieler selbst, der von seinem Standpunkt aus das als äußere Szenerie erlebt, was er als Dichter des Traums doch selbst zusammengefügt hat. Nach der Ähnlichkeit eines solchen Traumaufbaus könnte man sich also etwa das ganze Leben eines Menschen insgeheim von ihm selbst gestaltet denken, wenn man das äußere völlig und sozusagen in buchstäblichem Sinn in das innere Schicksal verlegen will. Wobei die Sache indessen nicht bloß eine unbeweisbare Gedankendichtung bleibt, sondern auch die neue ungeheure Schwierigkeit entsteht, wie denn nun die Lebensträume aller dieser selbsttätigen, in sich geschlossenen, mit Leibniz zu reden, „fensterlosen" Wesen so aufeinander abgestimmt sein können, daß sie sich lückenlos und sinnvoll zum Ganzen der Welt zusammenfügen. Leibniz hat dieses Problem mit der ihm eigenen Gedankentiefe angepackt, ohne es jedoch nach allen Seiten hin befriedigend lösen zu können.

Diese Dinge sollen indessen hier nicht weiter verfolgt werden. Halten wir vielmehr lediglich die Tatsache fest, daß das deutsche und das griechische, ja man kann allgemein sagen, das indogermanische Denken überhaupt, von vornherein geneigt ist, im Schicksal nicht eine von außen sinnlos hereinbrechende Macht, sondern weit eher etwas zu sehen, was aus der Wesensart des Menschen selber quillt, etwas, was zum mindesten in wichtigen Punkten mit dem eigenen Innern zusammenhängt. Wenn die heutige Biologie gegenüber einer irrtümlichen Ansicht, die den Menschen ausschließlich als Ergebnis seiner Umwelt angesehen wissen wollte, die gewaltige und ausschlaggebende Bedeutung der inneren Anlage, der Erbanlage, betont, so liegt das in der gleichen Richtung.

Wie verschieden auch die Folgerungen sein mochten, die man aus dieser allgemeinen indogermanischen Richtung ziehen zu müssen glaubte, so liegt ihr doch eine gemeinsame

[5]) Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen: Parerga und Paralipomena I.

Digitized by Google

und kennzeichnende Haltung zugrunde. Es ist die Haltung, die beispielsweise dem Ansatz der Philosophie Fichtes entspricht, wenn er auf die Frage: bestimmen die Dinge den Menschen oder bestimmt der Mensch die Dinge, sich für den Glauben entscheidet, daß der Mensch, sofern er sich seiner eigenen Kraft bewußt ist und diese in Tätigkeit setzt, niemals ein bloßes Produkt der Dinge außer ihm sein und werden kann. Es ist, mit anderen Worten, die aus Freiheit und Eigenständigkeit geborene Haltung, die je und je den indogermanischen und dann vor allem den germanischen Menschen ein äußerliches Schicksal nicht als etwas Entscheidendes anerkennen ließ, die Haltung (volkstümlich ausgedrückt) eines Menschen also, der entschlossen ist, sich nicht unterkriegen zu lassen. Ein schwacher und haltloser Mensch, der sich von den Dingen treiben läßt, wird nicht so leicht die Lehre aufstellen, daß das Schicksal in der eigenen Wesensart liege, er wird vielmehr eher geneigt sein, äußeren Umständen, fremden Kräften, irgendwelchen geheimnisvollen Geistern Schuld und Verantwortung zuzuschieben, indem er diese die Rolle des Schicksals spielen läßt.

Wir sehen also: das Bestreben, das Schicksal in die eigene Wesensart zu verlegen, und der Drang nach eigenständiger Freiheit hängen eng miteinander zusammen. Hier stoßen wir nun aber alsbald auf eine Schwierigkeit, die die beiden einfachen Gleichungen: inneres Schicksal = Freiheit, äußeres Schicksal = Unfreiheit, stark in Frage stellt. Denn wenn wir die Lehre vom Vorrang des inneren Schicksals rein für sich zu Ende denken, so scheint sie sachlich ebenso für die Schwächlinge zu gelten, die sich, fern aller starken und freien Haltung, von den Dingen treiben lassen; ist es doch dann belanglos, ob die Betreffenden den Zusammenhang zwischen sich und ihrem Versagen bemerken und anerkennen oder nicht. Das kommt in jenem hübschen schwäbischen Dialektgedichtchen von Gittinger zum Ausdruck, wo ein verbohrtes Bäuerlein im Gegensatz zu seinem rührigeren Bruder sich hartnäckig jeder Neuerung widersetzt und den dadurch an Feld und Vieh entstehenden Schaden jedesmal mit der ergebenen Wendung: „Des send Sacha, desch Schicksal, was kann i da macha?" begleitet, bis sein Bruder ihn mit folgenden Worten aufklärt: „Horch, Michele, du tuasch eim leid, I sag der's offa, grad wi'as ischt: Desch't's Schicksal, daß d'a Rendviech bischt."

Also auch hier gilt der Heraklitische Spruch, das Schicksal liege in der Wesensart des Menschen, nun aber umgekehrt gerade für einen unfreien Menschen, der sich von den Dingen bestimmen läßt, statt ihre Gestaltung selbst in die Hand zu nehmen. Durch diesen anderen Sinn des Spruches verwickelt sich nun freilich die Beziehung zwischen Schicksal und Freiheit, von der wir bereits einen guten Teil ergriffen zu haben schienen, wieder beträchtlich und tritt ins Undurchsichtige zurück. Da hilft nichts anderes als diese Grundbegriffe und was mit ihnen zusammenhängt, selber etwas genauer unter die Lupe zu nehmen.

Wir sprachen von äußerem und innerem Schicksal. Was verstehen wir eigentlich hier unter innen und außen? Merkwürdige Frage! Was sollen wir darunter schon anderes verstehen als auf der einen Seite unser Ich, das, was in uns, in jedem einzelnen von uns ist, also unsere Art und Anlage mit all ihren Wirkungen und Betätigungen; und auf der anderen Seite das, was unser Ich umgibt, was wir auch unsere Umwelt, die Außenwelt nennen; wobei das Außen (also die Umwelt) irgendwie unser Inneres beeindruckt und umgekehrt unser Ich in diese äußere Umwelt hineinwirkt, indem es sich „äußert". Nun, diese Unterscheidung ist an sich durchaus

Digitized by Google

einleuchtend und entspricht einem klaren Sachverhalt. Aber wie eine an sich richtige Vorstellung losgelöst aus ihrem Zusammenhang mit vielleicht viel wesentlicheren Dingen und ausschließlich angestarrt, zur Scheuklappe und fixen Idee und damit zu etwas Schädlichem und Falschem wird, so hat sich im Laufe langer Zeiten die philosophische Gedankenbewegung in die ausschließliche Betonung des Ich-Umwelt-Verhältnisses dermaßen festgefressen, daß dadurch die Sicht für ein viel gewichtigeres Innen-Außen verdeckt wurde, für eine Art von Innen-Außen-Verhältnis, das nicht zusammenfällt mit dem üblichen Schema: Inneres = Ich (Ich sei es mit oder ohne die zugehörige leibliche Organisation), Äußeres = umgebende äußere Umwelt. Dieses Schema reicht bis in die Antike zurück und es ist dann im 17. Jahrhundert in einer besonders harten Form durch Descartes formuliert worden, der das Ich (die Welt der Seele) von der Welt des Körpers (der Außenwelt also) so stark trennte, daß daraus ein verhängnisvolles Dogma entstand.

Hinter dieses Ich-Umwelt-Schema zurückgehen und es damit seiner beherrschenden Stellung entkleiden, heißt der Philosophie den Weg zu einem umfassenden Neuansatz frei machen. Was dabei herauskommt, möge eine erneute Anknüpfung an den Spruch Heraklits zeigen, von dem wir ausgingen. Wobei zugleich klar werden wird, daß jener philosophische Neuansatz nicht auf dem sandigen Boden irgendeiner modernen Marotte ruht, sondern auf dem granitenen Urgestein ältesten und edelsten Gedankengutes. Alles wirklich Neue ist nämlich zugleich ein Wiederdurchbrechen von Altem, ja vielleicht von Uraltem.

Wir steigen in den Schacht hinab, der zu einer Philosophie führt, die viel älter ist als der alte Heraklit, älter als alle einzelnen Philosophien überhaupt: das ist die Urweisheit der Sprache. Betrachten wir das griechische Wort ‚Ethos' in Heraklits: „das Ethos ist des Menschen Schicksalsdämon" näher, dann zeigt sich, daß es garnicht bloß ‚Wesensart', ‚Art zu handeln und sich zu äußern' bedeutet; es heißt vielmehr auch: ‚gewohnter Aufenthalt', ‚Wohnort', ‚Gewohnheit', ‚Brauch', ‚Sitte', ‚Herkommen'.

Ethos bezeichnet also nicht bloß die innere Wesensanlage eines Einzelmenschen, sondern umgrenzt zugleich einen mittleren Bereich der Außenwelt als vertrauten Wohnort, als heimatlichen Bereich, in dem eine Gemeinschaft mit gleicher Sitte, gleichem Brauch, gleichem Herkommen lebt. Es ist die Gemeinschaft derer, die dieselbe Wesensanlage besitzen und diese Anlage auf einem ihrem Wesen entsprechenden heimatlichen Boden in gemeinsamen Lebensformen zum Ausdruck bringen. Das eine Wort Ethos stellt also ursprünglich die Einheit von Wesensanlage, Lebensraum und Lebensform dar.

Ob dieser Sinn des Wortes Heraklit selbst noch voll bewußt war, ist eine Frage für sich, die uns hier nicht zu kümmern braucht. Wir jedenfalls haben kein geläufiges Wort mehr für diese Einheit, eine Tatsache, die die ganze Tragik langer Entwicklungen widerspiegelt, die uns von uns selbst abgeführt haben. Wohl aber drängt in unserer Wirklichkeit ein neues Lebensbild machtvoll an die Oberfläche, das die Entsprechung von innerer Anlage und äußerem Lebensraum zur Voraussetzung hat. Diesen Zusammenhang meinen wir, wenn wir etwa von Blut und Boden reden und wir sollten diese Formel nie in den Mund nehmen, ohne uns ihres Tiefsinns bewußt zu sein.

Wenn wir noch einen Schritt weiter in den Schacht der Sprache hinabsteigen, sehen wir, daß der geschilderte Sachverhalt nicht etwa bloß an solch einem einzelnen

Digitized by Google

griechischen Wort wie Ethos hängt. Die Blutverwandtschaft von Völkern und Völkergruppen wie den alten Indoariern, den Griechen, Römern, Germanen und zahlreichen anderen drückt sich bekanntlich darin aus, daß ihre Sprachen Äste und Zweige eines und desselben indogermanischen Urstammes sind. Fragen wir nun in vorliegendem Fall nach den Verwandten sowie nach den Ursprüngen jenes griechischen Wortes Ethos, dann stoßen wir auf eine indogermanische Wortwurzel se oder sue (erweitert suebh, suedh), deren Urbedeutung ersichtlich wird aus dem daraus sich entwickelnden besitzanzeigenden Fürwort, lat. suus, alt- und mittelhochdeutsch sin, neuhochdeutsch ‚sein', das ‚seinige'. In der Urbedeutung umfaßt diese Wurzel sue alles, was ‚mein', ‚dein', ‚sein' im Sinne des Eigenen ist[6]). Derselben zu suebh und suedh erweiterten Wurzel sue entspringen dann u. a. im Germanischen die Wörter sibja sippa Sippe und unser Wort Sitte ebenso wie im Griechischen das Wort Ethos dazugehört, das lautgesetzlich aus einem Suethos entstanden ist. Und wie das griechische Ethos ein Eigenschaftswort in der Bedeutung ‚traut', ‚lieb' bildet, so entstammen dem germanischen Bereich dieser Wurzelentfaltung gewisse althochdeutsche und altnordische Wörter in der Bedeutung des Eigenen, Trauten, Vertraulichen, des Lieben und Liebenswerten.

Das ist denn nun freilich ein ganz anderer Begriff des Eigenen als der uns gemäß einer zwar langen, aber doch weit jüngeren Überlieferungskette geläufige. Schon Zusammensetzungen wie Eigensucht, Eigensinn, Eigenliebe, ja selbst Eigentum verraten eine Wertung in zweifelhafter, absprechender und häßlicher Richtung. Wir sind gewohnt, das Eigene als etwas zu Überwindendes, etwas mehr Tadelns- als Lobenswertes in Verruf gebracht und als etwas aufgefaßt zu sehen, was den Menschen egoistisch vereinzelt, ihn vom Ganzen und vom wahren Leben absperrt. Jene alte Vorstellung des Eigenen, von der ich glaube, daß wir sie heute geradezu als philosophischen Grundbegriff wiedergewinnen müssen, ist davon das genaue Gegenteil.

Da ist das Eigene nicht hemmende Schranke, nichts Eigensinniges oder Eigensüchtiges, sondern Kern und Kraft unseres Seins, ein lebendiges Ganzes, das eben deshalb das Urgepräge des Eigenen trägt, weil alle Teile dieser Welt, handle es sich nun um Fels, Feld, Wald oder Tier oder um die Menschen gleichen Blutes, die um uns sind oder um uns waren, - weil alle Teile dieser Eigenwelt uns stets in solcher Form begegnen, daß wir sie als unserem Wesen zugehörig und innig vertraut, ja als etwas empfinden, ohne das unser Wesen seines Inhalts, seiner Fülle und seiner Bestimmtheit beraubt wäre. Unsere Wesensart und der ganze Reichtum dieser heimatlich vertrauten Eigenwelt sind eins; anders ausgedrückt: diese Eigenwelt ist die Einheit von Wesensart und vertrautem Lebensraum. Und weit entfernt, etwas Häßliches im Sinne kleinlicher Ichsucht zu sein, liegt auf diesem Eigenen der Glanz alles Guten, Liebenswerten und Freundlichen.

Das kommt auch in anderen indogermanischen Wortwurzeln immer wieder zum Ausdruck. So entspringen einer und derselben Quelle die Wörter: Wohnen, Wonne, Venus, Wunsch[7]); wozu man noch das althochdeutsche winne = Weideplatz und wini = Freund (letzteres noch im Eigennamen Winifred lebendig) halten mag, um zu

[6]) Walde-Pokorny, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen II, 454 ff. (Das u in sue klingt als Halbvokal fast wie w).

[7]) Ebendort I, 258 ff.

Digitized by Google

erkennen, daß Wohnort hier nicht ein beliebiger Punkt einer zum Ich sich äußerlich und zufällig verhaltenden Umwelt ist, sondern der vertraute heimatliche Boden, der dem eigenen Wesen Wonne weckt, weil es in ihm sich selbst begegnet. Und auch das Wort Wesen selber, einer anderen Wortwurzel zugehörig, ist für diese Einheit von Artung und Lebensraum ein Beweis: wesen ist ja ursprünglich ein Zeitwort, das noch in unserer Zeitwortbildung gewesen weiterlebt und das (verwandt mit: währen) soviel wie ‚verweilen', ‚wohnen' bedeutet, aber nicht an einem beliebigen Ort, sondern dort, wo es traut und heimatlich ist: das deutsch-germanische Wort Wesen gehört, um nur einen Beleg zu nennen, derselben indogermanischen Wortsippe an wie Vesta, die bekannte römische Göttin des häuslichen Herds[8]).

Etwas von dieser heimatlich häuslichen Beziehung klingt noch in unserem Wort Anwesen nach. Philosophisch ist uns aber der Vollgehalt des Hauptwortes Wesen, wie er noch recht stark bei Jakob Böhme[9]) lebendig ist, leider verlorengegangen, der Vollgehalt, der die beiden Bedeutungen 1. Wesensart und 2. den der Wesensart gemäßen heimatlichen Lebensraum gleichermaßen umfaßt und in Beziehung zueinander setzt. Uns ist demgegenüber Wesen etwas Blasses und Abstraktes geworden. Wir pflegen uns auf der einen Seite ein Ich oder ein Lebewesen von bestimmter Artung vorzustellen und ihm auf der anderen eine davon unabhängige Umwelt als ein Außen entgegenzustellen, während in Wahrheit kein Lebewesen wirklich wesenhaft wesen, währen und existieren kann, ohne daß zum mindesten ein mittlerer Teil seiner Umwelt heimatliche, seinem Wesen gemäße Eigenwelt ist.

Da nun etwas von dieser in dem neugebildeten Begriff der Eigenwelt zusammenlaufenden Einheit von Wesensart, Lebensraum und Lebensform auch, wie schon angedeutet, in dem griechischen Wort Ethos liegt, können wir jetzt dem Heraklitischen Ausspruch über das Schicksal: Ethos Anthropo Daimon die tiefere Deutung geben: Seine Eigenwelt ist des Menschen Schicksal. Machen wir uns zunächst klar, was mit dieser der Sache selbst angepaßten Form, die natürlich keine geschichtliche Auslegung sein will, gewonnen und klargestellt ist. War es nicht so, daß wir die Verlegung des Schicksals in die Wesensart des Menschen als Ausdruck einer freien Haltung betrachteten und daß uns dann der Hinweis auf das Vorhandensein auch von ganz unfreien und lebensuntüchtigen Charakteren diesen Sinn wieder zu verdunkeln drohte? Und manche solcher unglücklichen Menschen sind ja auch mit mehr Selbsterkenntnis ausgestattet als jenes Bäuerlein, das nicht merkte, daß es ein Rindvieh war, und empfinden daher gerade ihr eigenes Wesen als etwas ihnen Aufgezwungenes, als eine Last oder gar als einen Fluch.

Diese doppelte Möglichkeit, die in Heraklits Spruch liegt, entging auch ihm selber nicht. Der seinem Kreis nahestehende Komödiendichter Epicharm überliefert eine dies deutlich zum Ausdruck bringende Erweiterung des Satzes, die so lautet: „Ihre Wesensart ist den Menschen ihr guter Daimon, manchen freilich auch ihr schlechter"[10]).

---

[8]) Ebendort I, 306 f. Griechisch ist zu vergleichen: ἑστία Herd und ἄστυ = ϝ-άστυ Stadt. Vielleicht gehören auch altindisch vásu = awestisch vohu in der Bedeutung ‚gut' sowie gewisse altgermanische Wörter für ‚schmausen' und ‚sich freuen' in diesen Kreis (vgl. I, 310 und 307/8).

[9]) Vgl. Grunsky, Jakob Böhme als Schöpfer einer germanischen Philosophie des Willens, Hamburg 1940, S. 44 f.

[10]) ὁ τρόπος ἀνθρώποισι δαίμων ἀγαθός, οἱ δὲ καὶ κακός Diels Fragm. 17.

Digitized by Google

Wir kommen dem Verständnis dieses Unterschieds durch den inzwischen gewonnenen neuen Begriff der Eigenwelt um ein Stück näher. Von hieraus läßt sich nämlich Epicharms Umschreibung des Heraklitischen Spruchs zu folgender Einsicht weiterentwickeln: ihre Eigenwelt ist für die Menschen das ihnen innerlich gemäße Schicksal und als solches hat dieses innere Schicksal das Gepräge eines „guten Daimons", d. h. reicht es in die Tiefe eines in sich freien, göttlichen Lebens hinab; wo aber den Menschen ihre Eigenwelt irgendwie zerstört ist, da bleibt von ihrer Wesensart nur ein Trümmerfeld und die Gefahr eines widergöttlichen Lebens steigt herauf.

Das weltgeschichtlich größte Beispiel für den zweiten Fall ist zweifellos der Bolschewismus, dessen Kern in nichts anderem als in der Absicht und Untat besteht, den Menschen planmäßig und von der letzten Wurzel her ihre Eigenwelt zu nehmen (was noch viel mehr und Furchtbareres besagt als der bloße damit auch verknüpfte Raub des Eigentums im gebräuchlich rechtlichen Sinn des Wortes). Und folgerichtig kamen durch solche äußerste Zerstörung der Eigenwelt satanisch-infernalische, schlechthin widergöttliche Züge in einem Ausmaß hoch, daß bei ihrem Anblick mancher endgültig an dem Gott seiner Kindheit verzweifelte. Und es entstand ein bis ins Innerste durchgeknetetes Sklaventum als vollkommenes Gegenbild zu der in jeder Eigenwelt sich kundgebenden Freiheit.

Wie stark Freiheit und Eigenwelt zusammenhängen, bestätigt sofort wieder ein Blick in die Sinnwerkstatt der Sprache. Frei kommt von einer germanischen Wortwurzel fri. Dazu gehört das gotische Verbum frijôn = ‚lieben', urgermanisch im Sinn der Verbundenheit zu verstehen, die die Mitglieder einer Sippe eint; wovon ein Partizip frijônds unserem Wort Freund gleichzusetzen ist. Frei sein heißt also ursprünglich nach Ausweis der Sprache: unter den Lieben, unter den Freunden, unter den Sippengenossen sein, in der Heimat sein; dort sein, wo man sich ungehemmt frei unter Freunden bewegen kann, wo es keine feindlichen Hemmungen gibt, in einem Lebensraum also, wo Friede herrscht. In der Tat gehört auch das Wort Friede derselben germanischen Wurzel an und erweist sich damit gleichen Ursprungs mit frei. Hier stoßen wir also ebenfalls wieder auf das Eigene, das sich von dieser Seite aus in der Dreiheit von Friede, Freiheit und Freund darstellt, der sich (wenn auch nicht derselben Sprachwurzel angehörig) als Viertes die Freude zugesellt. Der große dänische Germanenforscher Grönbech hat diesen Zusammenhang eindrucksvoll aufgezeigt[11]).

Aber auch, wenn man von dieser Bestätigung durch die Weisheit der Sprache absieht, läßt sich wohl kein ursprünglicherer Begriff der Freiheit finden als der des ungehemmten Sichbewegens in einer Eigenwelt. Es genügt nicht, als frei das zu bestimmen, was sich von innen heraus selbst bewegt. Denn damit kommt man nicht grundsätzlich über die „Freiheit eines Bratenwenders" hinaus, „der auch", wie Kant wegwerfend sagt, „wenn er einmal aufgezogen worden, von selbst seine Bewegungen verrichtet"[12]). Freiheit beginnt erst dort, wo Lebendiges Eigenem begegnet, wo Lebendiges sich in einer Umwelt bewegt, die seine Eigenwelt ist.

[11]) Dor Folkaet i Oldtiden deutsch 1937 als ‚Kultur und Religion der Germanen'. Vgl. S. 31: „In ‚Friede' haben wir die eigene Definition der alten Verwandten (‚Freunde') von der Grundstimmung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Mit ‚Friede' meinen sie etwas in ihrem Innern, eine Kraft, die sie zu ‚Freunden' untereinander und zu ‚Freien' der übrigen Welt gegenüber macht."

[12]) Kritik der praktischen Vernunft, erste Ausgabe S. 174.

Digitized by Google

Wenn wir ein Tier seiner Freiheit berauben, indem wir es fangen und einsperren, nehmen wir ihm damit den einen Teil seiner Eigenwelt, was zur Folge hat, daß auch der andere, nämlich sein Organismus, allmählich verkümmert. Denn ein solches freies Dasein setzt die völlige innere Verflechtung des Lebewesens mit dem zu ihm gehörigen Lebensraum voraus, die sich u. a. in dem zeigt, was wir Instinktsicherheit nennen, eine Voraussetzung, die im Organismus selbst im einheitlichen Zusammenwirken aller seiner Funktionen zutage tritt. Das seiner Freiheit beraubte, gefangene Tier tauscht dafür die entartete Freiheit der Gefahrlosigkeit ein, die den Instinkt sowohl wie jene Einheit der Funktionen zerstört, sodaß es allmählich zu freiem Dasein unfähig wird und nur durch Pflege und Betreuung zu leben vermag. Es kommt dann völlig auf eins hinaus, ob wir sagen, es sei seiner Freiheit oder es sei seiner Eigenwelt beraubt worden.

Umgekehrt gibt es mißratene Lebewesen, die nie einer Eigenwelt angehören können und darum im tiefsten Sinne unfrei sind. Im menschlichen Umkreis sind von dieser Art z. B. unglückliche Rassenbastarde. Sie haben zwar im gewöhnlichen Sinne des Ausdrucks eine bestimmte Wesensart, aber sie sind in der tieferen Bedeutung des Wortes nicht wesenhaft und das heißt nichts anderes als daß sie sich selber fremd sind, weil sie keine Eigenwelt besitzen können. Sie empfinden darum auch ihr Wesen selbst oft als einen Zwang, ihr Dasein als eine Last.

Nur wo die Einheit von Wesensart und Lebensraum darin zum Ausdruck kommt, daß der Mensch eine Welt erlebt, die er als seine eigene empfindet, ersteht volles freies inneres Wesen, wirklich wesenhaftes aus sich selber quellendes Leben. Jetzt können wir den Gedanken vom guten und schlechten Daimon so ausformen: ihre Eigenwelt ist das eigentliche innere Schicksal der Lebewesen und dieses Schicksal ist gut, weil es immer zugleich Freiheit bedeutet, sich im Eigenen zu bewegen; wo aber die Eigenwelt fehlt oder zerstört ist, wird die Wesensart wesenlos und zum schlechten Schicksal, das einem äußeren Zwange gleichkommt.

Von hier aus gesehen, d. h. nach Einführung des Begriffs der Eigenwelt besteht also die ursprünglich vermutete und dann in Zweifel gezogene Beziehung von innerem Schicksal und Freiheit tatsächlich. Allein das bedeutet nicht, daß wir nun bereits da stünden, wohin wir Leibniz mit einem einzigen Sprung seiner philosophischen Phantasie geraten sahen. Da wurde ja jedes äußere Schicksal geleugnet und von vornherein in ein inneres verwandelt: die Monade, d. h. das in sich abgeschlossene Lebewesen hat keine Fenster, durch die etwas von außen hereindringen könnte.

Die Vorstellung von der Eigenwelt ist demgegenüber zunächst eine viel nüchternere. Die Eigenwelt eines Lebewesens fällt keineswegs mit dessen gesamter Umwelt schlechthin zusammen: sie ist vielmehr immer nur ein Teil, ein Ausschnitt, wenn auch, bei gesunden Verhältnissen, ein mittlerer und wesentlicher Ausschnitt. Sie ist das, was die alten Germanen gerade um dieser mittleren Bedeutung willen Midgard nannten; wobei Mitte sowohl räumlich, d. h. als greifbare heimatliche Umwelt wie im übertragenen Sinn als innerlich vertraute Lebensmitte zu verstehen ist. Dem stellten sie in Utgard einen Bereich gegenüber, der „ut", d. h. außen ist, nämlich außerhalb des im doppelten Sinn mittleren Seinsbereichs von Midgard. Es ist der Bereich des feindlichen Fremden, dessen, was in keiner Beziehung heimatlich und vertraut ist, was uns nicht mehr als Eigenes angehört. Wieder sehen wir, wie in alten Wörtern schon

Digitized by Google

eine ganze Philosophie, ein ganzes Welt- und Lebensbild verborgen steckt. Wie anschaulich ist die Vorstellung, die einen Bereich, der als Mitte wirklichen Lebens innerhalb eines Kreises gedacht ist, von einem außerhalb dieses Kreises liegenden Gebiet abgrenzt.

Das ist dann in der Tat eine ganz andere Entgegensetzung von Innen und Außen als die übliche, die einem Individuum einfach seine ganze Umwelt als außen gegenüberstellt. Zum Innen, zur Mitte, zum Wesentlichen gehört hier die ganze Eigenwelt; *das wirkliche Außen beginnt erst jenseits der Eigenwelt.*

Mit unsern heutigen Begriffen könnte man Utgard zunächst bestimmen als denjenigen Teil der Umwelt, der nicht Eigenwelt ist. Und den gibt es immer, und unablässig versucht er in die Eigenwelt zerstörend einzubrechen. Wenn die Eigenwelt schon in sich selber alles andere als starre Ruhe ist - nicht daß wir das Eigene haben, sondern daß wir ihm in mannigfachster Form jeden Tag und jede Stunde neu begegnen, macht das sprudelnde Leben und die göttliche Tiefe des Daseins aus - wenn dergestalt die Eigenwelt schon als solche etwas Bewegtes ist, so befindet sie sich darüber hinaus auch in ständigem Kampf gegen das feindliche Fremde, gegen das sie sich stets durchzusetzen hat. Nicht ein ruhendes Idyll, das es auf die Dauer nie und nirgends gibt, macht die Unversehrtheit der Eigenwelt aus, sondern dann ist es mit ihr in Ordnung, wenn sie sich mit einem mittleren Teil der Umwelt deckt und diesen als Ganzes gegen alle Einbrüche Utgards heil erhält.

Wo dagegen die Umwelt überhaupt nicht mehr das Gepräge des Eigenen trägt, da ist die Eigenwelt zerstört oder von vornherein unmöglich. Da ist das Außen im Sinne Utgards bis in die Lebensmitte selbst vorgedrungen und hat sie so stark überflutet, daß für jenes wesenhafte Innen der Eigenwelt, das wir zugleich als Freiheit erkannten, kein Platz mehr bleibt. Da ist dann jener Punkt, wo das aus der Fülle lebendiger Seinsbegegnungen herausgeworfene, zu einem dünnen abstrakten Faden herabgesunkene eigene Wesen als nicht mehr eigen, vielmehr als etwas Fremdes, als Last und Zwang empfunden wird. In welcher Lage es dann beispielsweise zu einer Feindschaft sogar dem eigenen gesunden Leib gegenüber kommen kann, die stets ein furchtbares Zeichen für den Verlust der Eigenwelt ist, furchtbar deshalb, weil sie besonders eindringlich das dadurch bedingte Hinausgestoßensein ins Unwirkliche und Wesenlose vor Augen führt. Was immer an einer Eigenwelt Anteil hat, kann von solch innerer Seinszerstörung und Seinsunfähigkeit nie betroffen werden. Nie kann hier das eigene Wesen als solches zur Last werden.

Das heißt nun aber nicht, daß dem Dasein damit jede Last abgenommen wäre. So gewiß der Eigenwelt immer auch ein fremder und feindlicher Bereich gegenübersteht, der seine Wurzeln außerhalb ihres Kreises hat und der ständig in sie einzubrechen droht, so gewiß wird Mühe, Not und Sorge, Angst und großes Leid dem Leben anhängen, solange es Leben gibt. Machen wir uns das wieder an dem einfachen Beispiel klar, das uns bereits vorhin dienlich war, als wir die Einheit von Eigenwelt und Freiheit schon an dem in der Freiheit lebenden Tier verwirklicht fanden, das sich ungehemmt in seinem Lebensraum bewegen kann. Dem ist nun hinzuzufügen, daß diese Freiheit ihre Grenzen an den Grenzen der Eigenwelt findet. Wo das, was außerhalb der Eigenwelt liegt, diese bedrängt und bedroht, da geht die Freiheit in den Zwang von Angst, Not und Verzweiflung über, eine Reihe, die ihr Ende im Tod

Digitized by Google

erreicht (bzw. in der Todesangst, die allein ja das Tier, das vom Begriff des Todes selbst nichts weiß, zu erleben vermag).

Dem lichten inneren Schicksal, das sich mit der Eigenwelt und ihrer Freiheit deckt, tritt ein meist recht düsteres äußeres Schicksal an die Seite. Beim Tier ist dieses äußere Schicksal mächtig genug; die freie Eigenwelt oft nur ein dürftiger kleiner Kreis. Um es in einem Schlagwort zu sagen: aus dem in der Freiheit lebenden Wild wird nur zu rasch Freiwild, das den von außen hereinbrechenden Bedrängnissen schutzlos preisgegeben ist. Zwar sind dem Tier Waffen und Wehr gegen die ständigen Einbrüche feindlicher Gewalten in seinen Lebensraum gegeben, aber trotzdem steht es diesen meist doch nur im Zustande der Angst und des leidenden Getriebenwerdens gegenüber.

Es wäre ganz falsch zu glauben, daß diese Angst aufhörte, wenn wir vom tierischen zum menschlichen Bereich übergehen. Im Gegenteil, sie wird hier zunächst noch bedeutend verstärkt. Denn das Tier lebt ganz in der Gegenwart und vergißt daher die Bedrohung, sobald sie aufgehört hat, sofort oder doch viel rascher wieder als der Mensch, der sich an die Vergangenheit zu erinnern vermag und daher auch von der Sorge um die Zukunft gequält wird. Hier erhöbe sich die Frage nach dem grundsätzlichen Unterschied zwischen tierischen und menschlichen Eigenwelten, der natürlich besteht. Aber das würde uns zu weit abführen. Viel wichtiger ist ja auch die andere Frage nach dem Wesen unserer Eigenwelt, derjenigen Eigenwelt, der wir selber angehören. Wie unterscheidet sie sich von anderen? Wenn wir von „unserer" Eigenwelt sprechen, so ist damit das indogermanisch-germanische Sein gemeint, das sich, wie die Dinge geschichtlich nun einmal liegen, heute am lautersten wohl in unserem Volke erhalten hat.

2.

Um diese Frage zu beantworten, könnten wir alles aufzuzählen suchen, was wir als Eigenes, Gemeinsames im tieferen Sinn empfinden, unter Ausschluß jener wesenlosen Menschen natürlich, deren „Eigenes" jenseits ihres Gartenzaunes aufhört. So wäre z. B. festzustellen, daß der deutsche Wald ganz wesentlich zu unserer Eigenwelt gehört und daß man von der Wüste ein gleiches sicherlich nicht behaupten kann. Aber das wäre ein langer Weg. Zum Glück gibt es einen viel kürzeren. Es gibt nämlich einen ganz zentralen, keine bloße inhaltliche Einzelheit betreffenden Punkt im Wesen der indogermanisch-germanischen Eigenwelt, der diese von jeder anderen Eigenwelt so grundsätzlich abhebt, daß wir daran unser eigenes Wesen am raschesten und klarsten abzulesen vermögen.

Diesem Punkt kommen wir nahe, wenn wir die Rolle bedenken, die im germanischen Raum von jeher der Begriff der Freiheit gespielt hat. Diese Freiheit muß mehr sein, mit ihr muß es noch eine wesentlich andere Bewandtnis haben als mit jener Freiheit, die wir jedem nicht entarteten, in einer Eigenwelt verwurzelten Lebewesen zusprachen und die, wie wir am Beispiel des Tieres sahen, unter Umständen eine sehr kleine und sehr eingeschränkte Freiheit ist. In Eigenwelten mit solch eingeschränkter Freiheit ist Eigenes und Feindliches scharf gegeneinander abgehoben, die Grenze des Eigenen kann nicht verschoben oder auch nur hinausgeschoben werden. Wo dort die feindliche Gewalt in den eigenen Lebensraum einbricht, wird sie bekämpft, vielleicht niedergerungen oder sonst zum Verschwinden gebracht, nie aber wird das ein für alle-

Digitized by Google

mal festgefügte Gehäuse des vorbestimmten Lebensraumes irgendwie wesentlich durchbrochen, es sei denn, daß Untergang oder Entartung die notwendige Folge ist. Die Grenze des Lebensraums bleibt bestehen. Und deshalb ist die Freiheit in einem solchen Falle grundsätzlich nur eine bedingte, die sich in ihrer ungehemmten Bewegung eben an jener Grenze brechen muß; deshalb gibt es dort auch immer einen Punkt, wo die Freiheit von der unfreien Angst abgelöst wird.

Demgegenüber ist es nun dem indogermanisch-germanischen Sein eigentümlich, eine solche Grenze nicht anzuerkennen. Nicht als ob es dort keine Welt des Eigenen gäbe. Aber sie ist sozusagen nicht mit Brettern vernagelt. Gewiß treten an den Grenzen des heimatlichen Eigenen ebenfalls Hemmungen auf. Aber vom Mittelpunkt des Eigenen wirkt hier eine Kraft, diese Hemmungen zu durchbrechen und in die Weite durchzustoßen. Wir können diese Kraft die Kraft der Freiheit des Darüber-Hinaus nennen, die die ungehemmte Bewegung auch dort zu verwirklichen sucht, wo ihr sonst Einhalt geboten ist. Und wir beginnen einzusehen, warum die Freiheit gerade im Bereich dieser Artung eine solch mittlere Bedeutung besitzt. Denn nur hier kann sie ins äußerste getrieben werden. Desgleichen ahnen wir, inwiefern damit eine Möglichkeit gegeben ist, über die Grenze der Angst hinauszukommen in einen Bereich, wo der Mensch zu einer Freiheit der Furchtlosigkeit zu gelangen vermag.

Es ergibt sich also folgendes Bild. Dem Leben und Weben im Wurzelbereich der Eigenwelt steht beim Indogermanen überhaupt, beim Germanen aber in ganz besonderem Ausmaß, der Vorstoß in die Weite gegenüber. In diesem Vorstoß wirkt sich die Freiheit des Darüber-Hinaus aus, die die hemmenden Grenzen der Eigenwelt durchbricht und sich dadurch unbedingt macht. Hier besteht nun freilich die furchtbare Gefahr eines Sichverlierens an die Weite. Ein solches Verschlungenwerden von der Weite kann nur auf eine Weise verhindert werden, durch die Fähigkeit, von ihr Abstand zu nehmen. Und was kann dieses Abstandnehmen, das man als eine neue Stufe der Freiheit ansehen mag, wohl bedeuten? Nichts anderes, als eine Rückkehr von der Weite in die Wurzel. Indem bis hierher die Freiheit, alle Hemmungen niederreißend, ihre ganze Kraft entfaltete, kehrt zwar nicht die Hemmung zurück, aber es entsteht eine Spannung, in der die Freiheit ihre Krise erreicht: die Spannung zwischen Weite und Wurzel.

Von der Wurzel der Eigenwelt stößt der unbändige Wille dieser Menschenart als in sich selber wachsende Kraft in unendlichem Freiheitsdrang in die Weite vor und aus der Weite muß er sich wieder Abstand nehmend zur Wurzel zurückbiegen. In der Auflösung dieser Spannung zwischen Wurzel und Weite wird schließlich die höchste und letzte Form der Freiheit wirksam und sichtbar, der alles Große in Gedanken und Taten entsprang, was der indogermanische Geist je hervorgebracht hat: nämlich die schöpferische Freiheit, die die Weite mit der Wurzel in Verbindung setzt, um sie sich anzu„eignen", d. h., sie in die Eigenwelt hineinzunehmen.

Ein Beispiel theoretischer, erkenntnismäßiger An-Eignung der Weite muß im jetzigen Zusammenhang unsere Aufmerksamkeit besonders erregen: der Gedanke der allgmeinen Naturgesetzlichkeit, den die Griechen vorbereitet, die Germanen aber dann in voller Tragweite herausgestellt haben.

Schon die Früh-Germanen sind von der unerschütterlichen Überzeugung beseelt, daß alles vorherbestimmt sei. Es ist, wie wir gleich noch näher sehen werden, grund-

Digitized by Google

falsch, darin eine Art Fatalismus zu erblicken. Vielmehr handelt es sich um einen Glauben, dem man etwa folgendermaßen Ausdruck geben könnte: mögen die Mächte Utgards noch so heimtückisch und feindselig gegen Midgard andrängen, auch von dorther kann sich die Welt nie in unberechenbare Willkür auflösen; denn über allem waltet Orlog, die höchste Schicksalsbestimmung. So wird die ganze Welt, auch die außerhalb Midgards, nach einem (allerdings etwas dunklen und unbestimmten) Bilde jener Ordnung erfaßt, die die Germanen so hell und klar in Midgard selbst lebendig sahen: ein Versuch, sich auch die Weite anzu„eignen", d. h. sie mit der Wurzel, der ursprünglichen Eigenwelt also, zu verbinden.

Dieser Versuch wiederholte sich auf einer anderen Entwicklungsebene, als die Germanen den modernen Begriff der Naturgesetzlichkeit formten. Wie es eben allein dieser Menschenart entsprach, stießen sie erkennend bis in die unendliche Weite der Sternenwelt vor und verbanden nun die Weite mit der Wurzel in der schöpferischen Erkenntnistat, daß dort im fernen All die Sterne nach denselben Gesetzen ihre Straßen ziehen, nach denen die Körper in der uns vertrauten Umwelt zu Boden fallen: wiederum also ein gewaltiger Akt des Ausgriffs und zugleich der An-Eignung der Weite.

Es mag manchem vielleicht auf den ersten Blick paradox erscheinen, daß die Germanen auf der einen Seite geradezu Fanatiker der Idee der Gesetzmäßigkeit, eines gesetzmäßigen Weltlaufs, sind und auf der andern Seite eine Willenhaftigkeit entfalten, die sie alles ins eigene Handeln setzen läßt; während sich im orientalischen Bereich der Gedanke göttlicher Willkür mit einer fatalistischen Ergebenheit ins Schicksal verbindet, wie sie dem Germanen seiner Natur nach völlig fremd ist. Und doch passen beide Seiten hier wie dort genau aufeinander. Unbeirrbar planvoll und zielstrebig handeln und seinen Willen immer noch einmal in die Wagschale werfen kann nur, wer an eine allgemeine Gesetzmäßigkeit im Ablauf der Dinge glaubt. So ist der Gedanke der allgemeinen Naturgesetzlichkeit nicht Hemmschuh, sondern Hebel einer gewaltigen Willenhaftigkeit geworden, wie unter anderem die Entwicklung der neuzeitlichen Technik beweist.

Daß aber dieser Gedanke auch eine große Gefahr in sich birgt, zeigt die weltanschauliche Krise, zu der er geführt hat. In dem Augenblick nämlich, wo der germanische Mensch in seinem Drang in die Weite sich der Wurzel nicht mehr genügend erinnert und seine Eigenwelt vergißt, da dringt die (wenn auch der Willkür entkleidete und in Gesetzesform eingefangene) Weite nun erst recht bis in die Lebensmitte vor. Und da steht denn der Mensch, ein wesenloser nichtiger Punkt, umgeben von einer zwar gesetzmäßig ablaufenden, aber doch sinnlosen, weil zu ihm sich ganz äußerlich verhaltenden Umwelt. Wir sehen hier in die Hintergründe jener Alleinherrschaft des Ich-Umwelt-Schemas hinein, auf das wir eingangs stießen. Nichts als äußeres Schicksal ist da mehr übriggeblieben, verkörpert durch einen seelenlosen Naturmechanismus, in dem jeder Hauch einer göttlichen Vorsehung verschwunden ist. Wenn dem der Mensch schließlich in trostloser Verlassenheit gegenüberstand, sich fragend, was sein Dasein noch für einen Sinn habe, dann trug die Schuld an solcher Not keineswegs jene Idee der allgemeinen Naturgesetzlichkeit selbst, die eine Großtat des germanischen Geistes auf immer bleiben wird. Schuld war vielmehr, daß wir unsere Eigenwelt verloren oder doch nicht mehr klar genug im Bewußtsein behalten hatten und damit Menschen

Digitized by Google

geworden waren ohne inneres Schicksal und ohne Freiheit, und das heißt ohne eigentlichen Lebenssinn und ohne Verbindung mit einem göttlichen Grund.

Wenn in diesem Zusammenhang eben von Vorsehung die Rede war, so ist zu beachten, daß man das Wort sowohl in einem germanischen wie in einem ungermanischen Sinn gebrauchen kann. Hier ist die erstere Bedeutung gemeint. Ungermanisch ist der Begriff einer göttlichen Lenkung, die die Welt von außen ordnet, eigenes Handeln des Menschen mehr verbietet als fördert und passive Ergebenheit zur obersten Pflicht macht. Der andere Gedanke der göttlichen Vorsehung, der uns hier beschäftigt, fällt mit der altgermanischen Vorstellung vom Heil zusammen.

Dieser Gedanke ist in seiner großen Tiefe und Frömmigkeit nur richtig zu verstehen aus einer Lage heraus, in der der Mensch noch fest in einer Eigenwelt verwurzelt ist, in der also die Einheit von Wesen und beseeltem Lebensraum noch besteht[13]). Da gibt es keine launische Fortuna, die auch dem Lumpen ihre Gaben in den Schoß wirft. Nicht als ob solche Lumpen mit ihren kleinen, ihnen so wichtigen Erfolgen je aussterben werden; sie tun es nicht, so gewiß es stets wesenlose Menschen geben wird, die nie des wirklichen Seins einer Eigenwelt teilhaftig werden können. Im Heil steht aber nur der, dessen Wille so tief aus der Eigenwelt schöpft, daß alle ihre Kräfte in gleicher Richtung wirken. Das ergibt dann eine untrennbare Einheit von Leistung und Glück, die vom Ich-Umwelt-Schema aus gesehen ebenso unerklärlich bleiben muß wie sie als etwas Selbstverständliches der Einsicht entspringt, daß die Eigenwelt ein lebendiges, in eine göttliche Tiefe hinabreichendes Ganzes bildet. Das eigene angespannteste Wirken im Heil und der Glaube an das göttliche Walten des Heils sind hier völlig eins. Je stärker der Glaube, desto stärker der Wille und umgekehrt.

Es ist klar, daß wir da an einem Punkte stehen, wo das innere Schicksal das äußere übergreift und es in sich hineinzieht. Und das ist nun um so mehr der Fall, als zur germanischen Eigenwelt der Vorstoß in die Weite notwendig mit hinzugehört, der Vorstoß, der die Weite in Verbindung zur Wurzel bringen soll. Damit treffen wir im germanischen Heilbegriff auf einen Schicksalsgedanken, der nicht nur über das zufällige, äußere Schicksal hinausragt, sondern auch höheren Ranges ist als die allgemeine Vorstellung vom inneren Schicksal, wie sie jeder beliebigen unversehrten Eigenwelt zukommt.

Der Ernst und die Tiefe dieses lichten Heilbegriffs werden nun aber erst von seiner dunklen Kehrseite her deutlich, nämlich vom Problem des Todes, wie es sich uns in diesem Zusammenhang aufdrängt. Es ist ja nicht so, daß die Kraft des Heils im einzelnen Fall immer ausreichen würde, um vor Tod und Untergang zu bewahren. Der Klügler, der nicht weiß was Glauben heißt, könnte hier mit seinen Zweifeln

[13]) Ein Frontkämpfer schrieb mir mitten aus dem Ringen im Osten über einen solchen das eigene Handeln einschließenden Vorsehungsbegriff, er ähnele der Naturverbundenheit Siegfrieds, wie sie in den schlichten Zügen der Sage zum Ausdruck kommt. „Der Handelnde wird mit der Welt eins, dem Soldaten, der seinen Auftrag erfüllt, ist jeder Stein, jedes Gestrüpp, jede Bodenwelle Freund... In der Seelenhaltung des Handelnden allein kann jene engverschwisterte Verbundenheit mit der ‚Umwelt' bestehen, die im Verstehen der Vogelsprache bei Siegfried ihre treffendste Symbolisierung findet. Der Anschauende ist demgegenüber in der Lage Wallensteins, der über die Möglichkeiten reflektiert und dabei sofort in innere Abhängigkeit von den jetzt dämonisch gewordenen ‚Sternen' gerät". (Hermann Streich, briefliche Äußerung v. 23. 8. 41.)

Digitized by Google

einhaken und die Meinung vertreten, mit dem Heil könne es doch nicht weit her sein, wenn es nur manchmal sich wirklich erfülle, in anderen Fällen aber wieder dem sinnlosen Zufall den Platz abtreten müsse. Eine genauere Betrachtung der Dinge zeigt indessen sofort, wie nichtig eine solche Auffassung ist. Das Heil im germanischen Sinn des Wortes ist seiner Natur nach an den wagenden kühnen Vorstoß, also an Einsatz und Gefahr geknüpft, an das also, dessen mutigen Vollzug der Germane mit dem Wort Ehre belegt. Ein Heil, bei dem es nichts zu wagen und nichts zu verlieren gäbe, das man von vornherein gesichert in der Tasche trägt, das wäre das letzte, für das sich der germanische Mensch begeistern könnte; denn er würde darin ein faules, zu nichts verpflichtendes Zauberkunststück sehen, für das die Hand es sich nicht zu rühren lohnte.

Schon von hier aus betrachtet ist die Wirklichkeit des Untergangs etwas, was dem Heil nicht widerspricht; denn gerade durch die Möglichkeit des Todes wird es in seiner den höchsten Einsatz fordernden Natur bestätigt. Aber auch für sich genommen ist Tod und Untergang im Kampf für das germanische Gefühl alles andere als der Einbruch eines sinnlosen äußeren Schicksals. Wenn der Tod die Menschen von je dadurch beunruhigt hat, daß er nicht bloß lebensschwach Gewordenes beseitigt, um neuem Leben Platz zu machen, sondern auch mitten in blühendstes Leben zerstörend eingreift, und wenn es in der menschlichen Natur liegt, immer wieder nach Sinngebungen solcher sinnverhüllter Unverständlichkeiten zu suchen, so kann man vom alten Germanentum sagen, daß es diese Frage weniger von der theoretischen als von der praktischen Seite her angegriffen hat: es hat sie beantwortet durch eine Lebensanschauung, die, fernab jeder unbeweisbaren Spekulation, den Tod im Kampf als einen sinnvollen ansieht, ja als den im Grunde einzig sinnvollen bewertet.

Um diese Auffassung richtig zu verstehen, muß man sie im Zusammenhang mit der kennzeichnend germanischen Ausprägung des Freiheits- und Schicksalsbegriffes sehen. Machen wir uns zunächst klar, daß der germanische Mann letzlich immer nur aus einem einzigen Grunde in den Kampf zieht: um seine eigene Ehre zu wahren oder neue Ehre zu gewinnen. Wenn wir sagen: ‚seine eigene Ehre', so soll das heißen, daß er dabei als freier Mann handelt, dem es um das Eigenste geht. Dieses Eigenste ist aber nicht etwas kleinlich Persönliches und Privates im modernen Sinn des Wortes, sondern es ist die Eigenwelt, die zugleich immer eine Welt der Gemeinschaft ist. Germanisch gesehen fällt die eigene Ehre stets mit der Ehre der Gemeinschaft, der Sippen- und Volksehre zusammen. Dem Gesetz der Ehre treu sein, bedeutet aber soviel wie: niemals einem Vorstoß, den es gilt, niemals einem Kampf, der notwendig geworden ist, ausweichen, sondern ihn bis zum Ende geradlinig durchführen, auch angesichts des Todes und des drohenden Untergangs.

Für die altgermanische Auffassung sind nur das Persönlichkeiten und wirkliche Charaktere, die einen solchen freien und geraden Weg zu gehen vermögen, statt sich vor den letzten Folgerungen zu drücken, ganz zu schweigen von denen, die sich zeitlebens entlang der Linie des geringsten Widerstandes bewegen. Und es ist nun in der Tat die Ansicht, die deutlich aus den frühgermanischen Quellen spricht: daß im höheren Sinn des Wortes nur Helden ein Schicksal haben. Damit erreicht der Schicksalsbegriff seine höchste Steigerung und seine letzte Ausdeutung, freilich auf einer Stufe, die nur dem germanischen Empfinden zugänglich und verständlich ist.

Digitized by Google

Worin aber besteht der Sinn dieses gesteigerten Schicksalsgedankens? Die germanische Dichtung (und zwar die Heldendichtung wie die Sagadichtung) wird nicht müde, ihn gerade am Fall des Todesschicksals lebendig vor Augen zu führen. Eine äußerste Grenzlage ist es da, die - mit Absicht immer wieder von den Dichtern herausgehoben - das schärfste Licht auf diesen wahrhaft einzigartigen Schicksalsbegriff wirft. Es ist die Lage, daß die Helden mit vollem Bewußtsein in den sicheren Untergang ziehen, obwohl sie das äußerlich betrachtet nicht tun müßten. Das bekannteste, wenn auch nicht einmal stärkste Beispiel ist der Zug der Nibelungen zum Hof des Hunnenfürsten. Weitere Beispiele und eine vortreffliche Analyse des Problems finden sich in dem Werk „Der germanische Schicksalsglaube" des jungen Gelehrten Walter Gehl, der zu Beginn des großen Ostfeldzugs selber im Kampf gegen die Mächte Utgards gefallen ist.

Was bedeutet dieses bewußte In-den-Tod-gehen? Bloße Schicksalsergebenheit, die still hält wie ein Lamm, kann es nicht sein. Denn es ist ja gar kein äußerer Zwang da. Aus demselben Grund kann man die Lage auch nicht als einen Kampf gegen das Schicksal auffassen. Noch weniger freilich - es muß das ausdrücklich erwähnt werden, weil hier eine der übelsten Mißdeutungen germanischen Wesens vorliegt - haben wir eine perverse Liebe zum Tod, eine Art Vermählungsfeier mit dem Tode vor uns. Nein, es geht ganz schlicht um ein Handeln aus höchster Freiheit, und das heißt ein Handeln nach den Gesetzen des eigenen Wesens, in diesem Fall also nach dem Gesetz der keinem Kampf ausweichenden Ehre, wie das der germanischen Eigenwelt entspricht. Die höchste und feierlichste Begegnung mit dem Eigenen findet hier statt, die überhaupt denkbar ist. Würde sie verfehlt, wäre ein Absinken aus der Freiheit des eigenen Wesens in das wesenlose und zwangvolle Sein der Entartung die Folge, das Leben wäre nicht mehr lebenswert, ein innerer Tod hätte viel furchtbarer die Stelle des leiblichen eingenommen; ein Mensch ohne Schicksal wäre übriggeblieben.

Mensch ohne Schicksal? Schon im ersten Teil dieser Betrachtungen beschäftigte uns eine ähnliche Vorstellung, als wir zu dem Ergebnis kamen, daß Freiheit, inneres Schicksal und Eigenwelt zusammengehören. Diese Feststellung bezog sich vorhin auf alle möglichen Eigenwelten. Wer dagegen keiner Eigenwelt angehört, sagten wir uns, hat kein inneres Schicksal, keinen Anteil an irgendwelcher Freiheit und gehört daher der wesenlosen Welt entarteter Zwischengeschöpfe an, die unfrei ausschließlich vom Zwang eines zufälligen äußeren Schicksals umhergetrieben werden. Jetzt, bei der Betrachtung des germanischen Todesschicksals, treffen wir wieder auf die Einheit von Freiheit und Schicksal. Aber diese ist nun doch von ganz wesentlich anderer, höherer Art als jenes Zusammen von innerem Schicksal und Freiheit, das wir im Grunde für alle nichtentarteten Lebewesen gültig sahen.

Wo liegt der Unterschied? Dort, im allgemeinen Fall, war das innere Schicksal immer durch das äußere begrenzt und die Freiheit dementsprechend eine recht eingeschränkte, insofern ihr stets der harte Zwang des äußeren Schicksals hemmend gegenüberstand. Hier, beim germanischen Todesschicksal, ist dieser letzte Gegensatz von außen und innen aufgehoben, die Freiheit aus einer relativen zu einer absoluten geworden. Die höchste sittliche Tat hat jene Lage geschaffen, die - es sei an das Beispiel Leibnizens erinnert - so mancher artverwandte Denker durch spekulative Träume zu verdeutlichen suchte, die sich jetzt indessen als überflüssig erweisen. Das

Digitized by Google

äußere Schicksal ist vom inneren ganz und gar durchdrungen und damit der Tod, der zunächst als Einbruch vom Utgard-Bereich aus die stärkste Bedrohung der Eigenwelt darstellte, in das Eigene hineingenommen.

So etwas ist nur durch das besondere Gepräge der über ihre Grenzen ständig hinausdrängenden indogermanisch-germanischen Eigenwelt möglich. *Auch das germanische Todesschicksal ist eine große schöpferische Tat der Vereinigung von Wurzel und Weite.* Die Weite ist hier durch die widrigen äußeren Umstände vertreten, die nicht einfach wegdisputiert werden, sondern in ihrer ganzen Rätselhaftigkeit und man möchte sagen majestätischen Gegebenheit stehenbleiben: wären die äußeren Umstände nicht gerade so eingetreten, hätten die Folgerungen daraus vom Helden nicht gezogen zu werden brauchen. Wenn also eben von der absoluten Freiheit des Helden die Rede war, so heißt das alles andere, als daß er etwas Beliebiges oder gar Willkürliches täte. Das Große besteht vielmehr darin, daß das äußere Schicksal nun völlig ange„eignet", d. h. in die Eigenwelt hineingezogen wird, derart, daß der Held dieses äußere Schicksal nicht erleidet, geschweige ihm ausweicht, sondern daß er es tätig selber vollstreckt, eine Tat, in der er die Stunde seiner höchsten Freiheit als feierlichste Begegnung mit seinem Eigenen erlebt.

So verstehen wir, wenn sich in den alten Quellen des öfteren der Ausdruck findet: die Helden ließen das Schicksal wachsen. Jetzt könnten wir, wenn wir wollten, dem Spruch Heraklits, von dem ich ausging, eine dritte Umprägung geben und sagen: der große Charakter allein besitzt Schicksal und läßt es wachsen (in der Tat gibt es ein altnordisches Wort, das in der Mehrzahl ‚Schicksal', in der Einzahl ‚Charakter' bedeutet). Wo man vom Wachsenlassen des Schicksals sprechen kann, da sind Charakter, persönliches Schicksal des Handelnden, Schicksal des Ganzen, nämlich der Eigenwelt, der er angehört, und ein dunkles, am Horizont menschlicher Ahnungskraft liegendes Weltenschicksal zu einer Einheit ineinandergewoben.

Dieses Wachsenlassen des Schicksals beschränkt sich nun aber keineswegs bloß auf den Fall des wirklich eintretenden Untergangs. Irgend etwas davon ist schlechthin überall, wo ein entsprechend gearteter Mensch „aus eigenem Entschluß vorstößt", wie es die Frontberichte so oft zu melden wissen. Ein solches Handeln aus den Tiefen der Eigenwelt heraus kann es überall im Leben geben, im Kleinsten und im ganz Großen. *Am leuchtendsten aber entfaltet sich das Wachsenlassen des Schicksals im Zeichen des siegenden Heils.*

Es wäre völlig verkehrt, über der tragischen Vereinigung von Weite und Wurzel, wie sie im Todesschicksal vorliegt, die lichte Lebensvereinigung von Weite und Wurzel zu vergessen, die sich im Heil kundtut. Man hat die Germanen ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Tragik sehen wollen; als ob sie ein Völkchen darstellten, dem doch am Ende immer alles schief hinausgehe. Nichts ist abwegiger, falscher, und außerdem ein größerer Verrat am Glauben an das Heil. *Leuchtendes Schicksal im Heil und dunkles Todesschicksal gehören unlöslich zusammen*, und zwar mit dem Übergewicht im Heil, wie im ältesten indogermanischen Sinnbild des kosmischen Geschehens das Licht immer wieder durch die Finsternis bestätigt werden muß.

Aber noch mehr: wir müssen uns diese Zusammengehörigkeit von Heil und Todesschicksal ganz und gar greifbar geschichtlich vorstellen. Was ist denn auf der einen

Digitized by Google

Seite das Walten des Heils der germanischen Eigenwelt anderes als eine geschichtliche Gestaltung im Leben selbst! Dem Vorstoß in die Weite folgt in diesem lichten, lebenszugewandten Falle als schöpferische Tat der Rückverbindung mit der Wurzel die Geburt dessen, was ein Reich genannt wird; und das Heil ist dabei um so mächtiger wirksam, je stärker und inniger neben dem Ausgriff in die Weite die Wurzel festgehalten bleibt.

Und was auf der anderen Seite die greifbare geschichtliche Bedeutung des Todesschicksals betrifft, so besteht auch eine solche. Der tragische Untergang ist nicht, wie manche Philosophen wollten, ein Sieg bloß in irgendeiner intelligiblen Wolkenkuckucksphäre, unter der die Geschichte als sinnloses Chaos wegrollt. Oder vielmehr er wäre es jedenfalls erst in dem Augenblick, wo es keine germanische Eigenwelt als tatsächlich vorhandene Gemeinschaftsform mehr gäbe. Alle tragischen Todesschicksale haben nämlich eine greifbare geschichtliche Beziehung zum festlichen Frieden der im Heil stehenden Eigenwelt. Dieser Beziehung hat Homer in einem seiner allermerkwürdigsten Verse Ausdruck gegeben. Alkinoos sieht Odysseus traurig werden, als der Sänger den Untergang Trojas schildert. Da wundert er sich, warum Odysseus weint und sagt: die Götter waren es doch, die den Menschen deshalb solch Verderben spannen, „damit es ein Gesang würde für die kommenden Geschlechter"[14]).

Wenn der letzte Sinn der tragischen Todesschicksale danach der ist, daß sie sich zur Kunst verklären, dann heißt das natürlich nicht, daß sie sich irgendwo in einen ästhetischen Nebel auflösen, sondern es heißt umgekehrt, daß die Kunst heiliger Spiegel des Eigenen ist, ohne den kein Reich bestehen kann, und es heißt weiter, daß die tiefste Wurzel der Kunst in der Sage von ungeheuren Todesschicksalen liegt, ohne deren Gedenken das Licht des Heils verblassen würde.

So rundet sich ein Kreis von Heil und Tod, Reich und Kunst, Kampf und Frieden und umschließt die Eigenwelt, die uns Freiheit, Schicksal und haltendes Sein in einem bedeutet.

3.

Es bleibt nun noch zu betrachten übrig, wie sich die Zusammengehörigkeit von Heil und Todesschicksal, deren gegenständliche, geschichtliche Bedeutung wir eben festgestellt haben, auf der innerseelischen Ebene widerspiegelt.

Wenn wir von der Eigenwelt sagen, sie stehe im Heil, so ist damit in erster Linie der tiefgründige Quell selber gemeint, in dem das übergreifende Schicksal der ganzen Eigenwelt beschlossen liegt. Der frische Duft erst, der aus dieser Quelle aufsteigt, ist die Fülle, die Freiheit, die Freude, die sich im inneren Schicksal des Einzelnen ausdrückt. Aber andererseits ist der Einzelne auch unmittelbar mit den Wurzeln seines Willens in jenen Brunnen eingetaucht, um dessen Wasser ins Licht der Verwirklichung emporzuheben. Ohne Bild: der Glaube an das Heil umfaßt den Begriff einer Vorsehung, die mehr das Ganze wahrt als den Einzelnen behütet, und der doch wieder gerade auf den Einzelnen geht, sofern sein und nur sein Wille notwendig den Willen des Ganzen verkörpert.

[14]) Odyssee VIII, 580.

Digitized by Google

Dem letzteren Punkt schenken wir unsere Aufmerksamkeit, indem wir daran zugleich die Frage nach der rechten Beschaffenheit des Willens knüpfen. Das wird uns alsbald auf einen sehr merkwürdigen doppelten Sachverhalt führen, der unter seelischem Gesichtswinkel genau jener Hervorhebung entspricht, die das Heil vom dunklen Todesschicksal aus erfährt.

Der Wille der Eigenwelt, ohne den es überhaupt keine Eigenwelt gibt, wird nirgends anderswo wirksam als im Willen aller Einzelnen, die ihr angehören. Richtig ist daher das Wollen des Einzelnen, wenn es - stark und ungebrochen - reinster Ausdruck des Eigenen ist. Das verhält sich nun aber zu dem, was wir als Ichsucht verurteilen, durchaus gegensätzlich. Der Ichsüchtige erklärt die Dinge in einer nur äußerlichen, unlebendigen Weise für die seinigen und tötet, was sich ihm sonst aufschließen würde, durch eine solche Vergewaltigung ab. Dadurch wird die Eigenwelt nicht verwirklicht, sondern zerstört.

Wesen der Ichsucht ist es, gleich dem Drachen Fafnir auf toten Besitz auszugehen. Alle Dinge der Eigenwelt aber sind uns eigen als lebendiger Besitz. Das bedeutet, daß wir sie als unser Eigen empfinden oder an uns nehmen, weil wir umgekehrt gleichzeitig ihnen zutiefst zugehörig sind, während der entartete eigenweltlose und damit unsittliche Wille diese Bindung lebendiger Zugehörigkeit zu den Dingen nicht kennt und sie daher zu etwas Leblosem herabsetzt, mit dem er nach Belieben umgehen zu können meint. Und wie wir in der Eigenwelt stehend das zu Eigen nehmen, dem wir zugehörig sind, so sind wir in ihr umgekehrt auch nur an das hingenommen, das uns zugehörig ist: unsere Hingenommenheit an die Dinge ist dort immer frei, weil sie Eigenes betrifft, während Hingenommenheit außerhalb des Eigenen - ich habe dafür den Ausdruck Fremdgierigkeit geprägt - einer zwangvollen Sucht gleichkommt[15]).

Darin nun, daß Eigenwelt nicht bloß das Gepräge des Eigenen und das heißt vom Einzel-Ich aus betrachtet das Gepräge der Freiheit besitzt, sondern stets auch eine ‚Welt', nämlich ein Ganzes von Dingen ist, die das Ich in übergreifender, innerer Zugehörigkeit binden, liegt der Wesenszug der Eigenwelt, Gemeinschaft zu begründen, oder noch besser: Gemeinschaft zu sein. So gehört etwa der deutsche Wald zu unserer Eigenwelt und er ist in der Tat nur Wald in der vertieften Bedeutung des Wortes, wenn er als etwas durch und durch Eigenes genommen wird. Das schließt aber jedes tote Besitzergreifen aus. Denn ein solches falsches, ichsüchtiges Haften würde vergessen, daß der Wald ein Stück Eigen-‚Welt' ist, das Gemeinschaft mitbegründet, weil ihm andere ebenso verbunden sind wie ich.

Gewiß besteht auch das besondere unantastbare Eigentum des Einzelnen zu Recht, aber niemals als toter Besitz, sondern immer als lebendige Voraussetzung zur Schaffung von Werken und Taten, die die Eigenwelt durchzusetzen oder zu wahren oder in neuer Form auszudrücken streben, woran dann, wenn sie fertig dastehen, wiederum die ganze Gemeinschaft teilhat.

In welchen Formen unsere Eigenwelt nun aber auch in Erscheinung trete, immer ist der ihr Zugehörige mit ihr in doppelter Weise verbunden: einmal dadurch, daß er sie über alles schätzt und liebt und seinen ganzen Willen auf ihre Verwirklichung, Durchsetzung und Erhaltung sammelt; und dann, daß er nicht dergestalt ichsüchtig und

[15]) Vgl. Grunsky, Seele und Staat, Kap. VII.

Digitized by Google

starr an ihr haftet, daß er damit ihren Sinn als ein übergreifendes Ganzes, dem er selber zugehörig ist, mißachtet.

Solches falsche Haften kann aber nur auf eine einzige Art glaubhaft vermieden werden: durch die unbedingte Bereitschaft, die Eigenwelt zu „lassen". Was heißt das? Es heißt zunächst: sich von den Dingen, die einem die liebsten sind, innerlich trennen können, welche Seelenkraft sich fortwährend, auch im Kleinen und Kleinsten, zu bewähren vermag und bewähren soll, die aber ihre Linien am deutlichsten dort offenbart, wo sich der Mensch den Gewalten der Vernichtung gegenübersieht, sei es nun, daß sie ihm das auszulöschen drohen, was ihm am nächsten steht, sei es, daß umgekehrt der Tod ihn selbst davon wegziehen wird. Man muß sich klarmachen, daß beides: selber lebend die Dinge verlieren und sterbend den Dingen verlorengehen, vom Standpunkt des Eigenen auf dasselbe hinausläuft, eben auf die Aussicht, es einzubüßen.

Der Ausdruck ‚lassen' will indessen nicht etwa die Tatsache solchen Verlustes beschreiben und hat daher insbesondere nichts mit der Wendung ‚das Leben lassen' zu tun; sondern er geht ganz und gar auf eine seelische Kraft, die Kraft nämlich, von innen her von der Eigenwelt Abschied nehmen zu können, einerlei ob die Einbrüche der Vernichtung erst drohen oder schon vollzogen sind. Dieses innere Abschiednehmen ist nun aber wiederum alles andere als ein Abtun der Eigenwelt, als handle es sich um das Streben, irgendeinen höheren Standpunkt zu erklimmen, von dem aus das Eigene mit allem anderen, was nicht dazugehört, in eine Ebene geriete, die man dann als das zu Überwindende tief unter sich ließe. Denn das wäre ja ein unüberbrückbarer Widerspruch zu der ersten Haltung: die Eigenwelt über alles zu schätzen und zu lieben und das Letzte an ihre Verwirklichung zu rücken.

Die Eigenwelt lassen heißt ganz im Gegenteil: angesichts von Tod und Vernichtung von ihr Abschied nehmen können, um sie eben dadurch in ihrem höchsten Wert zu bestätigen. Was hier unter Lassen verstanden wird, ist daher auch keineswegs die bloß freiwillige Vorwegnahme eines unvermeidlichen Verlustes, vergleichbar dem Gefangenen, der gute Miene zum bösen Spiel macht, indem er beim Abgeführtwerden freiwillig mitgeht. Sondern es ist die geheimnisvolle Umwandlung des drohenden Verlustes der Eigenwelt in ihre letzte Bestätigung.

Nicht das einzige, aber das kernkräftigste Beispiel dafür bietet die soldatische Haltung. Während der Weltflüchtige nur eine Linie nachzieht, die bereits gezogen ist, nur eine Welt verläßt, die er bereits verloren hat, denkt der Soldat nicht daran, etwas von der in seinem Volk und seiner Heimat verkörperten Eigenwelt aufzugeben, kämpfend sucht er sie durchzusetzen und bis zum letzten Atemzug zu verteidigen; und doch hat er zugleich innerlich von ihr Abschied genommen, nicht weil sie ihm überwunden und abgetan vorkommt, sondern weil sie ihm schlechterdings alles ist. Liebe und Lassen sind hier keine Gegensätze, sondern das Lassenkönnen bestätigt, steigert und vollendet die Liebe und bringt damit erst den göttlichen Sinn der Eigenwelt zum Aufleuchten in Taten, von denen alle Schlacken der Ichsucht abgefallen sind. Wir sehen, daß hier dasselbe Verhältnis obwaltet, wie wir es auf der gegenständlich-geschichtlichen Ebene in der Bezogenheit des Todesschicksals auf das Heil vorfanden. Da Seelisches und Gegenständliches im Begriff der Eigenwelt

Digitized by Google

zu einer untrennbaren Einheit verbunden sind und es daher nur vom Erfordernis einer vollkommenen Darstellung dieses Begriffes bedingt ist, einmal die eine und dann wieder die andere Seite mehr hervortreten zu lassen, so handelt es sich in beiden Fällen auch wirklich bloß um eine und dieselbe Sache.

Jene letzte Bestätigung der Eigenwelt im Lassenkönnen ist das vollendete Gegenbild zum Verfehlen der Eigenwelt im ichsüchtigen Anklammern an die gerade dadurch leb- und wertlos werdenden Dinge. Es ist aber auch das Gegenteil des müden Abschieds eines Menschen, der die Dinge in einem falschen Lassen gerne läßt, weil sie ihm unwichtig und gleichgültig geworden sind, weil ihm „alles gleich" wurde[16]). Das falsche Lassen verfehlt die Eigenwelt geradeso wie das ichsüchtige Anklammern.

Das Leben in der Eigenwelt ist das wahre eigentliche Leben, es ist Fülle und Freiheit, Freude und Friede. Ob es aber göttlichen Ernst hatte, ob die Fülle tief war, die Freiheit echt, die Freude gut, der Friede stark, das wird angesichts der Gewalten des Todes und der Vernichtung entschieden. Es ist nicht etwa so, daß diese Gewalten in sich erst den wahren Ernst darstellten, demgegenüber das Vorhergehende entweder Spielerei oder bestenfalls Vorbereitung gewesen wäre. Ernst und göttliche Tiefe liegen vielmehr in der Lichtwelt des Eigenen. Aber dieses Licht strahlt erst durch jene dunklen Gewalten in höchstem Glanze auf, indem - bei ungebrochenem Willen zur Durchsetzung der Eigenwelt - das Geheimnis des Lassenkönnens der Eigenwelt diese wie mit einem feierlichen Siegel in ihrer eigentlichen Wirklichkeit bestätigt. Wo diese Bestätigung ausbleibt - wie beim ichsüchtigen Anklammern und beim falschen Lassen -, da nehmen die düsteren Einbrüche von Tod und Vernichtung freilich das Gepräge eines alles überflutenden Grauens an, das dann etwas ganz anderes offenbart, nämlich die Nichtigkeit und Wesenlosigkeit dessen, der die Eigenwelt verfehlte.

Das Tier besitzt die Kraft des Lassens nicht und kann sie nicht besitzen, schon weil sein Verhältnis zur Zeit ein anderes ist als dasjenige, das für ihre Entfaltung die Vorbedingung bildet. So ist diese Kraft ein Vorrecht des Menschen, oder genauer gesagt: ein Vorrecht edler Menschenrassen. In einer ganz besonderen Weise erscheint sie dabei wiederum in der Eigenwelt indogermanischer Prägung. Während nämlich sonst das wahre Lassenkönnen zwar niemals einem Abtun der Eigenwelt, wohl aber einem Zunichtewerden des Selbst im Aufgehen in das Ganze der Eigenwelt gleichkommt, ist die Möglichkeit des Lassens dem Indogermanen viel eher umgekehrt gerade ein Weg, dem Selbst einen letzten unerschütterlichen Halt zu geben: ein kühner, verführerischer, gefahrvoller Weg, der auch in die Weite führt, nämlich in die Unendlichkeit einer inneren Weite.

Der Begriff derjenigen Weite, die wir bisher bei der Kennzeichnung der indogermanischen Eigenart verwandten, ging auf eine gegenständliche Unendlichkeit, auf eine unbegrenzte Fülle von Dingen, die sich im räumlichen und im übertragenen Sinn jenseits der Grenzen der Eigenweltwurzel ausdehnen. Ihn haben wir nun durch den Gegenbegriff einer inneren, ungegenständlichen Weite zu ergänzen:

[16]) Dieser Begriff der Müdigkeit geht auf eine Seinsentartung und darf daher nicht mit der natürlichen Müdigkeit verwechselt werden, die nach getaner Arbeit am Abend sowohl des Tages wie des Lebens auftritt. Ebensowenig deckt er sich mit dem, was man gemeinhin unter ‚lebensmüde' versteht.

Digitized by Google

Stößt das Selbst dort in ungemessene, mit neuen und fernen Inhalten erfüllte Räume vor, so zieht es sich hier hinter die Grenzen sogar der Eigen-‚Welt', sofern sie ‚Welt', d. h. gegenständlich bedingt ist, zurück in die erhabene Einsamkeit gewissermaßen bloß eines Eigen-‚Punktes', der in die Unendlichkeit einer inneren, bildlosen Weite eingetaucht ist. Wie dort die Gefahr besteht, daß das Selbst sich und seine Eigenwelt im Meer ferner und fernster Dinge verliert, so hier, daß ihm umgekehrt alle besondere Gegenständlichkeit, wie sie von der Eigenwelt unabtrennbar ist, entschwindet.

Und doch ist beides: der Vorstoß in die gegenständliche und das Gewinnen der inneren Weite entscheidendes Herzstück indogermanisch-germanischer Wesensart, wie es sich widerspiegelt in ihren beiden Haupttugenden: der willenhaft ausgreifenden Ehre und der alles frei gebenden Gelassenheit. Die ewige Aufgabe dieser Wesensart aber besteht darin, hier wie dort die Spannung zwischen Wurzel und Weite in einer schöpferischen Vereinigung zu lösen. Ergibt sich daraus auf der einen Seite die An-‚Eignung' der Weite und Er-‚Weiterung' der Eigenwelt in Taten und Werken der staatlichen Gemeinschaft, der Erkenntnis und der Kunst, so spannt auf der anderen Seite die Geburt des wahren Selbst den Bogen aus zwischen innerer Weite und gegenständlich bestimmter Eigenweltwurzel.

Das Lassenkönnen führt den germanischen Menschen in die innere Weite der ‚Gelassenheit' als in eine unerschütterliche und unangreifbare Stätte der Freiheit, die jenseits des Ansturms von Lust und Leid liegt. Aber die unendliche Einsamkeit dieses tiefsten, freien Eigenpunktes wird sogleich wieder gesprengt: das derart ins Grenzenlose hineingenommene Selbst vollendet sich, die Vereinigung von Wurzel und Weite vollziehend, dadurch, daß es von der inneren Weite her zurückgewinnt, was ihm in der Eigenwelt gegenständlich angehörte[17]). Dieses so Zurückgewonnene erscheint jedoch nun übergossen vom Glanz der Gelassenheit und damit in seiner eigentlichen Wirklichkeit erst bestätigt: das Selbst bricht in diese Wirklichkeit als in ein übergreifendes Ganzes durch und doch wäre umgekehrt diese Wirklichkeit nicht aufgeschlossen ohne das durchbrechende Selbst. Es ist das die innerseelische Entsprechung zum ‚Wachsenlassen des Schicksals', das wir auf der gegenständlich-geschichtlichen Ebene antrafen.

Fern liegt deshalb hier der Gedanke an einen Untergang des Selbst. Es ist lautere Gegenwart und daher unzerstörbar. Ganz wirklich ist immer nur das unmittelbar Gegenwärtige; das Vergangene ist das nicht mehr Wirkliche, sofern wir es nicht in die lebendige Gegenwart aufgenommen haben; das Zukünftige ist das noch nicht Wirkliche, sofern wir es nicht im Willen zur Gestaltung schon in die Gegenwart hineinreißen. Einer erfüllten Wirklichkeit werden wir also nur zuteil, indem wir uns in der Gegenwart als in der unangreifbaren Festung unmittelbaren Lebens aufhalten und in sie (im Gegensatz zum Leben des Tieres) Vergangenheit und Zukunft mithineinnehmen. Nun liegt es aber im Wesen der Zeit, daß die Gegenwart ununterbrochen vom nächsten Augenblick verschlungen wird. Um uns also stets in der Fülle der Gegenwart halten

[17]) ‚Gelassenheit' ist als Tugend des Lassenkönnens ursprünglich ein Ausdruck der deutschen Mystik, der seinen indogermanischen Rang durch entsprechende Vorstellungen in der griechischen und indoarischen Philosophie erweist. Es ist aber dabei zu beachten, daß diese Mystik den Begriff der Eigenwelt nicht kennt, sondern, wo sie vom Eigenen im bejahenden Sinne spricht, nur das meint, was hier ‚Eigenpunkt' genannt wurde. Daher kommt es, daß sie mit der wundervollen Lehre von der jenseits von Lust und Leid unbewegt ruhenden Angel der Seele die eigenweltverleugnende Vorstellung vermengt, der Seele sollten alle Dinge ‚gleich' sein.

Digitized by Google

zu können, müssen wir zugleich fortwährend imstande sein, die Gegenwart zu ‚lassen'. Man sieht sofort: schon in der Urtatsache der Zeitförmigkeit unseres Seins steckt etwas von dem Geheimnis, daß zur willens- und gefühlsmäßigen Verwurzelung in der Eigenwelt die Kraft treten muß, sie lassen zu können.

Und dieser Gleichlauf geht noch weiter. Denn wer das Lassen der Gegenwart versäumt, wird von der toten, nicht mehr ins unmittelbare Leben auflösbaren Vergangenheit wie von einem Mühlstein ins Unwirkliche hinabgezogen. Schön stellt diesen Zug die Sage in der bereits erwähnten Gestalt des Drachen Fafnir heraus, der vom untilgbaren Fluch des Brudermords belastet nur noch liegt und toten Besitz hütet. Die reiche, überströmende, gleich einer verzehrenden Flamme lodernde Gegenwart, wie sie in seinem Überwinder Siegfried brennt, ist ihm ausgelöscht, und zwar nicht bloß durch den Druck der Vergangenheit, sondern auch durch den Gespensterwind der Zukunft, der ihn unausgesetzt als Angst um den möglichen Verlust seines toten Besitzes anhaucht.

Und ebenso spiegelt sich das falsche Lassen in einem falschen Verhältnis zur Zeit wider. Die Fülle der unmittelbaren Gegenwart nämlich kann niemals auf etwas Beliebiges gehen, sondern ihren Inhalt, ihren Sinn und Wert immer nur von der Eigenwelt her - der Eigenwelt als der eigentlichen Wirklichkeit - empfangen. Wer also keiner Eigenwelt teilhaftig ist - sei es ursprünglich oder daß er sie verfehlt -, der faßt und empfindet auch nichts von der unendlich großen Wertfülle des Augenblicks, wie sie im Lichte der Eigenwelt aufscheinen kann, sondern der wird umgekehrt in dem Bestreben, den ichsüchtigen Folgen zu entgehen, denen der Drache Fafnir verfiel, den Wert des Augenblicks gleich Null setzen. Er wird daher zwar auch imstande sein, die Gegenwart zu lassen, aber beileibe nicht, um sie in ihrer Fülle und ihrem Wert zu bestätigen, sondern in einem falschen Lassen, weil ihm ein Augenblick wie der andere gilt, indem er das Wirklichste: die Gegenwart verkennt und nur als etwas erachtet, das ständig zwischen der unwirklichen Vergangenheit und der unwirklichen Zukunft zu Staub, zu - Nichts zerrieben wird. Die Entsprechung zum müden Abschied desjenigen, dem alle Dinge gleich, gleich-nichtig, gleich-gültig geworden sind, liegt auf der Hand. Es muß dies geradewegs in einen offenen oder versteckten Nihilismus münden, in ein Bekenntnis zum Nichts, das dann nur zu leicht zu dem Trugschluß verleitet, die Welt sei nichtig, weil Leid, Tod und Vernichtung in ihr ist.

Verhält es sich nicht vielleicht gerade umgekehrt? Wäre die Welt tatsächlich nichtig, dann gäbe es vermutlich weder Leid noch Tod in ihr; Nullen und Nichtigkeiten hätten wohl das Recht, unendlich lange ohne Veränderung zu dauern: sie bleiben so oder so im Ohnmachtsbereich des Nichts. *Alles, was Wert hat, muß dagegen seinen Wert dadurch bestätigen, daß es endlich ist.* Gewiß sind Leid, Tod und Vernichtung sinnlos, wo ihr göttlicher Sinn verfehlt wird. Dieser aber ist: letzte Bestätigung wertvollen, d. h. eigenwelterfüllten Lebens zu sein. Ein Leben, das diese Bestätigung scheute - eine Bestätigung, die allerdings, je tiefer sie ist, durch um so tiefere Bitternisse führt - wäre, auch wenn es sich selbst noch so wichtig nähme, bloß nichtnutzige Spielerei.

Wenn es wahr ist, daß der Wert des Lebens in der unmittelbaren Gegenwart, in der Ewigkeit des Augenblicks verankert ist, so dürfen wir nun aber nicht bloß sagen, daß demgegenüber die Frage nach der Dauer des Lebens zum mindesten zu einer zweitrangigen herabsinke, sondern wir müssen noch einen Schritt weitergehen und zu

Digitized by Google

der Einsicht vordringen, daß der Standpunkt der Ewigkeit des Augenblicks mit einer endlos glücklichen Dauer des Lebens gar nicht vereinbar wäre, indem wir erkennen, in welch hohem Maß die Ewigkeit des Augenblicks und die zeitliche Begrenztheit des Lebens sich gegenseitig bedingen. Denn ohne Tod und Leid würde den innerlich erfüllten Lebensaugenblicken ihr letzter Ernst und damit ihre eigentliche Wirklichkeit fehlen. Das Nu der Eigenwelt muß bestätigt werden vom Nu der Gelassenheit. Da wir aber jene Augenblicke oder, wie wir auch sagen können, das Nu der Eigenwelt deshalb ewig nennen, weil es in einen göttlichen Grund hinabreicht, so müssen wir jetzt die Folgerung ziehen, daß dieser göttliche Grund auch hinter dem steht, was jenen Augenblicken ihre Bestätigung und ihren letzten Ernst gibt. Das heißt: wir müssen folgern, daß der göttliche Grund auch in die Endlichkeit und in die Vergänglichkeit und in das Leid eingeht.

Wo aber in einer adeligen Menschenseele die Bestätigung erfüllten Eigenweltseins niedergeschrieben wird in der Sprache des Lassenkönnens, da wird der göttliche Urgrund der Eigenwelt sich selber offenbar. Bei den niederen Lebewesen ist der göttliche Urgrund ihrer Eigenwelt sich selber nicht offenbar; denn diese kennen nur den Willen, die Eigenwelt durchzusetzen: weshalb ihre Freiheit, die darin besteht, sich im Eigenen zu bewegen, eine sehr eingeschränkte ist, eingeschränkt nämlich durch den Zwang eines unerbittlichen feindlichen Schicksals, das wie eine fremd von außen einbrechende, dämonisch empfundene Gegenmacht ihrer Lust und ihrem Leben ein Ende bereitet.

In unserer Eigenwelt dagegen tritt zum Willen, sie durchzusetzen (diesen Willen nicht etwa auflösend, sondern im Gegenteil mit einem neuen Anker befestigend), hinzu die Tat des Lassenkönnens im wahren Abschiednehmen von den Dingen der Eigenwelt. Damit aber verschwindet jener dämonische Zwang eines von außen einbrechenden Schicksals ebenso wie das Grauen vor dem Nichts fernbleibt, das den Eigenweltlosen angesichts von Tod und Vernichtung befällt; das äußere Schicksal feindlichen Gepräges wird von den Flammen des inneren Schicksals aufgezehrt; denn Leid, Tod und Vernichtung sind hier keine Gewalten mehr, die die Eigenwelt mit Verderben und Untergang bedrohen, sondern vertraute, ins Eigene hineingenommene Mächte, die sie vollenden und bestätigen.

Was uns bereits vorher am Schicksalsbegriff schrittweise deutlich zu werden begann, hat so vom innerseelischen Blickpunkt her noch einmal eine vertiefte Bedeutung gewonnen. Um dem in kürzester Form einen abschließenden Ausdruck zu geben, wandeln wir den Spruch Heraklits, von dem wir ausgingen, ein letztes Mal ab, indem wir erkennen: das Ethos unserer Eigenwelt, das Wurzelung, Vorstoß und Gelassenheit vereinigt, ist der sich selber offenbar werdende Daimon.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Nuntiatur in Berlin

Von

Josef Roth

und

Sebastian Schröcker

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Zur Vorgeschichte der Berliner Nuntiatur[1])

Von Josef Roth †

Die im Jahre 1920 in Berlin errichtete Nuntiatur hat eine lange, wenig bekannte Vorgeschichte. 180 Jahre lang bestanden Pläne und Versuche der römischen Kurie, am preußischen Königs- und dann am deutschen Kaiserhof eine Nuntiatur zu errichten, ohne daß dem zähen Ringen ein Erfolg beschieden war. Im schwächsten Augenblick der neuesten deutschen Geschichte, nach dem Versailler Diktat, gelang es dem Hl. Stuhl, im demokratisch-parlamentarischen System, mit Hilfe des politischen Katholizismus, den lange gehegten Plan zu verwirklichen.

I.

Bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen (1740-1786) war Preußen seiner Geschichte, seiner politischen Stellung und seiner ganzen inneren Struktur nach ein Land mit vorwiegend evangelischer Bevölkerung. Die Toleranz der Landesherren gewährte den wenigen Katholiken beschränkte Kultus-, aber volle Gewissensfreiheit; zu einer öffentlichen Anerkennung des katholischen Kirchenwesens, insbesondere durch amtliche Beziehungen irgendwelcher Art zur römischen Kurie ist es nicht gekommen. Für einige preußische Gebiete am Niederrhein (Jülich-Cleve) mit katholischer Bevölkerung war der Kölner Nuntius[2]) zuständig. Mit Schlesien war dann 1742 erstmals ein größeres, geschlossen von Katholiken besiedeltes Gebiet zu Preußen gekommen; es unterstand dem Wiener Nuntius. Bei der ersten Teilung Polens 1772 kamen dann noch das katholische Pomerellen und Posen zu Preußen; diese Gebiete gehörten zum Geschäftsbereich des Warschauer Nuntius.

Für die Katholiken seiner Gebiete gedachte Friedrich der Große bald nach Beginn seiner Regierung ein Generalvikariat und ein allgemeines Appellationsgericht in Berlin zu errichten, bei dem alle kirchlichen Angelegenheiten, die bisher zur Bearbeitung an die Nuntien oder nach Rom gingen, erledigt werden sollten. Die Leitung dieses Vikariats war von Friedrich dem damaligen Breslauer Erzbischof, Kardinal Philipp Ludwig Graf v. Sinzendorf zugedacht, der in seiner Zwischenstellung zwischen Papst und König sich als treuer Diener des letzteren zeigte und der sich für die Durchführung der Pläne des Königs auch gewinnen ließ[3]). Nach dem vom König gebilligten Vorschlag des Ministers Coccejí sollte der Generalvikar vom König ernannt werden und im königlichen Namen seine Amtshandlungen ausüben; es sollte bei diesem Vikar

> „alles, was bishero von auswärtigen Nuntiis, katholischen Provinzialen und Visitatoren (und zwar im Namen des Papstes) expedieret wurde, nunmehro von

---

[1]) Dargestellt an Hand der Akten aus dem ehemaligen Preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.

[2]) In Köln bestand von 1584—1794 eine Nuntiatur für die nordwestdeutschen Gebiete.

[3]) Vergl. L. v. Pastor, „Geschichte der Päpste". Freiburg XVI 1, 1931, S. 355 ff.

Digitized by Google

einem in E.K.M. Eid und Pflicht souveräner Autorität (jedoch nach denen principiis Catholicorum) expedieret werden"[4]).

Papst Benedikt XIV. (1740-1758) ging auf den preußischen Plan nicht ein, sowohl mit Rücksicht auf den Wiener Hof, wo er als Preußenfreund galt, wie vor allem aus Furcht, Friedrich beabsichtige eine preußische katholische Landeskirche, die praktisch von Rom getrennt wäre. Mit Breve vom 27. April 1743[5]) erklärte sich Benedikt XIV. mit der Errichtung des Generalvikariats unter den Bedingungen einverstanden, daß der Vikar vom Papst ernannt würde und daß die Appellationen an den Wiener Nuntius zu richten seien, der die Entscheidung an einen in Preußen befindlichen Richter delegieren sollte. Damit war die Frage des Generalvikariats für Friedrich den Großen praktisch erledigt, denn der König konnte auf die päpstliche Forderung, die tatsächlich auf eine Nuntiatur hinauslief, nicht eingehen.

Seit 1747 hatte dann Preußen einen Vertrauensmann und Agenten für kirchliche Angelegenheiten in Rom, erst Abbate Coltrolini (bis 1762), dann Abbé Ciofani (bis 1798)[6]). Letzterer wurde zur Belohnung dafür, daß er vom Papst die Anerkennung des preußischen Königstitels erreicht hatte, 1787 zum Residenten erhoben. Um offizielle Beziehungen Preußens zur römischen Kurie, aus denen etwa vom Papste die Forderung auf Gegenseitigkeit in der diplomatischen Vertretung hätte erhoben werden können, handelte es sich dabei nicht. Die Funktion jener Vertrauensmänner in Rom bestand in der Erledigung des laufenden Geschäftsverkehrs der preußischen Bischöfe mit den kurialen Stellen, er wurde ausschließlich durch die Staatsbehörden vermittelt. Es konnte in der damaligen Zeit, da sogar die geistlichen Reichsfürsten durch Ablehnung der Nuntiaturen ihre Gebiete vor römischer Einmischung bewahren wollten[7]), der Gedanke an die Bestellung eines päpstlichen Nuntius am preußischen Hof nur ein frommer Wunsch der römischen Kurie bleiben.

Allerdings nahm die preußische Regierung im damaligen „Nuntiaturstreit" aus politischen Gründen eine romfreundliche Haltung ein. Als in der letzten Zeit der Regierung Friedrichs des Großen der Kurfürst von Bayern, Karl Theodor, auf seinen Antrag vom Papste 1785 in der Person Zoglios einen Nuntius nach München bekommen hatte, rief die Einrichtung dieser Nuntiatur wohl an den katholischen Höfen, nicht aber am preußischen Hofe eine Mißstimmung hervor. Friedrich Wilhelm II. (1786-97) nahm den Kölner Nuntius Pacca, den der Erzbischof von Köln nicht in seinen Amtssitz Bonn einziehen lassen wollte[8]), sogar in Schutz und ließ ihn die Juris-

[4]) Publikationen aus dem Preußischen Staatsarchiv: Lehmann, Preußen und die katholische Kirche seit 1640 (bis 1807) nach den Akten des Geh. Staatsarchivs, 9 Bände, Leipzig 1878—1902, Bd. II Nr. 100, Nr. 116 und Nr. 278; — vergl. hierzu ferner: A. Theiner, Zustände der katholischen Kirche in Schlesien von 1740—58, mit Dokumenten aus dem Geheim-Archiv des Hl. Stuhls, 2 Bände, Regensburg 1852.

[5]) Theiner I, S. 87 ff.

[6]) Vergl. K. Mirbt, Die preußische Gesandtschaft am Hofe des Papstes, Leipzig 1899.

[7]) Der Erzbischof von Trier, Clemens Wenzeslaus von Sachsen, hatte z. B. für den Reichstag von 1789 seinem dortigen Vertreter den Auftrag gegeben, in dem Sinne abzustimmen, „daß durch ein Reichsgesetz die ständigen mit Jurisdiktion versehenen Nuntiaturen im Reich zu vernichten wären".

[8]) Vergl. die Erinnerungen des Nuntius und späteren Kardinals: Memorie storiche su soggiorno de Cardinale B. Pacca in Germania 1786—94, Rom 1832.

Digitized by Google

diktion über das preußische Gebiet am Niederrhein weiter ausüben. Auf dem Reichstag 1789 äußerte sich der kurbrandenburgische Gesandte gegenüber dem Vertreter des Trierer Erzbischofs sogar dahin, daß der preußische König willens sei, in seinen Landen eine „Nuntiatur" errichten und dem Papst einen „Nuntius" zur Bestätigung vorschlagen zu lassen. Preußens Könige waren zweifellos mitschuldig daran, daß der Nuntiaturstreit nach 1786 einen für Rom glücklichen Ausgang nahm. Aber die Errichtung einer Nuntiatur in des Wortes wirklicher und heutiger Bedeutung lehnten sie jederzeit entschieden ab. Ihr stand schon der von Friedrich dem Großen und seinen Nachfolgern festgehaltene Grundsatz entgegen, „daß in allen Dingen, die keinen Glaubensartikel angehen, der Landesherr auch für die Katholiken oberster Bischof im Lande sei und keine andere Autorität anzuerkennen habe"[9]).

Im Jahre 1794 taucht in den Akten das Wort „Nuntiatur" wieder auf. Minister Voß schreibt am 1. Juni 1794 an den Minister von Hoym nach Breslau[10]):

> „Der Bischof von Kulm, Graf zu Hohenzollern, benachrichtigt mich in einem Schreiben vom 27. Mai 1794, daß des Königs Majestät ihm im Februar ds. Js. die Würde eines päpstlichen Nuntius zur Besorgung der katholisch-geistlichen Angelegenheiten der Provinzen Ost-, West- und Südpreußen anzutragen geruht hätten, und daß er hierauf nur gebeten habe, von der Beförderung zu dieser Würde bis zur Wiederherstellung des Friedens Abstand zu nehmen."

Auch hier konnte es sich natürlich nicht um einen „päpstlichen Nuntius" im Vollsinn des Wortes, sondern nur um einen königlichen Generalvikar im Sinne Friedrichs des Großen handeln. Minister Voß bemerkt dazu an von Hoym:

> „Sollte die Intention Sr. K. Maj. wirklich dahin gehen, eine Nuntiatur für gedachte Provinzen zu gestatten, so wäre wohl zu überlegen, ob das vorteilhaft und daher wünschenswert sein könne. Eurer Exzellenz sind die Gründe am besten bekannt, aus welchen bisher des Königs Majestät in Hochdero Staaten die Nuntiatur nicht anerkannt haben, sondern die Appellatorien beim päpstlichen Hofe unmittelbar durch Dero Agenten am römischen Hofe betreiben lassen. Der Nuntius könnte sich einen leicht schädlichen Einfluß in die Administration der geistlichen Angelegenheiten zueignen wollen"[10]).

Voß bittet dann von Hoym um seine Meinung, da dieser in Breslau über katholische Dinge besser Bescheid wisse. Minister von Hoym antwortete[11]), nachdem er sich beim Breslauer Weihbischof von Rothkirch Rat geholt hatte, der Weihbischof habe sich dahin erklärt, „daß er in keinem Falle einigen Vorteil für den Staat oder dessen Untertanen einzusehen vermag, wenn eine solche Nuntiatur **cum iurisdictione** hierorts oder auch sonsten in anderen königlichen Provinzen eingeführt werden sollte; wohingegen er auf der anderen Seite Stoff zu vielerlei Beschwerden voraussehe". Minister von Hoym selbst äußerte sich ebenfalls ablehnend und schreibt dazu:

---

[9]) Aus einer Kabinettsorder Friedrichs des Großen, bei Ranke, Preuß. Geschichte III, 432. — Dieser Grundsatz ist bekanntlich 1794 auch in das System des Allgemeinen Landrechts übergegangen.

[10]) Lehmann VII Nr. 603.

[11]) Lehmann VII Nr. 604.

Digitized by Google

„Die Geschichte aller Länder und aller Zeiten beweiset, wie sehr geneigt der päpstliche Hof sowohl als die Nuntii immer gewesen sind, ihre Gewalt auszudehnen, daß die aufmerksamsten Regierungen dieses nicht immer haben verhindern können, und daß es wenigstens oft zu unangenehmen Streitigkeiten und Collisionen Anlaß gegeben hat"[12]).

Wenn gelegentlich von romkirchlicher Seite[13]) behauptet wird, sowohl Friedrich der Große wie Friedrich Wilhelm II. hätten an die Errichtung einer Nuntiatur in Berlin gedacht, so dürfte dies auf einer Begriffsverwechslung beruhen; unter den damaligen Verhältnissen und solange die Initiative in dieser Frage von den preußischen Königen ausging, konnte nur die Institution eines Generalvikars von Königs Gnaden gemeint sein, selbst wenn sich das Wort „Nuntiatur" gelegentlich in den Akten und Gesandtschaftsberichten befindet. Rom dachte natürlich bei seinen Plänen an eine Nuntiatur im Vollsinn dieses Begriffes. Aber es kam damals weder zur Errichtung eines Generalvikariats, das der Papst ablehnte, noch zur Errichtung einer Nuntiatur, die die preußischen Könige ablehnten.

Wie sehr man in Berlin den Gedanken an eine Nuntiatur zurückwies, zeigte sich auch bei der dritten Teilung Polens (1795), als Warschau preußisch geworden war. Damals blieb der polnische Nuntius Litta zunächst in Warschau zurück. Man sah dies in Berlin nicht gern, aber ausweisen wollte man Litta nicht, da er bereits zum Nuntius in Petersburg bestimmt war und er in Warschau nur seine Instruktionen aus Rom für Petersburg abwartete[14]). Davon hatte er auch nach Berlin Mitteilung gemacht und sich bei dieser Gelegenheit erboten, von Petersburg aus seine Amtstätigkeit in den nun preußischen, ehemals polnischen Gebieten weiterzuführen. In dem Bericht des Auswärtigen Departements vom 16. 1. 1796 an den König heißt es dazu:

„Da aber Eure Majestät es sich zum Grundsatz gemacht haben, keinen Apostolischen Nuntius in Ihren Staaten zuzulassen, ... betrachten wir die Versetzung Littas als sehr zweideutig. Wir glauben, daß man es nicht darauf ankommen lassen dürfe, ihm seinen früheren Charakter als Nuntius zu belassen und ihm folglich auch nicht die geringste Einmischung und Einflußnahme auf die kirchlichen Angelegenheiten unseres Landes zuzugestehen"; man möge ihm mitteilen, ... „daß Seiner Majestät es eine Freude wäre, ihm zu gestatten, noch weiter seine gegenwärtige Wohnung beizubehalten, bis er aus Rom die Order über seine weitere Verwendung bekomme, ... daß aber seine Funktionen als Apostolischer Nuntius (für preußisches Gebiet) von selbst aufhören, und daß er deshalb auch die äußeren Zeichen derselben (das päpstliche Wappen, d. V.) von seinem Hause entfernen müsse"[15]).

In diesem Sinne erging am 17. Januar 1796 der Kabinettsbefehl.

Am 22. Juli 1796 berichtet das Auswärtige Departement an Minister von Hoym[16]), Litta hätte als Generalvikar in spiritualibus in den neuerworbenen preußi-

[12]) Lehmann VII Nr. 129.

[13]) so von Dr. Gottfried Brunner, St. Petrus-Kalender 1940 für das Bistum Berlin, Christophorus-Verlag Berlin, S. 46.

[14]) Lehmann VII Nr. 304. — [15]) Lehmann VII Nr. 304, 312, 325.

[16]) Lehmann VII Nr. 353.

Digitized by Google

schen Provinzen angestellt werden wollen, und das solle wohl heißen, daß Rom selber ihn dafür vorgeschlagen habe; doch

„jeder Versuch, jedes Vorbringen, welche er zu diesem schädlichen Zweck immer von neuem wagt und unter verschiedenen Gestalten annehmlich machen will, sind gänzlich von der Hand zu weisen. Unter dem Charakter eines Generalvikars würde er seine alte Autorität hervorsuchen. Wenn er aber auch wirklich sich in den Schranken eines Vikars zu halten gedächte, so würde es doch auf keine Weise angehen, einem fremden Prälaten ein solches Amt und eine solche Autorität beizulegen. Er würde dabei dem römischen Hofe ergeben sein und bleiben, desto schädlicher aber dem Interesse des Königs und des Landes werden."

Sehr ungehalten war man in Berlin, daß sich der Aufenthalt Littas in Warschau noch in das Jahr 1797 hinein ausdehnte. Als er zu Anfang dieses Jahres seine Funktionen als Nuntius für die damals neupreußischen Gebiete weiter ausführen und z. B. das Braunsberger Seminar visitieren wollte, wurde ihm das von Berlin folgerichtig untersagt[17]).

Die schlechten Erfahrungen, welche von den deutschen Landesherren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit den römischen Nuntien gemacht worden waren, gaben der Regierung Friedrich Wilhelms III. (1797-1840) wiederholt Anlaß, die Vertreter Preußens in Rom - seit 1802 war es Wilhelm von Humboldt, der 1806 dort zum Bevollmächtigten Minister ernannt wurde - mit unbedingt abwehrender Weisung zu versehen. In Humboldts Instruktion durch die preußische Regierung vom 22. August 1802 heißt es unter Nr. 11[18]):

„Es hat auch der römische Hof von Zeit zu Zeit Versuche gemacht, dem von Uns unwandelbar festgesetzten Geschäftsgange eine andere, ihm vorteilhafte, Unserem und Unserer Untertanen Interesse aber nachteilige Richtung zu geben. Dahin gehören insbesondere folgende unzulässige Versuche:

1. Einen päpstlichen Legaten oder Nuntius hierher abzuordnen oder irgendein Subjekt unter irgendeiner Benennung, was diese oder eine ähnliche Eigenschaft habe. Dieses nun oder irgendetwas ähnliches werden Wir nicht zugeben, aus Gründen, welche Eurem Scharfsinn nicht entgehen können. Da Wir nun wissen, daß der römische Hof immer noch dieses Projekt hegt und auf einen vermeintlichen Zeitpunkt der Ausführung desselben harrt, so habt Ihr Eure Aufmerksamkeit auf alles, was sich darauf bezieht, zu richten, um erforderlichenfalls gleich von fern die Sache abzuschneiden, und auf dasjenige, was man davon etwa gegen Euch verlauten lassen möchte, Euch mit soviel Bestimmtheit, Würde und Freiheit zu äußern, daß jener römische Vorsatz sogleich im Keime vernichtet werde.
2. Eben dasselbe geben wir Euch hiermit zur Achtung in Ansehung der etwaigen Idee des römischen Hofes, einen **Vicarium apostolicum generalem** für Unsere katholischen Untertanen oder irgendein ähnliches, Subjekt unter irgendeiner Benennung zu bestellen, weil hier völlig das unter Nr. 1 Gesagte gilt. So ist auch

[17]) Lehmann VII Nr. 427. — [18]) Auch bei Lehmann VIII Nr. 473.

Digitized by Google

3. jeder Versuch unzulässig, von Rom aus irgendeinem ausländischen Prälaten Aufträge zu erteilen, welche sich auf Unsere Staaten oder Untertanen beziehen. Vor einigen Jahren machte der römische Hof einen solchen Versuch über den Prälaten Litta zu St. Petersburg, welcher zuvor päpstlicher Nuntius im ehemaligen Polen gewesen war. Wir haben es aber nicht gestattet und werden dergleichen niemals gestatten, daher Ihr auch dergleichen von fern abzuweisen habt."

Ferner unter Nr. 26 der Instruktion an v. Humboldt:

„Bekanntlich steht dem römischen Kaiser und den katholischen Kronen das Recht der Nomination eines Kardinals zu, wie denn auch katholische Staaten einen Kardinalprotektor zu haben pflegen. Diese Einrichtungen sind auf Unsere und Unserer Staaten Verhältnisse ganz unanwendbar und unpassend und die Einführung desselben oder irgendetwas ähnlichem würde sogar von größtem Nachteile sein. Weder Nomination noch Empfehlung würde der römische Hof beachten, und wenn er es täte, so würde er es als eine ganz außerordentliche Gefälligkeit geltend machen, Gegenvorteile sich ausbedingen und, was bei weitem das Schlimmste ist, er würde im Grunde keinen Vorteil bewilligt, sondern erworben haben, indem dadurch dem Protektorat, der Nuntiatur, den Legationen **a latere**, den Generalvikariaten und ähnlichen päpstlichen Autoritäten, welche alle ohne Ausnahme, und welchen Namen oder welches Gewand sie haben mögen, Unserem Staatsinteresse höchst schädlich sind, offene Bahn gemacht wäre, Unser ganzes System in geistlichen Angelegenheiten in seiner Anwendung gestört, päpstlicher Einfluß in Materien, in denen er gar nicht stattfinden soll, bewirkt und auf diese Weise ein in das Weite gehender Schaden hervorgebracht werden würde. Wir werden es daher auch niemals gestatten, daß einer Unserer Erz- und Bischöfe oder anderen Prälaten die Kardinalswürde suche oder erhalte, welche sie dem Papst näher verbinden, ihn zu den bekannten ganz ausschweifenden Rang- und Exemtionsprätensionen und zum Bestreben nach den so schädlichen Vereinigungen mehrerer großer Pfründen in einer Person anreizen, dem Ehrgeiz anderer Prälaten Nahrung und Stoff geben und die so schädlichen Ideen von Nuntiatur, Legationen **a latere**, Generalvikariaten usw. ebenfalls wieder rege machen, auch endlich noch viele andere, glücklicherweise noch ganz unbekannte Übel hervorbringen würde."

Als Verhandlungen wegen eines neuen Vertreters Preußens für Rom[19]) aufgenommen wurden, schrieb der Kabinettsminister Graf von der Goltz am 13. Mai 1814 an Staatsminister Fürst Hardenberg:

„... Vermeiden muß man, daß der Papst sich in Personalien mische, daß er einen unbekannten geheimen, von der weltlichen Macht nicht kontrollierten Einfluß erhalte. Deshalb hat man allen wiederholten und in mancherlei Gestalt scheinbar sehr annehmlich und plausibel vorgebrachten, aber im Grunde doch auch sehr nachteiligen Versuchen des römischen Hofes, hier im Lande Nuntien usw. anzustellen, sich sehr kräftig und wirksam widersetzt... Wenn der preußische

[19]) Nach der Abberufung W. von Humboldts 1808 war der Posten eines Vertreters Preußens in Rom unbesetzt.

Digitized by Google

Hof durch seinen Geschäftsführer zu Rom die Sachen an den römischen Hof bringt, so sichtet und kontrolliert sie der Hof. Daher besteht und ist aufrechtzuerhalten die Einrichtung, daß kein Erzbischof, Bischof, Abt, Prälat und wer es sei, Geistlicher oder Weltlicher, unmittelbar nach Rom sich wenden darf, damit die Korrespondenz und Verbindung im ganzen und einzelnen vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten geleitet und kontrolliert werden. Eben daher ist es nicht ratsam, daß der preußische Geschäftsführer zu Rom einen höheren diplomatischen Charakter führe, als den eines Residenten, weil ein höherer Charakter den römischen Hof gar zu leicht auf die dem preußischen Hofe nachteilige Idee einer Nuntiatur bringt... Bekannt sind die Anweisungen der Nuntien. Diese selbst wollen beschäftigt sein und sich wichtig machen. Dabei sind sie der Landesverhältnisse nicht einmal kundig, und man kann die Korrespondenz aus den königlichen Staaten nach Rom viel leichter in den obenbezeichneten gesetzesmäßigen und verfassungsmäßigen Weg leiten, als man den unmittelbaren Kontakt der preußischen Geistlichen und Staatsbürger mit dem anwesenden oder nahen Nuntius verhüten kann. Ja, dieses letztere ist gar unmöglich."

Diesen Ausführungen und Vorschlägen schloß sich Fürst Hardenberg an. Dem 1814 zum preußischen Geschäftsträger in Rom ernannten Kammerherrn von Ramdohr und auch seinem Nachfolger B. G. Niebuhr (1816-1823) wurden die Humboldtschen Instruktionen mit auf den Weg gegeben.

Gelegentlich der Kölner Wirren wurde in der Plenarversammlung der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten zu Rom am 24. September 1835 beraten, wie der Hl. Stuhl für die katholische Kirche in Preußen Vorsorge treffen könne. Unter den vorgeschlagenen Maßnahmen war auch, „in jenen Ländern einen Vertreter des Hl. Stuhls anzustellen, so den Verkehr der Gläubigen mit dem Hl. Stuhl zu erleichtern und diesen über den wahren Zustand der Dinge zu unterrichten"; da Preußen einen Gesandten[20]) in Rom habe, verlange Rom die Gegenseitigkeit; im Falle der Ablehnung könne man auch den preußischen Gesandten nach Hause schicken. In der daraufhin abgehenden Note des Kardinalstaatssekretärs Lambruschini vom 15. März 1836 an die preußische Regierung waren die kirchlichen Beschwerden wegen des preußischen Mischehenstreites zusammengefaßt und es war auch in aller Offenheit das Vorhaben des Papstes angekündigt, einen Repräsentanten des Papstes nach Berlin abzusenden.

Der von Rom geäußerte Plan, nach Berlin einen Nuntius zu senden, war an sich nichts Neues. Was dabei in Berlin überraschte, war die bestimmte und unumwundene Erklärung, ihn verwirklichen zu wollen trotz der ablehnenden Haltung, welche die königlichen Agenten und Vertreter Preußens in Rom zu allen Zeiten einem Ansinnen ähnlicher Art gegenüber eingenommen hatten. Dem preußischen Gesandten in Rom, von Bunsen, dessen kirchenpolitischer Dilettantismus schon damals in Erscheinung trat, scheinen diese Vorgänge indes nicht gegenwärtig gewesen zu sein. In einer Denkschrift, die er unter dem 23. April 1836 dem Berliner Auswärtigen Departement einsandte, wird das Verlangen der päpstlichen Note einerseits als **novum et inauditum**,

[20]) 1835 war der seit 1823 als Nachfolger Niebuhrs in Rom weilende Vertreter Preußens beim Vatikan, Ch. C. J. von Bunsen, zum Gesandten ernannt worden.

Digitized by Google

andererseits als ein bloßer Schachzug des unter dem Einfluß der Zelanti stehenden Papstes charakterisiert, der selbst nicht an die Bewilligung seiner Forderung, sondern an eine entschieden feindliche Abweisung glaube und viel mehr als die Zulassung einer päpstlichen Nuntiatur in Berlin die Entfernung der preußischen Gesandtschaft aus Rom wünsche:

„Es ist nicht zu leugnen – führt die Denkschrift aus –, daß die Verhältnisse aus der hiesigen Gesandtschaft allmählich gewissermaßen eine geistige Macht geschaffen haben. Repräsentantin der einzigen mächtigen evangelischen Monarchie, die mit Rom in diplomatischen Beziehungen steht und dadurch gewissermaßen des ganzen immer zahlreicher werdenden und zum Teil geistig und politisch bedeutenden Publikums, sowohl des temporären als des für längere Zeit wohnhaften, ja durch den Aufschwung der Kunst und Wissenschaft und ihr steigendes Ansehen in Europa ein bedeutender Mittelpunkt der darauf bezüglichen Bestrebungen in Rom, konnte diese Gesandtschaft der Beachtung der Einheimischen nicht entgehen. Diese eigentümliche Stellung brachte bei der ängstlichen Vorsicht, welche die Gesandtschaft in allen religiösen Beziehungen sich zum ersten Grundsatz gemacht und immer beobachtet hat, bisher nur Vorteil für die amtliche Wirksamkeit derselben. Seitdem aber der römische Hof durch die unaufhörlichen Klagen und Denunziationen von den feindseligen Absichten der Regierung gegen die Reinheit und das Ansehen des Dogmas der römischen Kirche, vor allem aber von dem angeblichen Verführungssystem katholischer Familien durch die Förderung der gemischten Ehen, von dem Gewissenszwang der Kirchenparaden und dem gedrückten Zustande des Katholizismus überhaupt in den oben angedeuteten, mit Ingrimm gemischten Zustand eines unbegrenzten Argwohns geraten ist, erblickt er in der geistig bedeutenden Stellung, welche die königliche Gesandtschaft in Rom und in Italien einnimmt, nur einen Ausfluß desselben vermeintlichen Systems, ja einen kühnen Versuch, den Katholizismus in seinem geheiligten Mittelpunkt anzugreifen."

Dieser Auffassung des Gesandten mögen manche richtigen Informationen zugrunde gelegen haben. Daß es sich aber bei der Lambruschinischen Note in erster Linie nicht um den Abbruch des bisherigen diplomatischen Verkehrs, sondern um die Ausführung eines alten wohlbedachten Planes, das Einrücken Roms in eine weitere, für seine Interessen traditionell als vorteilhaft erkannte Position handelte, lassen die gleichartigen und gleichzeitigen Versuche der römischen Kurie bei dem russischen Hofe klar erkennen. Schon zur Krönungsfeier des Kaisers Nicolaus (1825) hatte der Papst einen hochgestellten Prälaten, den späteren Kardinal Bernetti, nach Petersburg geschickt. Die Mission sollte, wie Bunsen damals nach Berlin berichtete, keine bloß vorübergehende Erscheinung sein, sondern sich an die früheren Nuntiaturen von Garampi und Litta anschließen, wenn nicht die Herstellung der polnischen Nuntiatur, doch jedenfalls die Festsetzung eines päpstlichen Repräsentanten in Petersburg und die Abstellung oder wenigstens Milderung dessen, worüber man sich beschwerte, durch diese Nuntiatur begründen. Der Versuch mißlang, wurde dann Anfang der dreißiger Jahre – wieder ohne Erfolg – von der römischen Kurie aufgenommen und hat, als er im Jahre 1837 zum dritten Male auftauchte, Veranlassung zu einer Fühlungnahme zwischen dem

Digitized by Google

Berliner und Petersburger Kabinett zum Zwecke eines gleichmäßigen Verfahrens beider Regierungen gegen die römischen Nuntiaturabsichten gegeben.

Über das der päpstlichen Note vom 15. März 1836 gegenüber einzuhaltende Verfahren sprach sich Bunsen in seiner erwähnten Denkschrift eingehend aus. Seine Ansicht stützte sich auf den nach dem Völkerrechte wie nach europäischer Sitte im Verkehr zwischen den Mächten bestehenden Grundsatz der Gegenseitigkeit, vermöge dessen ein Souverän, indem er eine Gesandtschaft annimmt, dadurch auch das Recht erwirbt, an denjenigen Souverän, von welchem dieselbe bei ihm beglaubigt ist, seinerseits eine Gesandtschaft abzuordnen. Bunsen war überzeugt, daß ohne willkürliche Verletzung dieses Grundsatzes und mithin auch ohne Beleidigung des römischen Hofes eine offene grundsätzliche Ablehnung der angekündigten Sendung eines Nuntius nach Berlin nicht möglich sei, während er andererseits nicht verkannte, welch großen und wichtigen Bedenken der Annahme einer solchen Sendung, also der Akkreditierung einer permanenten päpstlichen Gesandtschaft am preußischen Hofe entgegenstehen. Bunsen sah kein anderes Mittel, den notwendigen Konsequenzen jenes Grundsatzes zu entgehen und bei der von ihm selbst für nötig erachteten Ablehnung einer ständigen päpstlichen Mission in Berlin eine Beleidigung des römischen Hofes zu vermeiden, als dem römischen Hofe zu seiner Beruhigung zu erkennen zu geben, Preußen habe keine Bedenken gegen eine auf kurze Dauer beschränkte außerordentliche Sendung eines päpstlichen Bevollmächtigten nach Berlin, sofern sich ein besonders geeigneter Anstoß dazu darbiete. Als einen solchen Anlaß bezeichnete Bunsen den Dank des römischen Hofes für die 1821 den Bistümern der Monarchie angewiesene reichliche Dotation[21]). Der geeignete Träger für jene Mission war nach der Auffassung Bunsens Monsignore Capaccini,

> „der einzige wahrhafte Staatsmann und helle Kopf, um nicht zu sagen, der einzige zugleich redliche und verständige Mann unter der höheren römischen Geistlichkeit".

Die Überzeugung Bunsens von der Richtigkeit und Notwendigkeit des von ihm vorgeschlagenen Auswegs war so groß, daß er sich ausdrücklich erbot, die Verantwortung dafür zu übernehmen.

Sein Projekt fand jedoch in Berlin keinen Beifall. Im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten hielt man den Grundsatz der Gegenseitigkeit auf den vorliegenden Fall nicht für anwendbar. Der Kultusminister Freiherr von Altenstein erklärte sich in einer Niederschrift vom 19. Juli 1836 grundsätzlich gegen die Annahme jeder Art von römischer Gesandtschaft:

> „Sollte die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Berlin oder auch nur die Entsendung eines außerordentlichen päpstlichen Gesandten an den hiesigen Hof beabsichtigt werden, so wäre solches ein bedeutendes Übel. Insonderheit müßte eine ständige Nuntiatur den Bischöfen sehr lästig werden. Eiferer und Intriganten aus dem Geistlichen- und Laienstande würden ihr sich anhängen und würden durch Sollizitationen und Angebereien der Regierung und den Bischöfen

[21]) Festgelegt in der Bulle De salute animarum vom 16. 7. 1821.

Digitized by Google

Verdruß und unnütze Arbeit bereiten. Besonders sei dies von den Mönchen zu erwarten."

Demgemäß wurde Bunsen am 15. August 1836 dahin instruiert,

„alles aufzubieten, um bei dem römischen Hofe auch nur die Annahme eines außerordentlichen und temporären Gesandten desselben abzuwehren".

Als daraufhin Bunsen am 15. September 1836 die Ausführung seines Planes von neuem als unumgängliche Bedingung für den Fortbestand der königlichen Gesandtschaft zu Rom oder doch ihres bisherigen diplomatischen Charakters bezeichnete, holten die Minister des Auswärtigen und der Geistlichen Angelegenheiten mit gemeinschaftlichem Immediatvortrag die Meinung des Königs ein. In diesem Bericht heißt es:

„Nach unserer Überzeugung können wir nicht dabei stehen bleiben, die Akkreditierung der angekündigten permanenten Mission des Papstes, soweit sie die Wahrnehmung kirchlicher Interessen und Rechte der katholischen Untertanen Eurer königlichen Majestät zum Zwecke hat, im Sinne der bestimmten Instruktionen, womit die Gesandtschaft zu Rom jederzeit versehen gewesen ist, als ganz unzulässig zu widerraten. Auch gegen die an sich weniger unstatthafte Annahme eines nur außerordentlichen und auf kurze Zeit anher zu sendenden päpstlichen Bevollmächtigten glauben wir pflichtgemäß und ebenfalls im Sinne jener Instruktion uns in Unterwürfigkeit aussprechen zu müssen." ...

„Ob Eure königliche Majestät eine feierliche Danksagung des Papstes für die jetzige Erfüllung der vor 15 Jahren wegen Dotation der katholischen Kirchensprengel öffentlich übernommenen Verpflichtung als einen außerordentlichen Triumph in der öffentlichen Meinung Deutschlands und Europas anzusehen oder großen Wert darauf zu legen geruhen würden, lassen wir ehrfurchtsvoll dahingestellt sein. Welches Aufsehen, welche Aufregung bei dem Publikum aller Konfessionen im Inlande wie im Auslande würde schon die bloße Tatsache der Erscheinung eines päpstlichen Bevollmächtigten am Hofe Eurer Majestät gerade jetzt hervorbringen, wo schon so viele religiöse und politische Bewegungen die Gemüter allenthalben in Spannung halten! Gerade jetzt, wo die ultrakatholische Partei, vereinigt mit den Jesuiten im südlichen Deutschland, eine feste Stellung zu gewinnen anfängt! Welche Hoffnungen würde diese Partei hierauf zu gründen, welche Intrigen, welche Versuche, ihren Einfluß auch im nördlichen Deutschland auszudehnen, würde sie daran zu knüpfen nicht ermangeln! Und welche Bürgschaft wäre dafür vorhanden, daß der römische Hof seine temporäre Mission nicht in eine permanente zu verwandeln suchen und dem hiesigen Hofe nicht die Verlegenheit bereiten würde, sich des Bevollmächtigten wider seinen Willen entledigen zu müssen." ...

„Übrigens ist es eine permanente und keineswegs nur eine vorübergehende außerordentliche Mission nach Berlin, was die römische Note vom 15. März ds. Js. als von dem Papst beschlossen und beabsichtigt angekündigt hat. Der Abwehr einer temporären Mission bedürfe es daher gar nicht einmal dem römischen Hofe gegenüber, von welchem dieselbe bis jetzt nirgends offiziell zur Sprache gebracht worden ist."

„Daß es aber an praktisch haltbaren, in Rom ohne Verletzung des dortigen Hofes geltend zu machenden Gründen für die diesseitige Ablehnung einer per-

Digitized by Google

manenten päpstlichen Mission durchaus fehlen sollte, haben wir gänzlich in Abrede zu stellen. Es handelt sich hierbei keineswegs um die Anwendbarkeit des völkerrechtlichen Grundsatzes der Reciprocität auf das Verhältnis zwischen Preußen und Rom im allgemeinen; diese mag immerhin eingeräumt werden. Sondern darum handelt es sich, ob der fragliche Grundsatz dem Papste auch den Anspruch gibt, sich in Berlin zum Schutzherrn der katholischen Untertanen Eurer königlichen Majestät aufzuwerfen und daran wirkliche Interessen und Rechte, wie er laut der Note vom 15. März beabsichtigt, durch einen Bevollmächtigten bei allerhöchst dero eigenem Hofe schutzherrlich vertreten zu lassen. In Ausübung einer Reciprocität könnte dies nur alsdann geschehen, wenn es zu den anerkannten Befugnissen der Gesandtschaft Eurer königlichen Majestät in Rom gehörte, kirchliche Interessen und Rechte nichtkatholischer Untertanen des Papstes am Hofe desselben schutzherrlich zu vertreten."

Bunsen selbst hatte einst in seiner Depesche vom 2. Juni 1826 (bei Gelegenheit der damaligen Sendung des Monsignore Bernetti nach Moskau) berichtet:

„que la Cour de Russie avait sous le pontificat dernier décliné la proposition confidentielle de l'envoi d'un ministre papal à Petersbourg, en déclarant, que l'Empereur verroit avec plaisir résider auprès de Lui un représentant du pape, comme l'un des Princes de l'Italie, sous condition, qu'il n'était pas revêtu d'un caractère sacerdotal et qu'il s'abstenoit absolument de parler des affaires ecclesiatiques, que l'Empereur feroit traiter par son Ministre à Rome. En conséquence de cette déclaration la chose en doit rester là."

Unter Bezug auf diesen Bunsenschen Bericht aus dem Jahre 1826 heißt es in dem Immediatbericht weiter:

„In ähnlicher Art könnten auch Eure königliche Majestät als alleiniger natürlicher Schutzherr aller des Schutzes bedürftigen Interessen und Rechte allerhöchst Dero Untertanen katholischer und evangelischer Konfession dem römischen Hofe auf seine jetzige konfidentielle Eröffnung erwidern lassen, die Annahme eines päpstlichen Repräsentanten in Berlin unterliege keinen Bedenken, wenn man sich dazu verstehen wolle, dessen Vollmachten mit strenger Ausschließung jeglicher Einmischung in kirchliche Angelegenheiten der Untertanen lediglich auf Vertretung rein weltlicher, etwa politischer oder merkantiler Interessen der Regierung des Kirchenstaates oder ihrer Untertanen zu beschränken. Verletzt würde sich der römische Hof durch eine solche Antwort ebensowenig finden können, als jene Erwiderung des Kaisers Alexander ihm dazu Ursache gab, auch würde sie - wenn Gregor XVI.[22]) nicht unabänderlich entschlossen ist, mit Preußen zu brechen und vernünftigen Gründen überhaupt kein Gehör zu leihen - unfehlbar denselben Erfolg haben wie damals, wo man in Rom die Sache auf sich beruhen ließ. Auch ist kein Fall bekannt, daß der römische Hof lediglich und ausschließend für die Vertretung weltlicher Interessen eine Gesandtschaft bei einem anderen Hofe unterhalten hätte."

[22]) Papst Gregor XVI., 1831—1846.

Digitized by Google

Der König wies auf diesen Bericht hin jedes Nachgeben in der Nuntiaturfrage mit Entschiedenheit zurück. In der Kabinettsorder vom 5. Dezember 1836 heißt es:

„In Beziehung auf das angekündigte Vorhaben des Papstes, einen Repräsentanten an meinen Hof zu senden, bin ich damit einverstanden, daß solches in angemessener Weise, jedoch unzweideutig und definitiv abzulehnen sei. Sie haben den Geheimen Legationsrat Bunsen hiernach zu instruieren, ihn aber zugleich anzuweisen, daß er sich jeder Einwirkung zur Herbeiführung einer außerordentlichen temporären päpstlichen Mission zu enthalten, im übrigen aber alle Sorge zu tragen habe, das bisherige gute Einvernehmen mit dem Papst auf alle der Würde und Stellung Preußens entsprechende Weise zu erhalten. In Ansehung der Meinung, daß die Annahme eines päpstlichen Gesandten in Berlin nur dann stattfinden könne, wenn dessen Vollmachten mit strenger Ausschließung jeglicher Einmischung in kirchliche Angelegenheiten meiner Untertanen lediglich auf die Vertretung weltpolitischer, politischer oder merkantiler Interessen des Kirchenstaates beschränkt werden, so ist auch ein solcher Antrag möglichst abzulehnen und äußerstenfalls nur ad referendum zu nehmen."

Die feste Haltung des Königs und seiner Regierung im Jahre 1836 drängte die Versuche der römischen Kurie, in Berlin eine Nuntiatur einzurichten, für längere Zeit zurück. Bunsen's Besorgnis, der Papst würde unter Berufung auf den völkerrechtlichen Grundsatz der Gegenseitigkeit die Gesandtschaft Preußens in Rom unterdrücken, erwies sich als falsch. Der Papst bestand nicht auf seinem Vorhaben, und selbst als im Sommer 1840 die Mission des Grafen Brühl nach Rom zu einem Ausgleich im „Mischehenstreit" führte, hielt man es im Vatikan nicht für angezeigt, die Frage einer Nuntiatur in Berlin auch nur leise anklingen zu lassen.

Erst Anfang der 1850er Jahre brachte die römische Kurie die Frage der Entsendung eines päpstlichen Nuntius oder eines anderen diplomatischen Agenten an den Berliner Hof erneut in Erinnerung. In der Instruktion für den damaligen Gesandten Preußens in Rom, von Usedom[23]), hatten die stereotyp gewordenen Artikel 11 und 26 der Humboldtschen Instruktion vom Jahre 1802 gleichfalls Platz gefunden. Das Verhalten des Gesandten war hiernach vorgezeichnet. Wie man aber trotz der dauernd ablehnenden Haltung der preußischen Regierung die Nuntiaturfrage an der römischen Kurie damals ansah, ist aus einem Bericht ersichtlich, den der Gesandte Usedom am 17. Juli 1852 über eine Unterredung mit Mgr. Anticci gab. Anticci, Sekretär des Kardinalkollegiums und der Konsistorialkongregation, damals einer der einflußreichsten Kurialbeamten, hielt die Entsendung eines Nuntius an den Berliner Hof für eine notwendige und im Verlauf der Dinge unausbleibliche Sache. Mit dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. (1840-61) habe - so urteilte Anticci - der Katholizismus in Preußen unausgesetzte Fortschritte gemacht; die Freigabe der Korrespondenz mit dem Hl. Stuhl, die Abschaffung des königlichen Placets usw. hätten zur Entwicklung der katholischen Kirche außerordentlich beigetragen; aber auch die weltliche Gewalt habe ihren Vorteil davon gehabt, indem durch den hohen klerikalen Einfluß das Volk immer monarchischer erzogen werde; so käme, was der

[23]) Von 1846—1854 Gesandter Preußens in Rom.

Digitized by Google

Staat die Kirche an Ansehen gewinnen ließe, indirekt auch dem Staate zugute. Als bisheriger Höhepunkt dieses Handinhandgehens von Staat und Kirche erschien dem Mgr. Anticci die Kreation der beiden preußischen Kardinäle (Kardinal J. v. Geißel-Köln und Kardinal M. v. Diepenbrock-Breslau 1850), daß der Papst im Stand gewesen sei, inmitten der preußischen protestantischen Monarchie zwei seiner höchsten Organe hineinzupflanzen, welche seine und der römischen Kirche Autorität und Gegenwart lebendig und unvermittelt darstellten; dies gelte in Rom als etwas Besonderes und Großes; man könne es sich nicht vorstellen, daß so hochstehende Kirchenfürsten noch ferner irgendwie dem Einfluß eines protestantischen Ministeriums unterliegen sollten... man glaube kaum, daß es noch irgendetwas geben könne, was sich von Rom aus in Preußen nicht durchsetzen ließe, wenn man es von hier (Rom) aus nur ernstlich und nachdrücklich wolle; jene Kardinalsernennungen hätten außerdem ohne die geringste Gegenregung des protestantischen Teils der Bevölkerung und seiner politischen Organe stattgefunden, während in England die Etablierung von Bischöfen bei Volk und Parlament einen großen Sturm erregte; man schreibe dies in Rom nicht sowohl dem wohlwollenden Entgegenkommen der Regierung sowie der Toleranz der protestantischen Bevölkerung zu, als vielmehr einer politischen und religiösen Dekadenz. Die Regierung, so meinte man an der Kurie, opfere ihren protestantischen Charakter auf, wenn sie damit den Schutz und Beistand der katholischen Kirche gegen die Revolution erkaufen könne; der Protestantismus sei durch inneren Verfall in einen solchen Zustand der Altersschwäche geraten, daß er, wenn die Regierung ihn nicht mehr halte, alles mit sich anfangen ließe, was man wolle; lebenskräftig wirken in religiösen Dingen könne die Regierung nur, wenn sie sich mit der katholischen Kirche verbünde; daß dies allgemach zur Katholisierung des preußischen Gouvernements und zur Auflösung des bankrott gewordenen Protestantismus führen werde, erwartete man, ohne es auszusprechen; in einem solchen System wechselseitigen moralischen Verkehrs zwischen Rom und Berlin erscheine es nun ebenso notwendig wie konsequent, daß der Papst am Hof Seiner Majestät ein ständig diplomatisch-kirchliches Organ besitze; nur hierdurch könne der gedachte Weg in der wünschenswerten Unmittelbarkeit hergestellt und erhalten, nur hierdurch könnten die Wünsche der Regierung an den römischen Hof in vollem Umfange gebracht und nur hierdurch die Befehle der Kurie an den Klerus und das katholische Volk in Preußen mit dem gehörigen Nachdruck, welcher nur in diesem Falle gewahrt werden würde, erlassen und unterstützt werden. „Man hält nicht darauf, daß dieser päpstliche Repräsentant gerade Rang und Charakter eines Nuntius habe, es könnte auch ein einfacher Geschäftsträger sein; wenn er nur da ist. Sollte auch die Regierung für jetzt nicht wollen, so werde sich die Sache im Laufe der Begebenheiten schon machen." So Anticci nach dem Bericht Usedoms.

Diese Begebenheiten ließen allerdings auf sich warten. Wiederholte Erlasse des Auswärtigen Amtes vom 17. Oktober 1851 und 25. Juni 1852 hatten Usedom ausdrücklich bestätigt, daß in den Absichten der Regierung keine Änderung gegen früher eingetreten sei, daß die geplante Nuntiatur eine Unmöglichkeit sei und daß man nie und nimmer einen päpstlichen Repräsentanten in Berlin annehmen werde.

Doch glaubte die Kurie 1856 die Zeit für gekommen, um ihren Nuntiaturplan durch die katholische Presse in Erinnerung bringen zu müssen.

Digitized by Google

II.

Nachdem Bismarck die Seele der preußischen Politik geworden war, konnte die römische Kurie ihr Nuntiaturprojekt aufs neue aufgreifen. Der Kanzler erwies sich ihm nicht unzugänglich, wie er ja auch sonst in seiner kirchenpolitischen Taktik keine glückliche Hand hatte, da ihm doch wohl ein tieferer Blick in die katholisch-kirchliche Mentalität fehlte. Er ließ im Nuntiaturproblem Erwägungen in den Vordergrund treten, welche den bis dahin unentwegt festgehaltenen Standpunkt der preußischen Regierung zu verschieben drohten. Diese Haltung Bismarcks veranlaßte den preußischen Kultusminister von Mühler[24]) zu einer grundsätzlichen Stellungnahme gegen den Nuntiaturplan in einem Schreiben vom 5. April 1868 an Bismarck:

„Die Stellung eines päpstlichen Nuntius ist eine solche, daß derselbe den Papst nicht bloß als auswärtigen Souverän diplomatisch repräsentiert, sondern auch zugleich ihn in seiner Eigenschaft als geistlichen Oberen der in dem Lande, in welchem er akkreditiert ist, lebenden Katholiken vertritt und eine gewisse Gesamtleitung der katholischen Interessen daselbst, insbesondere auch in Beziehung auf die Ausbreitung des katholischen Glaubens unter den Nichtkatholiken übernimmt... Damit würde in Preußen das System wesentlich geändert werden, welches seit der Regierung Friedrichs II. in katholischen Kirchensachen beobachtet worden ist und welches darauf beruht, daß die Regierung in allen, die katholisch-kirchlichen Interessen berührenden inneren Angelegenheiten in der Regel nur mit den Landesbischöfen in Verbindung tritt, eine Konkurrenz des römischen Stuhles aber so viel als möglich vermeidet. Dieses System hat sich im ganzen als zweckmäßig bewährt... Würde dagegen ein päpstlicher Nuntius in Berlin etabliert, wenn auch mit äußerst beschränkten kirchlichen Fakultäten, so würde die Unmittelbarkeit des Verkehrs zwischen der Regierung und den Bischöfen unvermeidlich eine Beeinträchtigung erleiden. Man würde einer, wenn auch in den mildesten Formen sich geltend machenden Intervention des Nuntius sich nicht ganz entziehen können und unzweifelhaft würden die Bischöfe im Nuntius häufiger eine Stütze für ihre Ansprüche suchen und finden, als daß die Einwirkung desselben der Regierung von Nutzen sein könnte. Der Schwerpunkt meiner Bedenken liegt aber darin, daß durch die bloße Existenz eines Nuntius in Berlin die katholische Kirche in Preußen zu einer geschlossenen Einheit innerhalb des Staatsgebietes wird, repräsentiert durch einen von außen gesetzten und dem König durch keinen Untertaneneid verpflichteten Kirchenfürsten, hinter welchem die einzelnen Landesbischöfe als untergeordnete Glieder dieses größeren Ganzen zurücktreten, und daß die Regierung dadurch ganz notwendig in einem weit höheren Maße, als es jetzt notwendig und ratsam ist, auf die Bahn des Paktierens und Konkordatschließens mit dieser Macht gedrängt wird. Ich zweifle nicht, daß die päpstliche Kurie, wenn ihr die Annahme eines Nuntius in Berlin zugestanden würde, für die nächste Zeit in der verbindlichsten und der Regierung gefälligsten Weise davon Gebrauch machen würde. Wir haben jedoch nicht die mindeste Garantie, daß dieses immer der Fall sein würde... Ist aber einmal die

[24]) Über Heinrich v. Mühler, sein Leben und Wirken vgl. Walter Reichle, Zwischen Staat und Kirche, Schlieffen-Verlag Berlin 1938.

Digitized by Google

Zulassung eines Nuntius zugestanden, so gibt es kaum noch ein Mittel, diese Einrichtung, wenn sie sich als bedenklich zeigt, wieder rückgängig zu machen, indem man alsdann nicht wie bei einem rein diplomatischen Agenten, nur eine auswärtige Macht, sondern auch Millionen eigener Untertanen im Lande, ja die Empfindlichkeit der gesamten katholischen Welt gegen sich hätte. Auch das Mißtrauen, welches sich bei dem bloßen Gedanken der Einrichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Berlin unter den Evangelischen zeigt, glaube ich nicht gering anschlagen zu dürfen. Die Überwindung desselben würde möglich sein, wenn es lediglich auf Vorurteilen beruhte, keinen reellen Boden hätte. Da dieses aber nicht der Fall ist, so würde damit aller Agitation nur eine wirksame Handhabe gegeben sein, die Gemüter zu entflammen und einen Sturm anzuregen, dessen Gewalt und Wirkung sich nicht voraus berechnen läßt. Fasse ich das Resultat kurz zusammen, so erachte ich die Vorteile, welche aus der Einrichtung einer Nuntiatur in Berlin für den preußischen Staat hervorgehen könnten, für sehr problematisch, im besten Falle nur für ephemer, die Nachteile aber für gewiß, dauernd und möglicherweise für so groß und bedenklich, daß ich nur auf das Entschiedenste davon abraten kann, dieser Idee irgendwie Folge zu geben."

Das Nuntiaturprojekt kam 1868 und in den folgenden Jahren nicht zur Durchführung, weil es Bismarck, wie er selbst mehrmals gestand, nicht gelang, die Abneigung des Königs Wilhelm I. (1861-1888) und der Regierung gegen eine Nuntiatur zu überwinden.

Bismarck wollte damals durch die Errichtung einer Nuntiatur hauptsächlich die katholische Abteilung im Preußischen Kultusministerium mattsetzen. Im Preußischen Abgeordnetenhaus erklärte Bismarck am 30. Januar 1872[25]):

„Die katholische Abteilung hatte schließlich den Charakter angenommen, daß sie meiner Ansicht nach ausschließlich die Rechte der Kirche innerhalb des Staates und gegen den Staat vertrat. Ich habe deshalb schon vor drei oder vier Jahren Seiner Majestät dem König gelegentlich zur Sprache gebracht, ob es nicht nützlicher wäre, wenn wir an diesem Orte einen päpstlichen Nuntius an Stelle dieser Abteilung hätten ... Ich habe die Einrichtung eines Nuntius immer für wesentlich nützlicher und zweckmäßiger gehalten, als die katholische Abteilung. Ich habe indessen nicht gewagt, ihr Folge zu geben, da ich sowohl an höheren Stellen als auch in der öffentlichen Meinung eine starke Abneigung dagegen vorfand."

Und in seinen „Gedanken und Erinnerungen" sagte er[26]):

„Ich habe mehr als einmal dem König auseinandergesetzt, daß diese (katholische) Abteilung schlimmer sei als ein Nuntius in Berlin. Sie handle nach Anweisungen, die sie aus Rom empfinge, vielleicht nicht immer vom Papste, und sei neuerdings hauptsächlich polnischen Einflüssen zugänglich geworden ... Ein Nuntius würde die Interessen der katholischen Kirche, aber nicht die der Polen zu vertreten als seine Hauptaufgabe ansehen, werde nicht die intimen Verbin-

[25]) Die politischen Reden des Fürsten Bismarck, Historisch-kritische Gesamtausgabe, besorgt von H. Kohl-Stuttgart 1892—1905, Band V S. 237, St. B. 534a.

[26]) 1898 II, S. 128 f. Vgl. auch E. Soderini, Leo XIII. und der deutsche Kulturkampf, nach den römischen Archiven bearbeitet. Deutsche Bearbeitung von R. Braunsfeld, Innsbruck-Wien-München 1934, S. 84 u. S. 105.

Digitized by Google

dungen mit der Bürokratie besitzen wie die Mitglieder der katholischen Abteilung ... Ein Nuntius endlich werde als Mitglied des Diplomatischen Korps an der Erhaltung guter Beziehungen zu seinem Souverän und an der Pflege des Verhältnisses zu dem Hofe, an dem er beglaubigt, persönlich interessiert sein. – Wenn es mir auch nicht gelang, die übrigens mehr äußerliche und formelle Abneigung des Kaisers gegen einen Nuntius in Berlin zu überwinden, so überzeugte er sich doch von der Gefährlichkeit der katholischen Abteilung."

Die Aufhebung der Abteilung 1871 zeigte, daß man sich ihrer entledigen konnte, ohne an ihre Stelle einen Nuntius zu setzen.

Es war ein kirchenpolitischer Mißgriff, als Bismarck 1872 den Kardinal Gustav Adolf von Hohenlohe-Schillingsfürst als deutschen Botschafter beim Hl. Stuhl benannte[27]), was die römische Kurie natürlich nur mit einer Ablehnung beantworten konnte. Ohne diesen Mißgriff wäre damals vielleicht doch die Berliner Nuntiatur im Gefolge einer Reichsbotschaft beim Hl. Stuhl perfekt geworden. Bismarck fühlte sich seit 1871 in der Rolle des ehemaligen Erzkanzlers des Hl. römischen Reiches deutscher Nation, er wollte seinen Kaiser in die Rechte der alten deutschen Kaiser einsetzen, wozu z. B. auch das bekannte Vetorecht bei der Papstwahl gehörte. Für dieses und für ähnliche Rechte erschien dem Kanzler der Preis einer Nuntiatur nicht zu hoch[28]). Bismarck konnte um so weniger Bedenken gegen einen päpstlichen Nuntius haben, da er den Papst nicht als Ausländer ansah. In seiner Reichstagsrede vom 30. November 1881[29]) sagte er:

„Ich habe mir die Frage vorgelegt: Kann ich die katholische Kirche in Deutschland als eine ausländische Institution betrachten, die dem rein diplomatischen Verkehr unterworfen ist? Ich habe geglaubt, diese Frage verneinen zu sollen ... Ich rechne die Institution der katholischen Kirche in Deutschland mitsamt der päpstlichen Spitze, die zu ihr gehört, als eine einheimische Institution des Deutschen Reiches."

In der Reihe der diplomatischen Vertreter am kaiserlichen Hofe wollte Bismarck die Figur eines Nuntius nicht missen. Es war diesbezüglich zu Beginn der 70er Jahre sogar zu Verhandlungen zwischen ihm und dem Kardinalstaatssekretär Antonelli († 1876) gekommen.

Einige Jahre später wollte Bismarck einen Nuntius haben, um damit gegen das Zentrum operieren zu können. Am 30. August 1878 meint Bismarck zu dem damaligen Preußischen Kultusminister Falk, er hätte nichts gegen einen Nuntius; ein Nuntius könne den Papst nicht so belügen, wie ihn jetzt die Zentrumsleute belögen, und ein Nuntius könnte jederzeit als Diplomat wieder fortgeschickt werden[30]). Und noch 1887 äußerte Bismarck zu seinem Adlatus Moritz Busch[31]), er würde in Berlin

[27]) Bismarck war dabei inspiriert vom preußischen Gesandten beim Hl. Stuhl, Harry v. Arnim. Vgl. Johannes Heckel „Die Beilegung des Kulturkampfes in Preußen" in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abt. XIX 1930 S. 233 u. 289.

[28]) Vgl. K(aas?) in der Beilage „Kirche und Welt" Nr. 15 der „Germania", Berlin, 28. 8. 1920.

[29]) Die polit. Reden d. Fürsten Bismarck, besorgt v. H. Kohl IX, S. 164 St. B. 102 b. Ähnlich im Reichstag am 21. 4. 1887 vgl. Bismarcks Reden XII, S. 361.

[30]) Vgl. E. Förster: Adalbert Falk, sein Leben und Wirken, Gotha 1927, S. 540.

[31]) Moritz Busch's Tagebuchblätter, 3 Bände, Leipzig 1899, III S. 216.

Digitized by Google

einen päpstlichen Nuntius gern sehen, aber der Kaiser wolle nicht und die Minister seien dagegen; ein Nuntius könne nicht so lügen, wie das Zentrum; er sei ein kirchlicher Diplomat, der keine anderen Ziele als kirchliche hätte... er hätte nur friedfertige Instruktionen, förderlich für den Bestand des Reiches; mit dem Kaiser sei er (Bismarck), abgesehen von der Nuntiatur, in allen Stücken einer Meinung und eines Willens.

In der päpstlichen Instruktion für die Mission Mgr. Galimbertis[33]) nach Berlin aus Anlaß des 90. Geburtstages Wilhelm I. 1887 konnte es darum auch heißen, daß er (Galimberti) in der Besprechung mit dem Fürsten Bismarck auf geschickte Weise solle herauszubekommen suchen, „was Bismarck zu der Zweckmäßigkeit und zu den Vorteilen einer päpstlichen Vertretung in Berlin denke"[34]). Aber den Erfolg Galimbertis in dieser Angelegenheit ist nichts bekanntgeworden. Aus der Tatsache aber, daß in der päpstlichen Instruktion für die zweite Mission Galimbertis an den preußischen Hof, 1888 beim Tode Wilhelm I., die Nuntiaturfrage nicht erwähnt wird, darf man schließen, daß der päpstliche Diplomat in dieser Frage nicht weitergekommen war.

Es gelang Bismarck nicht, eine Nuntiatur in Berlin durchzusetzen, da der König und Kaiser von einer solchen niemals etwas wissen wollte. Als Wilhelm I. z. B. erfuhr, daß Kurd von Schlözer, von 1882-1892 Gesandter Preußens beim Hl. Stuhl, 1881 in besonderer Mission in Rom - wohl auf Veranlassung Bismarcks - u. a. die Errichtung einer Berliner Nuntiatur betrieb, richtete er wiederholt sehr ungnädige Handbilletts (am 15. September, 24. September und 2. Oktober 1881) an den Kanzler und an den Kultusminister, worin er entschieden sich gegen eine Nuntiatur in Berlin aussprach und sich beklagte, über die Sendung Schlözers nicht rechtzeitig und nicht umfassend informiert zu sein[35]).

Mit dem Gedanken an eine Berliner Nuntiatur spielte Bismarck bis über seine Entlassung hinaus. Noch am 31. Juli 1892 kam er in einer Rede zu Jena[36]) darauf zu sprechen:

> „Wir würden mit unserer katholischen Frage leichter fertig werden, wenn wir mit einem Nuntius zu verhandeln hätten, dessen Stelle gegenwärtig in Berlin durch das Zentrum eingenommen wird. Ich halte dies für gefährlicher, als irgendein Nuntius werden könnte."

Die Versuche, durch einen Nuntius das Zentrum oder auch die katholische Bevölkerung zügeln und den Staatsinteressen dienstbar machen zu können, müssen heute, nachdem die ganze Geschichte des Zentrums offenbar ist und abgeschlossen hinter uns liegt, grundsätzlich und tatsächlich als abwegig bezeichnet werden[37]). Letzten Endes

[33]) Luigi Galimberti, deutschfreundlicher päpstlicher Diplomat, verfaßte 1885 die Denkschrift für den von Bismarck erbetenen Schiedsspruch Leo XIII. in der Karolinenfrage, war 1887—1893 Nuntius in Wien und wurde 1893 Kardinal.

[34]) E. Soderini, a. a. O. S. 227. — [35]) Heckel, a. a. O. S. 295.

[36]) Der Reichsbote vom 9. 8. 1892.

[37]) Ohne auf die Zeit von 1920—33 eingehen zu wollen, sei in diesem Zusammenhang nur daran erinnert, daß die römische Kurie ihre Mitwirkung schon versagte, als Bismarck durch den Vertreter Bayerns beim Hl. Stuhl, Graf v. Tauffkirchen, am 30. 6. 1871 den Wunsch aussprechen ließ, der Vatikan möchte sich entschließen, „mit der regierungsfeindlichen Partei" (dem Zentrum) zu brechen und ihre Angriffe zu verhindern (Ludwig Hahn, Fürst Bismarck, fortgeführt von Karl Wiedermann-Berlin, 1891 V S. 249 f.). Es sei ferner daran erinnert, daß das Zentrum gelegentlich auch päpstliche Anweisungen ignorierte, so 1887 in der Septennatsfrage.

Digitized by Google

liegen die Absichten und Ziele des Papstes, seiner Nuntien, der politischen Parteien des Katholizismus und der bewußt katholischen Bevölkerung alle in derselben Linie, so verschieden diese Kräfte auch im Tempo, in der Taktik und in den Methoden ihrer Arbeit sein mögen.

Nach dem Abgang Bismarcks ruhte das Nuntiaturprojekt, bis es um die letzte Jahrhundertwende in der Zentrumspresse auftauchte. Die Gerüchte über die bevorstehende Errichtung einer Nuntiatur in Berlin wurden vermutlich von dem damaligen Zentrumsführer, Prof. Frh. v. Hertling, dem späteren Reichskanzler, in die Öffentlichkeit lanciert; Hertling trug sich mit der Hoffnung, als Vertreter des Reiches beim Hl. Stuhl akkreditiert zu werden.

Anschließend an die damaligen Pressenotizen warnte der bayerische Ministerpräsident Freiherr von Crailsheim am 8. Dezember 1899 in einem Gespräch mit dem Vertreter Preußens in München vor einer Nuntiatur: Unter den früheren Münchner Nuntien habe namentlich Monsignore Agliardi[37]) sich viel mit dem Projekt einer Nuntiatur in Berlin beschäftigt und auch öfter mit ihm akademisch die Frage erörtert; Herr Agliardi sei immer wieder darauf zurückgekommen, daß die Rangfrage für einen päpstlichen Nuntius in Berlin unüberwindliche Schwierigkeiten bieten würde; auch sei nach katholischer Auffassung es nicht recht denkbar, wie ein Nuntius erster Klasse ohne Pontifikalkirche auskommen und in einer Stadt residieren könne, in welcher keine Prozessionen erlaubt oder ortsüblich wären. Auf die Münchener päpstliche Vertretung übergehend, äußerte der bayerische Minister gegenüber dem Preußischen Gesandten, die Anwesenheit der Nuntiatur habe für Regierung und Volk viel mehr Unannehmlichkeiten als Nutzen im Gefolge; so streng auch Bayern immer den prinzipiellen Standpunkt gewahrt habe, daß dem Nuntius als Fremden absolut keine Jurisdiktion über den bayrischen Klerus zustehe, übe er de facto dennoch eine recht weitgehende Oberaufsicht aus. Er erinnere sich hierbei an eine Äußerung des Erzbischofs Thoma[38]), welcher den Nuntius Lorenzelli[39]) geradezu als seinen Vorgesetzten bezeichnete, dessen Anordnungen er sich unbedingt unterwerfen müsse. Der Minister fuhr fort, namentlich die Bischöfe wären innerlich höchst unzufrieden mit dem privilegierten Aufpasser, der sich oft direkt zwischen sie und ihren Diözesanklerus stellte, keiner aber hätte je gewagt, sich über dieses Mißverhältnis bei der Regierung zu beschweren; sollte der anscheinend bisher nur in der Luft schwebende Plan betreffs Berlin trotz aller Hindernisse etwa je durchgeführt werden, so fürchte er (Crailsheim), daß die dortige Regierung sehr üble Erfahrungen mit der neuen Einrichtung machen würde, wie ja auch die Führer des Zentrums doch nicht nur aus selbstischen Gründen Stellung gegen das Projekt zu nehmen scheinen.

Wie Crailsheim hier vorbringt, fürchteten auch einzelne - nicht dem Integralismus verfallene - Zentrumskreise, durch die Einführung eines Nuntius in Berlin eine Machteinbuße zu erleiden[40]).

---

[37]) 1889—1893 Nuntius in München.

[38]) Von 1889—1897 Erzbischof von München-Freising.

[39]) Von 1896—1899 Nuntius in München.

[40]) Vgl. Leitaufsatz der „Germania" Nr. 72 Berlin vom 29. 3. 1904.

Digitized by Google

Die römische Kurie hielt auch unter der Regierung Wilhelm II. (1888–1918) unentwegt an ihren Nuntiaturplänen fest, während Berlin bei der Ablehnung verharrte. So ist z. B. einem Bericht des damaligen preußischen Gesandten beim Hl. Stuhl, Rotenhan[41]), vom 20. Januar 1900 zu entnehmen, daß der päpstliche Diplomat Mgr. Tarnassi[42]) sich zu ihm (Rotenhan) geäußert habe, er glaube an seine demnächstige Petersburger Mission, denn Kaiser Nikolaus und der Papst wünschten sie; wäre erst in Rußland ein päpstlicher Vertreter, so werde man dann in Rom auch bestrebt sein, für Deutschland einen Nuntius zu erhalten; da die Kurie ernstlich die Nuntiatur wünsche, werde sie hierfür auch eine Form finden. – Hierzu machte Wilhelm II. die Randbemerkungen: „Ich danke schön dafür". „Ich will sie nicht."

1910 wurde die Nuntiaturfrage von ihren Befürwortern und Gegnern wieder in die deutsche Presseöffentlichkeit gezogen, bis schließlich der Ausbruch des Weltkrieges diese Angelegenheit zurücktreten ließ.

III.

Ihr langjähriges Ringen um die Berliner Nuntiatur konnte die römische Kurie schließlich erfolgreich zu Ende führen, als sich für sie nach dem Weltkrieg im demokratisch-parlamentarischen System eine grundlegend neue Situation ergab.

Schon während des Krieges 1914-1918 hatte die unter Zentrumseinfluß gekommene Reichsregierung „den Wunsch nach einer selbständigen diplomatischen Vertretung des Hl. Stuhls, und zwar in der dauernden Form einer Nuntiatur in Berlin geäußert... Im weiteren Verlauf der Anfang 1917 geführten Verhandlungen ergab sich dann, daß der Hl. Stuhl sehr geneigt war, eine Nuntiatur in Berlin zu errichten"[43]).

Nach dem Weltkriege forderte sowohl die Zentrumspartei (Rede ihres Führers Peter Spahn in der Reichstagssitzung vom 28. Februar 1919)[44]) wie auch die katholische Presse[45]) eine Vertretung des Gesamtreiches beim Hl. Stuhl und demgemäß eine Nuntiatur in Berlin. Insbesondere betrieb Erzberger mit großer Geschäftigkeit die Umwandlung der bestehenden Münchener Nuntiatur in eine Reichsnuntiatur zu Berlin.

Die damalige Reichsregierung verschloß sich den Wünschen des Zentrums nicht, zumal Papst Benedikt XV. mit Breve vom 2. April 1919 gegenüber „dem ausgezeichneten ehrenwerten Manne Friedrich Ebert" auf dessen Amtsantrittsanzeige (nach seiner Wahl zum Reichspräsidenten in der Weimarer Nationalversammlung) in sehr freundlichen Worten dem Wunsche Ausdruck gab, „daß die zwischen unserem Apostolischen Stuhl und dem Deutschen Reich bestehenden Beziehungen nicht nur unverändert bleiben, sondern noch fester werden sollen"[46]).

---

[41]) Von 1898—1907 Preußischer Gesandter beim Hl. Stuhl.

[42]) Bis dahin Internuntius in Den Haag und für Luxemburg. Auf Anordnung Leo XIII. mußte Tarnassi während der Friedenskonferenz 1899, zu der der Papst trotz seiner Anträge und Proteste nicht zugelassen wurde, seinen Amtssitz in Den Haag verlassen und sich in Luxemburg aufhalten.

[43]) Mathias Erzberger, Meine Erlebnisse im Weltkriege, Stuttgart und Berlin 1920, S. 49.

[44]) Nach Lama, Papst und Kurie in ihrer Politik nach dem Weltkriege, Illertissen 1925, S. 83.

[45]) Vgl. die Äußerungen des Jesuiten und späteren Kardinals Ehrle in der Flugschrift der „Stimmen der Zeit" (2. Heft) „Neudeutschland und der Vatikan" 1919.

[46]) Amtliches Wolffs Telegraphenbüro vom 16. 5. 1919. Auch bei Lama a. a. O. S. 84 f.

Digitized by Google

Der 1919 als Nachfolger des zurückgetretenen Otto von Mühlberg[47]) zum preußischen Gesandten beim Hl. Stuhl ernannte Diego Freiherr v. Bergen wurde dann im April 1920 zum Botschafter des Reiches beim Hl. Stuhl ernannt[48]) und der Münchener Nuntius Eugen Pacelli wurde daraufhin - ohne Widerspruch oder Widerstand von maßgebender Seite - am 30. Juni 1920 als erster Nuntius bei der Reichsregierung in Berlin beglaubigt.

Bei der Übergabe seines Beglaubigungsschreibens an den Reichspräsidenten Ebert hielt Nuntius Pacelli folgende Ansprache[49]):

„Herr Präsident! Es ist mir eine große Ehre, Ihnen, Herr Reichspräsident, das päpstliche Schreiben zu überreichen, welches mich als den ersten Apostolischen Nuntius bei dem Deutschen Reich beglaubigt. Die Errichtung der Reichsbotschaft bei dem Hl. Stuhl in Rom und die Gründung einer Apostolischen Nuntiatur in Berlin stellen ein Ereignis von historischer Bedeutung in der Entwicklung der Beziehungen zwischen dem Apostolischen Stuhl und Deutschland dar und gleichzeitig die feierliche Anerkennung des wohltätigen und unparteiischen Wirkens des Heiligen Vaters, der, erhaben über die menschlichen Leidenschaften, wie er während des Krieges der Verteidiger des Rechts, ein Bote der Liebe und ein Förderer eines gerechten Friedens war, so auch heute nicht aufhört, mit nimmer müder väterlicher Hand das durch den unseligen Kampf angerichtete Elend zu lindern und die Versöhnung der Völker machtvoll anzustreben, gestützt auf die christlichen Grundsätze von Wahrheit und Gerechtigkeit.

Um aber dem Deutschen Volke, das neuerdings so tiefgreifende Umwandlungen erfahren hat, die ständige Ruhe wiederzugeben, die für jeglichen dauerhaften Fortschritt notwendig ist, erachtet Seine Heiligkeit als von höchster Wichtigkeit die Eintracht zwischen den zwei Gewalten, der kirchlichen und der bürgerlichen. Aus diesem Grunde hat mir der allerhöchste Oberhirte den hohen Auftrag erteilt, mit den zuständigen Autoritäten die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Deutschland von neuem so zu regeln, wie es der neuen Lage und den heutigen Bedürfnissen entspricht. Bei dieser Mission für den Wiederaufbau und den Frieden, die mein erhabenster Souverän meinen schwachen Kräften anvertraut hat, habe ich die feste Zuversicht, daß mir die wirksame Mithilfe der hohen Reichsregierung nicht mangeln wird.

Was mich betrifft, so werde ich meine ganze Kraft daransetzen, die Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und Deutschland zu pflegen und weiter zu festigen, überzeugt, daß auf diese Weise, während die religiösen Interessen der katholischen Bevölkerung geschützt bleiben, andererseits auch das Wohl des Staates mächtig unterstützt und gefördert wird."

Der Reichspräsident nahm das Beglaubigungsschreiben entgegen und erwiderte mit folgenden Worten:

---

[47]) Von 1907—1919 preußischer Gesandter beim Hl. Stuhl.

[48]) Übergabe des Beglaubigungsschreibens an Benedikt XV. am 30. 4. 1920 (vgl. Lama a. a. O. S. 91).

[49]) Archiv für kath. Kirchenrecht, 100. Bd., Mainz 1921, S. 128 f.

Digitized by Google

„Herr Nuntius! Ich danke von Herzen für Ihre freundlichen Worte. Es ist mir eine ganz besondere Genugtuung, als ersten bei der Reichsregierung beglaubigten Botschafter den Apostolischen Nuntius begrüßen zu können, durch dessen Entsendung die längst erwünschten unmittelbaren diplomatischen Beziehungen zwischen dem päpstlichen Stuhl und der deutschen Regierung hergestellt werden. Gleich Eurer Exzellenz erblicke auch ich in der Errichtung der Deutschen Botschaft beim päpstlichen Stuhl und in der Apostolischen Nuntiatur in Berlin Errungenschaften von weittragender Bedeutung. Eine besondere Freude ist es mir, daß die Wahl Ihres erhabenen Souveräns gerade auf Euere Exzellenz gefallen ist, deren bisheriges erfolgreiches Wirken von so gründlicher Kenntnis und so verständnisvoller Beurteilung der deutschen Verhältnisse zeugt. Mit Ihnen, Herr Nuntius, denke ich die vor uns liegende Aufgabe, das Verhältnis zwischen Kirche und Staat in Deutschland, neu zu regeln. Das soll geschehen auf Grund der Verfassung der Republik, die vollste Gewissensfreiheit verbürgt. Die Reichsregierung ist sich bewußt, daß hier eine die berechtigten Interessen beider Teile dauernd befriedigende Einigung erstrebt werden muß. Sie dürfen des größten Verständnisses und Entgegenkommens auf deutscher Seite von vornherein versichert sein.

Darüber hinaus liegen vor uns allen Aufgaben von größtem Ernst. Die Beziehungen zwischen den europäischen Völkern müssen im Geiste des Friedens und Vertrauens wieder aufgerichtet werden. Deutschland ist entschlossen, hieran mit allen Kräften mitzuarbeiten. Soll diese weltgeschichtliche Aufgabe gelöst werden, dann müssen sich alle Völker zu dem Gedanken der Nächstenliebe und Versöhnung bekennen, deren unermüdlicher Verkündiger Seine Heiligkeit der Papst stets gewesen ist. Ich gedenke dabei seiner priesterlichen Mahnung zum Völkerfrieden, seiner nie rastenden Liebestätigkeit für die Kriegsgefangenen und die hungernden Kinder, seiner von heiligem Ernst erfüllten Kundgebung über die Wiederherstellung des Weltfriedens. Durch dieses von tätiger Menschenliebe getragene Wirken hat sich Seine Heiligkeit der Papst den Dank der ganzen Welt erworben.

Indem ich Ihr Beglaubigungsschreiben entgegenzunehmen die Ehre habe, heiße ich Eure Exzellenz im Namen der Regierung der deutschen Republik als ersten Apostolischen Nuntius in Berlin herzlich willkommen."

Damit hatte ein etwa 180 Jahre dauerndes heißes Ringen mit dem Siege der römischen Kurie geendet.

Die Münchener Nuntiatur blieb nach 1920 neben der Reichsnuntiatur erhalten. Pacelli versah in Personalunion zunächst beide Nuntiaturen und war vorerst meist in München, um das bayerische Konkordat unter Dach zu bringen. Erst nach dessen Abschluß nahm er 1925 dauernd in Berlin seinen Amtssitz; seine Münchener Nuntiatur gab er an den letzten Nuntius in Bayern, Vasallo Torregrossa, ab. Pacelli wurde 1925 zugleich auch bei der preußischen Staatsregierung beglaubigt, um Konkordatsverhandlungen mit Preußen führen zu können.

Nichts beweist nach außen hin das „Vordringen Roms auf märkischem Sande" während der Zentrumsherrschaft in der traurigsten Zeit jüngster deutscher Geschichte so

Digitized by Google

sehr, wie die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Berlin. Einen Einblick in die Aktivität Pacelli's, soweit sie äußerlich feststellbar ist, gibt das Sammelwerk des ehemaligen Zentrumsführer, Prälaten Kaas, über diesen ersten Berliner Nuntius[50]). „Als Doyen des Diplomatischen Korps hat Nuntius Pacelli in kürzester Frist sich in der Reichshauptstadt amtlich, gesellschaftlich und menschlich eine geradezu einzigartige Stellung geschaffen. Das stille Nuntiaturpalais in der Rauchstraße des Berliner Westens wurde im Laufe der wenigen Jahre, die es ihn beherbergte, zu einem Zentrum kirchlichen und diplomatischen Lebens, zum Schauplatz wichtigster Beratungen und Entscheidungen, zum Ausgangspunkt bedeutsamer Anregungen. Die Achtung und Verehrung, die der päpstliche Gesandte sich in allen Kreisen der Hauptstadt, weit über den Rahmen der katholischen Kirche hinaus errungen hat, sind ein eindrucksvoller Beweis für die moralischen Eroberungen, die seine makellose, ritterliche und gütige Persönlichkeit auf dem harten Boden Berlins in geradezu überraschendem Maße gemacht hat. Er hat die päpstliche Nuntiatur... in der öffentlichen Meinung seelisch fundiert und heimisch werden lassen. Alles in allem genommen, darf Rom heute mit innerster Befriedigung die Tatsache feststellen, daß der Einzug seines Vertreters und die päpstliche Fahne auf dem Nuntiaturgebäude in der Reichshauptstadt eine Ara stiller Aufbau- und Friedensarbeit im Dienst der Kirche... eingeleitet hat"[51]).

Pacelli wurde am 16. Dezember 1929 zum Kardinal kreiert, verließ daraufhin Berlin, wurde am 1. Februar 1930 zum Kardinalstaatssekretär bestellt und am 2. März 1939 zum Papst (Pius XII.) gewählt.

Das nationalsozialistische Regime hat 1933 die Nuntiatur in Berlin belassen, doch wurde 1934 die Bayerische Sondernuntiatur sowie die Beglaubigung des Nuntius bei Preußen beseitigt. Seitdem ist der Nachfolger Pacellis, Cesare Orsenigo[52]), nur mehr bei der Reichsregierung beglaubigt.

---

[50]) Ludwig Kaas, Eugen Pacelli, erster Apostolischer Nuntius beim Deutschen Reich, Gesammelte Reden, Buchverlag Germania 1930.

[51]) Kaas a. a. O. S. 20 f.

[52]) Geb. 1873 in Olginate bei Mailand, 1922—25 Internuntius in Den Haag, 1925—30 Nuntius in Budapest.

Digitized by Google

II.

Der Nuntius als Doyen des Diplomatischen Korps [1])

Von Sebastian Schröcker

Die Rangfrage ist im Diplomatischen Korps keineswegs nur eine Frage der Etikette. Sie ist eine Frage des politischen Prestiges. In besonderem Maße gilt das für den mit Zähigkeit verfochtenen Anspruch des Päpstlichen Stuhles, daß seinem Nuntius der erste Rang unter den Diplomaten zuerkannt werden müsse. Hinter einem Nuntius steht nicht die politische Macht eines Staates, die seinem Wort Gewicht gibt und im Ernstfall „die Fortsetzung der Diplomatie mit anderen Mitteln", die kriegerische Auseinandersetzung, gestattet. Ihm sollen daher andere Mittel zur Verfügung stehen, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der Regierung auf sich zu lenken und die „moralische Großmacht" des Papsttums so zu vertreten, daß sie auch in der Reihe der ersten staatlichen Mächte ihren Platz zu behaupten vermag. Als besonders geeignetes Mittel gilt dem Päpstlichen Stuhl das Amt des Doyens, das dem Nuntius die Möglichkeit gibt, innerhalb des Diplomatischen Korps die erste Rolle zu spielen. Aufgabe des Doyens ist es, bei offiziellen Anlässen, wie Neujahrsempfang, Glückwunsch- und Beileidsbezeigungen usw. als Sprecher des Diplomatischen Korps aufzutreten, bei offiziellen Diplomatenessen den Ehrenplatz rechts vom Staatsoberhaupt oder dem sonstigen Gastgeber einzunehmen, neu angekommene Diplomaten bei den übrigen Mitgliedern des Diplomatischen Korps einzuführen, gelegentlich auch gemeinsame Wünsche oder Vorstellungen des Diplomatischen Korps der Regierung des Aufenthaltslandes zu übermitteln. Es ist einleuchtend, daß einem gewandten und als Persönlichkeit geachteten Diplomaten das Amt des Doyens viele Möglichkeiten bietet, politische Verbindungen anzuknüpfen, Informationen zu erhalten und im Sinne seines Auftraggebers politischen Einfluß auszuüben. Es ist deshalb verständlich, daß die Kurie, die gezwungen ist, im Verkehr mit den Regierungen das Fehlen äußerer Macht durch geschickte Diplomatie mindestens teilweise zu ersetzen, auf das Doyennat ihrer Vertreter entscheidendes Gewicht legt. Der Staatssekretär Benedikts XV. und Pius XI., Kardinal Gasparri (1914-1930), soll wiederholt geäußert haben, er werde eher seinen Nuntius abberufen als auf das Doyennat verzichten. Ein weiterer Grund, weshalb der Vatikan dem Doyennat so großen Wert beimißt, mag darin liegen, daß eine führende Stellung des Päpstlichen Vertreters im Diplomatischen Korps jene Zweifel an der Berechtigung seines diplomatischen Charakters zurückzudrängen geeignet ist, die sich darauf stützen, daß er nicht als Vertreter eines Staates, etwa der Città del Vaticano, auftrete, sondern die Interessen der katholischen Kirche des betreffenden Landes, also innenpolitische Aufgaben wahrnehme.

Das völkerrechtliche und kirchenrechtliche Schrifttum behandelt die Doyennatsfrage nur ganz oberflächlich. Im völkerrechtlichen Schrifttum wird der Vorrang der Nuntien, soweit er überhaupt erwähnt wird, in der Regel auf die katholischen Staaten und auf

[1]) Die folgenden Ausführungen sind die gekürzte Wiedergabe eines Vortrags, der im Jahre 1939 im Ausschuß für Religionsrecht der Akademie für Deutsches Recht in Berlin gehalten wurde.

Digitized by Google

die Nuntien beschränkt, den Internuntien dagegen nicht zugebilligt. Das kirchenrechtliche Schrifttum begnügt sich im allgemeinen mit dem Satze, daß da, wo ein Nuntius vorhanden sei, diesem der Vorrang gegenüber allen übrigen Mitgliedern des Diplomatischen Korps zustehe. Eingehendere Ausführungen enthält jedoch das Lehrbuch der päpstlichen Diplomatie, das der frühere Professor an der päpstlichen Diplomatenschule (accademia dei Nobili ecclesiastici), Adolfo Giobbio, im Jahre 1899 herausgegeben hat, und in dem der Frage des Vorrangs der Nuntien und Internuntien mehrere Seiten gewidmet sind[2]). Mit Rücksicht auf die Stellung des Verfassers und die Empfehlung des damaligen Kardinal-Staatssekretärs Rampolla darf es in besonderem Maße als Ausdruck kurialer Gedankengänge gelten. Ganz allgemein, wenn auch mit dürftiger und anfechtbarer Beweisführung, vertritt Giobbio die Geltung eines Rechtssatzes, daß in allen Staaten, in denen ein Nuntius beglaubigt sei, dieser Decanus natus des Diplomatischen Korps sei; diese Stellung müsse von katholischen und nichtkatholischen Staaten und ohne Rücksicht darauf, ob sie das Wiener Abkommen von 1815 unterzeichnet hätten oder nicht, anerkannt werden.

Mag Giobbio mit dieser These der geschichtlichen Entwicklung vorausgeeilt sein; Tatsache ist, daß es der Kurie, wie teilweise schon im Laufe des 19. Jahrhunderts, so vor allem während der nach dem Weltkrieg einsetzenden Konkordatsära gelungen ist, für ihre sämtlichen Nuntien die Doyennatsstellung zu erreichen.

Zur Begründung des Anspruches auf das Doyennat pflegt sich die Kurie auf das Wiener Rang-Reglement vom 19. März 1815 zu berufen. Der Wiener Kongreß hatte sich die Aufgabe gestellt, die zahlreichen Rangstreitigkeiten der diplomatischen Vertreter untereinander durch eine einfache und klare Rangordnung zu beseitigen. Bis zum Wiener Kongreß wurde der Rang des diplomatischen Vertreters nach dem Rang seines Monarchen bestimmt. Aus der Reihe der diplomatischen Vertreter wurden jene hervorgehoben, deren Vorrecht es war, den Monarchen ausschließlich zu repräsentieren. Aber den Rang der Monarchen selbst konnte jedoch niemals volle Einigkeit erzielt werden. Die päpstlichen Rangordnungen der christlichen Staaten, deren letzte Papst Julius II. im Jahre 1504 erlassen hatte, hatten zwar eine über das Zeremoniell des päpstlichen Hofes hinausgehende Bedeutung, niemals aber allgemeine Anerkennung erlangt[3]). Das etikette-freudige 18. Jahrhundert, in dem die politischen Aufgaben der Gesandten und auch der Nuntien nicht selten hinter der Pflicht zur Repräsentation zurücktreten mußten, kannte Rangstreitigkeiten ohne Ende[4]).

Der Wiener Kongreß teilte die diplomatischen Vertreter in drei Klassen ein, nämlich Botschafter, Gesandte und Geschäftsträger. Legaten und Nuntien zählten zur ersten Klasse[5]). Innerhalb der einzelnen Klassen sollte für den Rang die Anciennität entscheiden, d. h. der nach dem Datum der offiziellen Notifikation seiner Ankunft

[2]) Lezioni di Diplomazia Ecclesiastica dettate nella Pont. Acad. dei Nob. Eccl. Roma 1899, 1. Bd. S. 447 ff. n. 402 ff.

[3]) Vgl. Johann Christian Hellbach, Handbuch des Rangrechts, Ansbach 1804, S. 64 f.

[4]) Über die Beteiligung der Päpstlichen Nuntien an den Rangstreitigkeiten vgl. Al. Meister, Kleiner Beitrag zur Geschichte der Nuntiaturen, in: Röm. Qu. Schr. f. Christl. Alterthumskunde u. f. Kirchengeschichte, 5. Jg., Rom 1891, S. 165 f.. Vergl. ferner die zahlreichen Abhandlungen „de jure praecedentiae" bei A. Miruß, Das Europäische Gesandschaftsrecht, Bd. 2, 1897, S. 83 f.

[5]) Ständige Internuntiaturen wurden erst seit dem Jahre 1828 eingerichtet und sind deshalb im Wiener Rangreglement noch nicht berücksichtigt.

Digitized by Google

durch den Empfangsstaat früher beglaubigte Vertreter sollte dem später beglaubigten im Range vorgehen. Dieses Anciennitätsprinzip bedeutete gegenüber dem bisherigen System, das den Rang des diplomatischen Vertreters nach dem Rang des Souveräns bestimmte, der ihn entsandte, eine grundlegende Neuerung. Es beruht auf dem die liberale Völkerrechtstheorie kennzeichnenden Gedanken der juristischen Gleichheit der Staaten[6]). An die Stelle des Monarchen war der Staat getreten.

Für die päpstlichen Vertreter enthält Art. IV Abs. 2 des Wiener Rangreglements[7]) folgende Bestimmung: „le présent règlement n'apportera aucun'innovation relativement aux représentants du Pape" (Diese Regelung bringt keine Neuerung hinsichtlich der päpstlichen Vertreter mit sich). Diese für sich allein wenig besagende Klausel wird erst durch ihre Entstehungsgeschichte voll verständlich, die uns durch die Berichte des päpstlichen Vertreters auf dem Wiener Kongreß, des Kardinals Consalvi, die von der Kurie im Jahre 1899 in einer Druckschrift veröffentlicht wurden[8]), sowie in Briefen Consalvis an den Kardinal-Staatssekretär Pacca[9]) eingehend geschildert ist.

Im ersten Entwurf, der von den Vertretern der acht Signatarstaaten des Pariser Friedens, nämlich den vier katholischen Mächten Österreich, Spanien, Frankreich, Portugal und den vier nichtkatholischen Mächten Rußland, England, Preußen und Schweden aufgestellt war, war für die päpstlichen Vertreter keine Sonderbestimmung vorgesehen, so daß auch für sie das Anciennitätsprinzip maßgebend geworden wäre. Consalvi hörte eines Tages mit Überraschung, daß der Kongreß sich auch mit der Frage der diplomatischen Vertreter befassen werde und daß bereits ein Ausschuß zur Prüfung der Frage gebildet worden sei. Durch den Berichterstatter des Ausschusses, den französischen Gesandten Graf de la Tour du Pin, wurde er über den Inhalt der geplanten Regelung unterrichtet. In einer Reihe von Unterredungen mit dem französischen Gesandten, dem preußischen Gesandten v. Humboldt und dem englischen Außenminister Castlereagh suchte Consalvi zu erreichen, daß den päpstlichen Vertretern abweichend von der allgemeinen Regelung grundsätzlich der Vorrang eingeräumt werde. An Pacca schreibt er, es sei für ihn sehr schwierig, für den Papst, einen Priester, den Vorrang zu beanspruchen, während Kaiser und Könige bereit seien, auf die bisherige Vorrangstellung ihrer Vertreter zu verzichten. Er habe deshalb vor allem den religiösen Charakter, der den Papst von den weltlichen Herrschern unterscheide, betont, wogegen ihn der französische Gesandte auf die Schwierigkeiten hingewiesen habe, die gerade dieser Gesichtspunkt bei den Vertretern der nichtkatholischen Mächte im Gefolge haben müßte. Verschiedene Formulierungen, die er nacheinander in Vorschlag gebracht habe, seien an dem Widerstand des englischen Vertreters gescheitert, der erklärt habe, daß die Engländer zwar jederzeit dem Vertreter des Papstes „par politesse" den Vorrang

[6]) David Jayne Hill, The classification of diplomatic agents, in: The Americain Journal of International Law, Vol. 21, 1927, S. 737—742.

[7]) Johann Ludwig Klüber, Acten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815, 6. Bd., 21.—24. Heft, Erlangen 1816, S. 204, Nr. 17; Friedr. Aug. von Mosbamm, Über den Rang der europäischen Mächte und ihrer diplomatischen Agenten. Ein kleiner Kommentar über das auf dem Wiener Kongreß verfaßte Règlement sur le rang entre les agents diplomatiques (19 mars 1815), Sulzbach 1819.

[8]) Il congresso di Vienna del 1815 e la Precedenza dei Rappresantanti Pontificii nel Corpo Diplomatico; Roma, tipografia Vaticana 1899.

[9]) P. Ilario Rinieri, La diplomazia pontificia nel secolo XIX. Vol. V, Torino 1903.

Digitized by Google

einräumten, daß er aber nicht einer Vorrangstellung der päpstlichen Vertreter als Prinzip zustimmen könne. Auch Rußland, Preußen und Schweden ständen im Grunde genommen auf dem gleichen Standpunkt. Humboldt habe gemeint, die katholischen Mächte würden den päpstlichen Vertretern den Vorrang von selbst einräumen; gegenüber nichtkatholischen Mächten könne sich die Kurie, ehe sie einen Nuntius entsende, durch Sonderabmachungen sichern.

Schließlich gelangte die schon erwähnte Formulierung zur Annahme, daß, was die Vertreter des Papstes betreffe, diese Regelung keine Neuerung einführe. Im Protokoll der entscheidenden Sitzung vom 20. Januar 1815, in der die Einfügung des Zusatzes beschlossen wurde, ist noch bemerkt, daß die Vertreter der Mächte keine Schwierigkeit darin gesehen hätten, daß bezüglich der Vertreter des Papstes nichts geregelt werde[10]).

Da bis zum Jahre 1815 der Vorrang der päpstlichen Vertreter nur bei den katholischen Mächten anerkannt war und es ständige päpstliche Vertreter nur in den wichtigsten katholischen Ländern gab, war damit erreicht, daß - trotz des Anciennitätsprinzips - bei den katholischen Mächten der Vorrang der päpstlichen Vertreter erhalten blieb[11]). Die völkerrechtliche Praxis seit 1815 bis zum Weltkrieg 1914-1918 hat einen allgemeinen Vorrang der päpstlichen Vertreter nicht anerkannt; doch hat die Kurie in der Gegenwart überall, wo sie eine diplomatische Vertretung besitzt, praktisch ihr Ziel erreicht. Nicht selten hatte es dazu wechselvoller diplomatischer Verhandlungen bedurft, selbst in katholischen Staaten, wie die zahlreichen Präzedenzstreitigkeiten der päpstlichen Vertreter in fast allen südamerikanischen Staaten während des 19. Jahrhunderts zeigen. Bemerkenswert ist, daß dem päpstlichen Vertreter, vor allem in den südamerikanischen Staaten, der Vorrang in der Regel nur „aus Courtoisie", unter Verwahrung hinsichtlich des Rechtsstandpunktes, eingeräumt wurde.

Lehrreich ist die Regelung der Doyennatsfrage in nichtkatholischen Ländern, in denen Nuntiaturen oder Internuntiaturen eingerichtet wurden.

In der Schweiz wurde die seit 1874 aufgehobene Nuntiatur im Jahre 1920 wieder eingerichtet. Wohl mit Rücksicht auf den Widerspruch, den diese Maßnahme in den Kreisen der protestantischen Bevölkerung auslöste, weigerte sich aber der Bundesrat, den Nuntius als Doyen anzuerkennen und der Vertreter Frankreichs als einziger Botschafter blieb zunächst in diesem Amte. Die Regierung stellte sich auf den Standpunkt, die Schweiz sei kein katholisches Land und deshalb gelte der Grundsatz der Anciennität. Nuntius Maglione, der spätere Kardinal-Staatssekretär, berief sich, wie schon er-

[10]) Guiseppe Gallavresi, Le prince de Talleyrand et le cardinal Consalvi. Revue des Questions historiques, Bd. 77, N. S. 33, 1905, S. 166. Vergl. Rinieri a. a. O. S. 155 f.

[11]) Bei Johann Jacob Moser, dessen Schrift „Der Belgradische Friedensschluß zwischen Ihro Römisch-Kayserl. Majestät und der Ottomanischen Pforte" mit einer Vorrede über die Gattungen der Gesandten im Jahre 1740 erschien, findet sich auf S. 18 folgende Bemerkung: „Denen Ambassadeurs kommen die päpstliche Nuncii gleich und haben diese an denen Höfen derer katholischen Potenzien den Rang vor allen Ambassadeurs." Die Evangelischen seien nicht so „complaisant". Er erwähnt ein Beispiel von der Frankfurter Königswahl des Jahres 1711, bei der auf Beschluß des aus Katholischen und Evangelischen bestehenden kurfürstlichen Kollegiums der Päpstliche Nuntius nicht einmal den kurfürstlichen Gesandten gleichgestellt worden sei. — Die Kurie weist außerdem darauf hin, daß bei zwei russischen Krönungsfeierlichkeiten im 18. Jahrhundert dem päpstlichen Vertreter der Vorrang eingeräumt worden sei. Vergl. Giobbio a. a. O. S. 468.

Digitized by Google

wähnt, darauf, daß der Schweizer Nuntius vor und nach 1815 bis zur Aufhebung der Nuntiatur im Jahre 1874 gegenüber dem französischen Botschafter den Vorrang gehabt habe. Im Januar 1922 erklärte sich die französische Regierung damit einverstanden, daß der päpstliche Nuntius an Stelle des französischen Botschafters den Vorsitz erhalte. Das Nachgeben der französischen Regierung war vermutlich auf die Tätigkeit des Pariser Nuntius Ceretti zurückzuführen, der selbst nach der wenige Monate vorher erfolgten Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen Regierung und dem Vatikan sofort das Doyennat über das Diplomatische Korps in Paris übernommen hatte. Das Entgegenkommen der französischen Regierung mag auch mit deren Streben nach dem Protektorat über die syrischen Christen (Accord von 1924) in Zusammenhang stehen. Der Schweizer Bundesrat beschäftigte sich noch ein volles Jahr mit dieser Frage, bis er im Januar 1923 den Verzicht des französischen Botschafters zur Kenntnis nahm. Die Frage scheint aber bei dem Nuntiaturwechsel im Jahre 1935, als Maglione nach Paris berufen wurde, nicht wieder aufgegriffen worden zu sein.

In den Niederlanden wandte sich nach der Wiedererrichtung der Internuntiatur im Jahre 1921 der neu ernannte Internuntius Vincentini ohne Erfolg an den damaligen Doyen, den portugiesischen Gesandten Sandos Bandeira, mit der Aufforderung, ihm das Doyennat zu überlassen. Wenn Vincentini schon nach wenigen Monaten als Apostolischer Legat nach Konstantinopel, also auf einen dem Rang nach geringeren Posten versetzt wurde, so werden dazu seine wenig glücklichen Versuche, das Doyennat zu erreichen, nicht unwesentlich beigetragen haben. Die Kurie hat dann von einer Besetzung der Internuntiatur im Haag abgesehen und die Geschäfte durch einen Auditor der Nuntiatur in Brüssel führen lassen. Nach dem Annuario Pontificio von 1939 ist in Holland seit dem 13. Juni 1935 ein „**Nuntio Internunzio Apostolico**“ beglaubigt. Dies entspricht der vom Vatikan in neuerer Zeit konsequent befolgten Politik, in Ländern, in denen dem Internuntius das Doyennat nicht zuerkannt wird, **ad hoc** einen Nuntius zu ernennen, der dann ohne weiteres allen Gesandten im Rang vorgeht. Estland, das noch im Jahre 1930 den Vorrang des Internuntius nicht anerkannt hatte, erhielt 1935 einen Apostolischen Nuntius.

Im Jahre 1939 bestanden im ganzen 33 Nuntiaturen und 3 Internuntiaturen (Niederlande, Luxemburg und Litauen)[12]). Sämtliche Nuntien waren Doyens in den betreffenden Diplomatischen Korps und zwar auch in den nichtkatholischen Ländern wie Deutschland, Schweiz, Jugoslawien und Rumänien; ebenso waren die Internuntien Doyens mit der Maßgabe, daß in den Niederlanden der Internuntius den Rang eines Nuntius hatte.

In Deutschland wurde die Frage des Doyennats akut, als der Nuntius Pacelli am 9. Dezember 1929 sein Abberufungsschreiben überreichte. Pacelli war bisher unbestritten Doyen gewesen, aber nicht in seiner Eigenschaft als Nuntius, sondern auf Grund der Anciennität. Von allen Diplomaten im Botschafterrang war er der erste, der nach dem Weltkrieg dem Auswärtigen Amt seine Ankunft in Berlin amtlich mitgeteilt hatte. Eigentlich hatten die Entente-Mächte, als sie die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland wieder aufnahmen, beschlossen, daß der franzö-

[12]) Apostolische Delegaturen mit diplomatischem Charakter gibt es seit 1916 nicht mehr.

Digitized by Google

sische Botschafter Doyen werden sollte. Er erschien am 1. Juli, aber Pacelli war ihm – und wohl nicht nur aus Zufall – um einen Tag zuvor gekommen. Obwohl Pacelli mit Rücksicht auf die Konkordatsverhandlungen mit Bayern tatsächlich noch mehrere Jahre in München blieb, wurde seine Ankunft doch um einen Tag früher als die des französischen Botschafters notifiziert. Die Rolle des wirklichen Doyens spielte in dieser Zeit allerdings, soweit es die Fragen der Etikette betraf, der britische Botschafter Lord d'Abernon, der alle schwierigen Fragen des Diplomatischen Korps mit der Autorität erledigte, die man ihm schweigend einräumte, während seine Gemahlin, als rangälteste Botschafter-Gattin, die Funktionen der Doyenne wahrnahm, die neben gesellschaftlicher Repräsentation vor allem in der Einführung neu angekommener Diplomaten-Gattinnen bei den Gattinnen der Minister und der übrigen Diplomaten bestehen.

Als im Jahre 1929 Nuntius Pacelli zum Kardinal kreiert wurde, um an Stelle des zurückgetretenen Kardinal-Staatssekretärs Gasparri die Leitung des Staatssekretariats in Rom zu übernehmen, war zu erwarten, daß von der Kurie der Wunsch ausgesprochen würde, daß das Doyennat auch seinem Nachfolger verbleiben möchte. In den Regierungskreisen und auch in den Kreisen der Diplomatie war man geneigt, den kommenden Nuntius wieder Doyen werden zu lassen, und zwar nicht so sehr mit Rücksicht auf die Persönlichkeit Pacellis, der seines Amtes als Nuntius und Doyen geschickt gewaltet hatte, sondern weil die augenblicklichen politischen Verhältnisse den Übergang des Doyennats auf den nächsten rangältesten Botschafter unerwünscht und die Beibehaltung des bisherigen Zustandes als die günstigste Lösung erscheinen ließen.

Rangältester Botschafter war nämlich der Botschafter Sowjet-Rußlands Krestinski. Wäre Krestinski Doyen geworden, so wären politische Schwierigkeiten zu befürchten gewesen, weil noch nicht alle Staaten die Sowjet-Union anerkannt hatten, so insbesondere die Vereinigten Staaten von Amerika, die Schweiz und Schweden. Die diplomatischen Vertreter dieser Staaten lehnten den Verkehr mit dem russischen Botschafter ab. Schon im Jahre 1926 war der Fall eingetreten, daß nach Abberufung des britischen Botschafters, da der im Rangalter nachfolgende spanische Botschafter Solar verwitwet war, die Gemahlin des russischen Botschafters, Frau Krestinski, als Doyenne fungieren sollte, und zwar gerade bei der Einführung der Gattin des neuernannten amerikanischen Botschafters, dessen Heimatstaat die Sowjet-Union damals noch nicht anerkannte. Die Schwierigkeit wurde damals in der Weise behoben, daß die Gattin des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt, von Schubert, die Rolle der Doyenne übernahm[13]).

Unter diesen Umständen war die Frage zu klären, ob der päpstliche Nuntius einen völkerrechtlichen Anspruch auf das Doyennat besitzt und ob über die Frage der Einräumung die Reichsregierung oder das Diplomatische Korps selbst zu entscheiden habe. Wollte man einen von allen diplomatischen Vertretern zu achtenden Rechtsanspruch des Nuntius auf das Doyennat nicht anerkennen, andererseits aber doch dem nächst ankommenden Nuntius wieder das Doyennat zugestehen, dann war die Zustimmung sämtlicher der Anciennität nach im Range vorgehenden Botschafter erforderlich, also

[13]) Vergl. Vossische Zeitung, Nr. 458/A 232 vom 28 September 1926; Das 12-Uhr-Blatt, Nr. 259 vom 4. Nov. 1926; Manchester Guardian vom 8. Nov. 1926; Daily Telegraph vom 16. Nov. 1926.

Digitized by Google

auch die Zustimmung des sowjet-russischen Botschafters, da Sowjet-Rußland an der Reihe war, den Doyen zu stellen. Die Reichsregierung wählte den Weg der Fühlungnahme mit dem Diplomatischen Korps.

Am 16. Dezember 1929 fand in der Abwesenheit des sowjetrussischen Botschafters Krestinski eine durch die Tagespresse bekanntgewordene Diplomatenkonferenz statt, deren überwiegende Mehrheit für das Doyennat des Nuntius stimmte[14]). Im März des folgenden Jahres wurde in einer Pressenotiz - sie wurde in mehr oder weniger ausführlicher Form in der gesamten Tagespresse wiedergegeben[15]) - die Lösung der Doyennatsfrage der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Es wurde darin mitgeteilt, die Deutsche Reichsregierung habe sich nach Fühlungnahme mit dem Diplomatischen Korps entschlossen, dem bei ihr jeweils beglaubigten Nuntius künftig aus Gründen der Courtoisie das Dekanat zuzugestehen. Dies habe der sowjetrussische Botschafter Krestinski in seiner Eigenschaft als rangältester Missions-Chef sämtlichen in Berlin beglaubigten Missions-Chefs mitgeteilt. Aus der Tatsache, daß der sowjetrussische Botschafter die Mitteilung des Beschlusses der Reichsregierung an die übrigen diplomatischen Vertreter selbst übernommen hat, geht hervor, daß auch die Sowjet-Union mit der Einräumung des Doyennats an den Nuntius einverstanden war und zugunsten des Nuntius auf das Doyennat ihres Botschafters verzichtet hatte.

In der halbamtlichen Pressenotiz wurde außerdem hervorgehoben, daß ein Rechtsanspruch der Kurie auf das Dekanat in Berlin nicht habe anerkannt werden können und daß auch einige praktische Erwägungen deutscherseits gegen ein ständiges Dekanat des Nuntius gesprochen hätten.

Die Klausel, daß das Doyennat „aus Gründen der Courtoisie" zugestanden werde, wurde also halbamtlich dahin gedeutet, daß damit ein Rechtsanspruch des päpstlichen Nuntius auf das Doyennat abgelehnt werde und zwar nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft. Man glaubte also in der Wendung „aus Gründen der Courtoisie" die Möglichkeit offengelassen zu haben, das Zugeständnis zu widerrufen, falls in der Zukunft die Voraussetzungen für einen solchen Höflichkeitserweis in den Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der Kurie nicht mehr gegeben seien. Diese Erklärung scheint gegeben worden zu sein, um beruhigend auf jene Kreise zu wirken, die einer Ausdehnung des päpstlichen Einflusses in Deutschland mit Mißtrauen gegenüberstanden und denen gegenüber die Reichsregierung, die parlamentarische Rücksichten zu nehmen hatte, nicht als allzu romfreundlich erscheinen wollte.

Im Schlußprotokoll zu Artikel 3 des Reichskonkordats vom 26. Juni 1933 wurde festgelegt, der Nuntius in Berlin sei Doyen des dort akkreditierten Diplomatischen Korps entsprechend dem Notenwechsel zwischen dem Auswärtigen Amt und dem päpstlichen Geschäftsträger Centos vom 11. und 27. März 1930[16]). Eine Klarstellung darüber, ob die Reichsregierung ihre frühere Auffassung, es handle sich nicht um die Einräumung eines ständigen Dekanats, aufgegeben habe, ist mit dieser Bestimmung

[14]) Germania vom 30. Dez. 1929 und vom 1. Jan. 1930. — [15]) Vgl. z. B. Germania vom 28. April 1930; Vossische Zeitung vom 28. April 1930; Frankfurter Zeitung vom 29. April 1930. — Ferner Hermelink in „Christliche Wissenschaft" 1930 S. 235 ff.

[16]) Der im Schlußprotokoll zu Art. 3 des Reichskonkordats erwähnte Notenwechsel zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Geschäftsträger der päpstlichen Nuntiatur vom 11. und 27. März 1930 wurde bisher nicht veröffentlicht. Die Note des Auswärtigen Amts dürfte inhaltlich der Mitteilung des sowjetrussischen Botschafters an die diplomatischen Missionen entsprechen.

Digitized by Google

nicht erfolgt. Durch die Bezugnahme auf den Notenwechsel der Jahres 1930 ist die Frage nach der rechtlichen Bedeutung der damaligen Erklärungen offengeblieben. Ihre Beantwortung setzt Klarheit über die Rechtsgrundlagen, auf die der kuriale Anspruch auf das Doyennat gestützt werden kann, voraus.

Obwohl gegenwärtig sämtliche Nuntien Doyens ihrer Diplomatischen Korps sind, so beruht ihre Stellung doch nicht, wie im Schrifttum unter Hinweis auf das Wiener Rangreglement von 1815 fast allgemein angenommen wird, auf einem einheitlichen Rechtsgrunde.

Es kann sein, daß der Nuntius das Doyennat nur auf Grund des Anciennitätsprinzips und für seine Person (de facto) innehat. Ist er gleichzeitig nicht der am längsten akkreditierte Botschafter, dann setzt diese Rangstellung voraus, daß alle nach dem Anciennitätsprinzip dem Nuntius im Range vorgehenden Vertreter auf ihren Vorrang zugunsten des Nuntius verzichtet haben. Da die Doyennatsfrage gewöhnlich aktuell wird, wenn ein Nuntius neu ernannt werden soll, muß der Verzicht praktisch von allen Botschaftern ausgesprochen werden. Die Zustimmung der diplomatischen Vertreter anderer Rangklassen, der Gesandten, Geschäftsträger usw., dagegen ist nicht erforderlich, da ihnen der Nuntius auf jeden Fall im Rang vorgeht. Aus diesem Grund ernennt ja der Päpstliche Stuhl bei Regierungen kleinerer Staaten, in denen das Diplomatische Korps nur aus Gesandten, Geschäftsträgern usw. besteht und in denen auch der Päpstliche Stuhl nur eine Internuntiatur besitzt, wenigstens **ad hoc** einen Nuntius, falls dem Internuntius das Doyennat nicht zugestanden würde. Dem Vorrang des Nuntius widersprechende Botschafter können auch durch Mehrheitsbeschluß des Diplomatischen Korps nicht in ihrem Rang zurückgesetzt werden.

Eine solche Regelung gilt in der Regel nur für den einzelnen Fall, in dem die zur Zeit akkreditierten Botschafter auf ihren Vorrang verzichten. Was bedeutet in solchen Fällen die Einräumung des Doyennats „aus Gründen der Courtoisie"?

Vom Standpunkt des zurücktretenden Botschafters oder Staates bedeutet es nichts anderes, als daß der Zurücktretende sich vorbehält jederzeit, wenn die Voraussetzungen für einen solchen Höflichkeitsakt in den gegenseitigen Beziehungen nicht mehr gegeben sind, den ihm nach dem Anciennitätsprinzip zukommenden Rang wieder in Anspruch zu nehmen. Als Präzedenzfall kann hier der Fall des Internuntius Macchi in Rio de Janeiro im Jahre 1900 erwähnt werden, dem der italienische Gesandte aus Höflichkeit das Doyennat überlassen hatte, dann aber im Verlauf eines persönlichen Streites zwischen ihm und dem Internuntius in einem Rundschreiben an seine Kollegen das Doyennat selbst wieder in Anspruch genommen hatte. Mit dem Widerruf des aus Courtoisie eingeräumten Vorrangs tritt ohne weiteres wieder das Anciennitätsprinzip in Kraft. In den zahlreichen Fällen, in denen den Internuntien in den südamerikanischen Staaten das Doyennat aus Courtoisie eigeräumt wurde, geschah dies nur **ad hoc**. Der Entstehung eines Gewohnheitsrechts zugunsten des jeweiligen Nuntius sucht man in der Regel durch eine ausdrückliche Rechtsverwahrung vorzubeugen. Es ist aber auch möglich, daß die beteiligten Staaten in alle Zukunft auf das Vorrecht ihrer Vertreter dem Nuntius gegenüber verzichten, indem sie erklären, daß sie auch in Zukunft nicht beabsichtigen, den Vorrang ihrer Vertreter geltend zu machen. In diesem Sinne ist z. B. die Erklärung der französischen Regierung im Berner Doyennatsstreit der Jahre 1921-22 aufzufassen. Da in Bern nur ein Botschafter, der

Digitized by Google

französische, beglaubigt war, bedeutete dieser Verzicht der französischen Regierung de facto die dauernde Vorrangseinräumung an den Nuntius trotz der ausdrücklichen Rechtsverwahrung der Berner Bundesregierung.

Der Vorrang kann dem Nuntius auch aus Rechtsgründen (de jure) eingeräumt sein. Dies geschieht entweder durch Anerkennung eines schon vorhandenen Rechtssatzes, daß der Nuntius der geborene Doyen des Diplomatischen Korps sei, oder durch Übereinkommen der beteiligten Mächte, das dem Nuntius für die Zukunft (ex nunc) das Recht auf das Doyennat zuerkennt.

Die Feststellung, daß das Doyennat schon nach bestehendem Recht dem Nuntius gebühre (ex tunc), kann die Regierung des Empfangsstaates allein treffen; an eine Mitwirkung des Diplomatischen Korps ist sie hierbei nicht gebunden, denn das Diplomatische Korps muß sich dem im Empfangsstaat bestehenden und anerkannten Recht fügen. Dies dürfte in den sogen. katholischen Staaten, d. h. Staaten, die nicht nur eine überwiegend katholische Bevölkerung aufweisen, sondern sich traditionell oder durch ausdrückliche Erklärung zur katholischen Religion als Staatsreligion bekennen, in der Regel zutreffen. Die italienische Regierung hat im Konkordat von 1929 dem Nuntius das Doyennat zuerkannt, ohne vorher mit dem Diplomatischen Korps Fühlung zu nehmen. Es liegt nahe anzunehmen, daß der italienische Staat hierbei die Folgerung aus seinem ausdrücklichen Bekenntnis zur katholischen Religion als Staatsreligion gezogen hat und hierbei von der Rechtsauffassung ausgegangen ist, daß in katholischen Staaten auf Grund eines schon zur Zeit des Wiener Kongresses bestehenden Gewohnheitsrechtes das Doyennat dem Nuntius zustehe.

Wo dem Nuntius für sich und seine Nachfolger das Doyennat neu eingeräumt werden soll (ex nunc), wird die Regierung das Einvernehmen des Diplomatischen Korps auch hinsichtlich der Rechtsfrage herbeizuführen suchen. Der Einräumung des Doyennats an den päpstlichen Nuntius in Berlin im Jahre 1930 scheinen, soweit aus verschiedenen in die Presse gelangten Mitteilungen geschlossen werden darf, ebenfalls nicht alle Botschafter zugestimmt zu haben. Wenn sich die Reichsregierung trotzdem entschloß, dem Nuntius das Doyennat zuzuerkennen, dann tat sie dies auf Grund ihres Hausherrenrechtes, dem sich insoweit auch die widersprechenden Botschafter zu fügen hatten.

Der Beschluß der Deutschen Reichsregierung, der dem jeweiligen Nuntius „aus Gründen der Courtoisie" das Doyennat einräumt, dürfte deshalb als Anerkennung eines Rechtes für die Zukunft (de jure und ex nunc) aufzufassen sein. Die offizielle Bestätigung, daß der „jeweilige", also jeder künftige Nuntius Doyen werden solle, enthält nach ihrem Wortlaut eine für alle künftigen Fälle geltende Zusage, dem Nuntius den Vorrang vor den übrigen diplomatischen Vertretern unabhängig von der für diese sonst geltenden Rangordnung zuzugestehen. Die Wendung „aus Gründen der Courtoisie" hätte dann lediglich zu bedeuten, daß die Reichsregierung nicht auf Grund einer schon bestehenden Rechtslage verpflichtet war, den Anspruch der Kurie auf das Doyennat anzuerkennen, daß sie vielmehr freiwillig sich dazu entschlossen habe. Wenn trotzdem die oben erwähnte halbamtliche Pressenotiz das Fehlen einer Bindung für die Zukunft bestreitet und annimmt, der Widerrufsvorbehalt sei in dem Beschluß der Reichsregierung hinreichend zum Ausdruck gekommen, so dürfte dies darauf zurückzuführen sein, daß die im Einvernehmen mit dem Diplomatischen

Digitized by Google

Korps gewählte Formel im Kompromißwege gewonnen wurde. Es liegt insbesondere nahe, anzunehmen, daß die Sowjetregierung aus Prestigegründen eine rechtliche und dauernde Lösung der Doyennatsfrage gefordert hat, um den Eindruck zu vermeiden, daß nur der sowjetrussische Botschafter vom Doyennat ausgeschlossen werden solle. Ein Widerruf der gegebenen Zusagen mit der Begründung, daß die Voraussetzungen für die Einräumung des Doyennats aus Gründen der Höflichkeit in den gegenseitigen Beziehungen nicht mehr gegeben seien, dürfte von der Kurie mit der Abberufung des Nuntius beantwortet werden. Die Verweigerung des Doyennats setzt deshalb eine derart schwerwiegende Erschütterung des Verhältnisses zwischen dem Deutschen Reich und dem Vatikan voraus, daß das Deutsche Reich bereit ist, auch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen in Kauf zu nehmen. Ist das Doyennat in Frage gestellt, dann wird sich die Kurie auch schwerlich zur Neuentsendung eines Nuntius entschließen, ehe sie sich vergewissert hat, daß ihm das Doyennat eingeräumt wird.

Der Widerrufsvorbehalt, den die Reichsregierung in ihrem Beschlusse zum Ausdruck gebracht zu haben glaubte, dürfte somit praktisch kaum Bedeutung erlangen. Würde in der Zukunft die Reichsregierung den Abbruch der diplomatischen Beziehungen anstreben, so würde sie hierzu kaum den Weg über die Entziehung des Doyennats wählen. Im Falle eines offenen Konfliktes wird es viel näherliegen, dem Gegner ein Verhalten vorzuwerfen, das den schwerwiegenden Schritt des Abbruchs der Beziehungen rechtfertigt, wie Vertragsbruch oder eine gegen das Wohl des Reiches gerichtete Tätigkeit. Auch zeitweise Spannungen werden deshalb, solange sie nicht in offenen Konflikt übergehen, die Doyenstellung des Nuntius nicht berühren.

Tatsächlich haben sich die diplomatische Vertretung des päpstlichen Stuhles und das damit verbundene Doyennat in der Gestaltung des Verhältnisses von Staat und katholischer Kirche in Deutschland als beständiger und bedeutsamer erwiesen, als die umfassende Regelung der beiderseitigen Beziehungen im Reichskonkordat, dessen Bestimmungen schon nach wenigen Jahren der wirklichen Entwicklung des staatlichen Lebens mehr und mehr entfremdet waren. Die hervorragende Stellung im Diplomatischen Korps, die das Doyennat dem Nuntius sichert, hat dem Oberhaupt der katholischen Kirche eine dauernde politische Einflußmöglichkeit in Deutschland gegeben, die auf vertraglichem Wege nicht zu erreichen war.

Die Einrichtung der Reichsnuntiatur im Jahre 1920 und die Erlangung des Doyennats im Jahre 1930 waren somit bedeutendere Erfolge kurialer Diplomatie als der Abschluß des Reichskonkordats im Jahre 1933.

Digitized by Google

Personenverzeichnis

Abernon, d', Edgar Vincent, Viscount, 1920-1926 engl. Botschafter in Berlin 242
Agliardi, Antonio, Kardinal, 1889-1893 Nuntius in München 232 A 38
Albert, Georg 65 A 62
Altheim, Franz, Philologe 45 A 34
Altenstein, Karl Freiherr vom Stein zum, 1817-1838 preuß. Kultusminister 223
Andrassy, Julius Graf, 1871-1879 Außenminister Österreich-Ungarns 52
Anticci, Sekretär des Kardinalkollegiums 226, 227
Antonelli, Giacomo, 1848-1876 Kardinalstaatssekretär 230
Arndt, Ernst Moritz (1769-1860) 12
Arnim, Harry Graf von, 1864-1872 preuß. Gesandter beim Hlg. Stuhl 230 A 28

Bakunin, Michail Alexandrowitsch (1814-1876), russ. Anarchist 14, 15, 16
Bandeira, Sandos, portug. Gesandter im Haag 241
Bauch, Kurt, Kunsthistoriker 60 A 50 ff., 61 A 56
Baudrillart, Henri Marie Alfred, Kardinal, Historiker 53
Bauer, Wilhelm, Historiker 24 A 2
Baxa, Jakob, Staatswissenschaftler, 106 A 67
Bebel, August, sozdem. Parteiführer (1840-1913) 12, 13, 16
Becker, Otto, Historiker 52 A 40
Benedikt XIV., (Prosper Lambertini), 1740-1758 Papst 216
Benedikt XV., (G.P.G. Battista della Chiesa), 1914-1922 Papst 233, 237
Benesch, Eduard, ehem. tschech. Staatspräsident 53
Bergen, Carl Ludwig Diego Freiherr von, 1919 preuß. Gesandter, 1920 deutscher Botschafter beim Hlg. Stuhl 234
Bernetti, Kardinal 222, 225
Bichlmair, Georg, Jesuit 65 A 63
Bismarck, Otto Fürst von, Reichskanzler 13, 16, 23, 52, 228, 229, 230 A 28, 231 A 36 u. 37, 232
Böhme, Jakob, Mystiker (1575-1624) 194
Brackmann, Albert, Historiker 25 A 4
Braunsfeld, Richard 229 A 27
Breysig, Kurt, Historiker 59 A 47
Brinkmann, Carl, Nationalökonom 74 A 1
Brühl, Friedrich Wilhelm Graf (1791 bis 1859), Pr. Generalleutnant 226
Brunner, Gottfried 218 A 13
Brüning, Heinrich, 1930-1932 Reichskanzler 53
Buber, Martin, jüd. Religionswissenschaftler 17
Bülow, Friedrich 81 A 13 ff.
Bunsen, Christian Karl Josias von (1791-1860), preuß. Diplomat 221, 222, 223, 224, 225, 226
Burckhardt, Jacob (1818-1897), Kulturhistoriker 26 A 7, 59
Busch, Moritz (1821-1899), Publizist Bismarcks 230 A 32

Cappacini, Francesco 223
Caspar, Erich, Historiker 25 A 5, 29 A 12, u. 13.
Castlereagh, Viscount Robert Stuart, Marqueß of Londonderry, 1812-1822 engl. Außenminister 239
Centos, 1930 päpstlicher Geschäftsträger in Berlin 243
Ceretti, Bonaventura, Kardinal, 1921-1925 Nuntius in Paris 241
Ciofani, Abbé, 1762-1798 preuß. Vertrauensmann beim Vatikan 216
Clemens Wenzeslaus, Prinz von Sachsen, 1768-1803 Erzbischof und Kurfürst von Trier 216 A 7
Cocceji, Samuel Freiherr von (1679-1755), preuß. Minister 215
Coltrolini, Abbate, bis 1762 preuß. Vertrauensmann beim Vatikan 216

Digitized by Google

Consalvi, Marchese Ercole, 1800-1806 und 1814-1823 Kardinalstaatssekretär 239
Crailsheim, Krafft Graf von, 1890-1903 bayr. Ministerpräsident 232

Diepenbrock, Melchior von (1798-1853), Fürstbischof von Breslau, Kardinal 227
Disraeli, Benjamin, Earl of Beaconsfield (1804-1881), brit. Premierminister 13
Dopsch, Alfons, Historiker 42 A 28

Ebert, Friedrich, 1919-1925 Reichspräsident 233, 234
Ehrle, Franz, Jesuit, Kardinal, 1916-1919 Red. d. „Stimmen d. Zeit" (München) 233 A 46
Engels, Friedrich (1820-1895), Mitbegründer des Marxismus 12
Epicharm, griech. Komödiendichter (5. Jhdt. v. d. Ztw.) 194
Erzberger, Mathias (1875-1921), Zentrumspolitiker 233 A 44

Falk, Adalbert, 1872-1879 preuß. Kultusminister 230
Fichte, Johann Gottlieb (1762-1814), Philosoph 191
Förster, Erich, protestantischer Theologe 230 A 31
Friedrich der Große, 1740-1786 König von Preußen 19, 215, 216, 217 A 9, 218
Friedrich Wilhelm II., 1786-1797 König von Preußen 218, 228
Friedrich Wilhelm III., 1797-1840 König von Preußen 219
Friedrich Wilhelm IV., 1840-1861 König von Preußen 226

Gall, Ernst, Kunsthistoriker 60 A 52
Gallavresi, Giuseppe 240 A 9
Galimberti, Luigi, Kardinal, 1887-1893 Nuntius in Wien 231 A 33
Gandhi, Mahatma, Führer der indischen Kongreßpartei 84, 85
Ganzer, Karl Richard (1909-1943), Historiker 35 A 16
Garampi, Giuseppe Conte (1725-1792), päpstl. Diplomat 222
Gasparri, Pietro, 1914-1930 Kardinalstaatssekretär 237, 242
Gehl, Walter 203
Geißel, Johannes von, Kardinal, 1854-1864 Erzbischof von Köln 227
Gide, Charles (1847-1932), franz. Nationalökonom 147 A 135
Giobbio, Adolfo, Prof. an der päpstl. Diplomatenschule 238, 240 A 11
Gittinger, Otto, Mundartdichter 191
Gobineau, Joseph Arthur Graf (1816-1882), franz. Schriftsteller und Diplomat 66
Gömbös, Julius, 1932-1936 ungar. Ministerpräsident 53
Goethe, Johann Wolfgang von 15, 59 A 46, 66
Goltz, August Friedrich Ferdinand Graf von der, 1807-1814 preuß. Außenminister 220
Günter, Heinrich, Historiker 48 A 38
Gregor XVI. (Bartholommeo Cappellari) 1831-1846 Papst 225 A 23
Gregorovius, Ferdinand (1821-1891), Schriftsteller 26 A 9
Grönbech, Wilhelm, dän. Historiker 195 A 11
Groß, Werner 60 A 53
Grünberg, Hans Bernhard von, Wirtschaftswissenschaftler 140 A 124
Grünfeld, Ernst Israel 106 A 66 ff.
Grunsky, Hans Alfred, Philosoph 187 ff.

Hahn, Ludwig 231 A 37
Haller, Johannes, Geschichtsschreiber 26 A 10, 45 A 31
Halifax, Edward Frederick Lindley Wood, Viscount, als Lord Irwin Vizekönig von Indien 84, 85
Hardenberg, Karl August Fürst von (1750-1822), preuß. Staatskanzler 220, 221
Hartlieb, Wladimir von 53 A 41, 42
Heckel, Johannes, Kirchenrechtler 230 A 28, 231 A 35
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770-1831), Philosoph 11
Heigl, Bartholomäus 45 A 35
Heimpel, Hermann, Historiker 34 A 15, 42 A 25 u. 26
Helbok, Adolf, Historiker 42 A 27, 60 A 54 ff.
Hellbach, Johann Christian 238 A 3
Heraklit, griech. Philosoph (um 500 v. d. Ztw.) 194
Herder, Johann Gottfried von (1744-1803) 38 A 20, 66

Digitized by Google

Hermelink, Heinrich, Kirchenhistoriker 243 A 14
Hertling, Georg Freiherr von, Zentrumsführer, 1917-1918 Reichskanzler 232
Hill, David Jayne 239 A 6
Hitler, Adolf 44, 53, 68
Hobbes, Thomas (1588-1679), engl. Philosoph 166
Hodza, Milan, 1935-1938 tschechoslowakischer Ministerpräsident 53
Höfler, Otto, Germanist 41 A 23, 76 A 5
Hohenlohe-Schillingsfürst, Gustav Adolf Prinz zu (1823-1896), Kardinal 230
Hohenzollern, Johann Karl Graf zu, 1785 Bischof von Kulm, 1785-1803 Fürstbischof von Ermland 217
Holl, Karl, 76 A 4
Holtzmann, Robert, Historiker 36 A 17, 56 A 43
Hore-Belisha, Leslie, 1937-1940 engl. Kriegsminister 13
Hoym, Karl Georg Heinrich Graf von, 1770-1807 preuß. Minister für Schlesien 217, 218
Hübner, Joseph Alexander Graf von (urspr. Hafenbredel), 1865-1867 österr. Botschafter beim Vatikan 52 A 39
Humboldt, Wilhelm von (1767-1835), preuß. Staatsmann, 1801-1808 preuß. Ministerresident in Rom 219, 220 A 19, 239, 240

Jahn, Friedrich Ludwig (1778-1852) Turnvater 12
Julius II. (Giuliano della Rovere), 1503 bis 1513 Papst 238

Kaas, Ludwig, Prälat, Zentrumsführer 230 A 29, 236 A 51 ff.
Kaganowitsch, Laser Moissejewitsch, Bolschewist 18
Kant, Immanuel (1724-1804), Philosoph 66, 195
Karl Theodor, 1777-1799 Kurfürst von Bayern 216
Kašpar, Karel, Kardinal, seit 1931 Erzbischof von Prag 53 A 42
Klüber, Johann Ludwig, Staatsrechtler 239 A 7
Knabe, Lotte 25 A 4
Kohl, Horst, Historiker 229 A 26, 230 A 30
Krestinskij, N.kolai, 1921-1930 Sowjet-Botschafter in Berlin, 242, 243
Krieck, Ernst, Philosoph und Pädagoge 46 A 36, 61 A 55
Kugler, Franz (1808-1858), Geschichtsschreiber und Kunsthistoriker 59
Kunz, Willi, Historiker 9 ff.

Lama, Friedrich Georg Ritter von, kathol.-kirchl. Schriftsteller 233 A 45, 233 A 47 234 A 49
Lambruschini, Luigi, 1836-1846 Kardinalstaatssekretär 221, 222
Langenbucher, Hellmuth, Schriftsteller 40 A 22
Laval, Pierre, 1931-32, 1935-36 franz. Ministerpräsident 54
Lehmann, Max (1845-1929), Historiker 216 A 4 ff.
Leibniz, Gottfried Wilhelm (1646-1716), Philosoph 189, 190, 196, 205
Lenin (Ulsanow), Wladimir Iljitsch (1870-1924), Bolschewist 13, 15, 17
Leser, Emanuel Israel 122 A 91
Levy, Hermann Israel 74 A 1
Liebknecht, Wilhelm (1826-1900), Marxist 12, 13
List, Friedrich (1789-1846), Volkswirt 11, 13, 79, 80, 83, 84, 114, 117, 184
Litta, Lorenzo, 1795 Nuntius in Warschau 218, 219, 220, 222
Lorenzelli, 1896-1899 Nuntius in München 232 A 40
Loyola, Ignatius von (Iñigo Lopez de Recalde, 1491-1556), Gründer des Jesuitenordens 65
Luther, Martin 30, 62, 64, 67, 68, 75, 76
Lutz, Wolfgang 39 A 21

Mac Culloch, John Ramsay 85 A 15
Machi, Internuntius in Rio de Janeiro 244
Maglione, Luigi, 1918 Gesandter, 1920 Nuntius in Bern, 1924 in Paris, 1939 Kardinalstaatssekretär 240, 241
Marwitz, Alexander von der (1787-1814) 80
Marx (Mordechai), Karl (1818-1883) 11, 13, 14, 15, 79, 166, 170, 171
Masaryk, Thomas Garrigue (1850-1937), tschechoslowak. Staatspräsident 53
Meister, Aloys (1866-1925), kath. Historiker 238 A 4
Mirbt, Carl (1860-1929), protest. Kirchenhistoriker 216 A 6
Miruß, Alexander 238 A 4
Moser, Johann Jacob (1701-1785), Staats- u. Völkerrechtslehrer 240 A 11
Moshamm, Friedrich August von 239 A 7

Digitized by Google

Mühlberg, Otto von, 1907-1919 preuß. Gesandter beim Hlg. Stuhl 234
Mühler, Heinrich von, 1862-1872 preuß. Kultusminister 228 A 25
Müller, Adam Heinrich (1779-1829), Volkswirt und Staatsphilosoph 80
Müller, Karl, protest. Kirchenhistoriker 24 A 1, 25 A 3
Mulot, Arno, Germanist 40 A 22
Mussolini, Benito 53

Naumann, Hans, Literarhistoriker 59 A 45
Nickel, Goswin (1584-1664), Jesuitengeneral 65
Niebuhr, Barthold Georg (1776-1831), Geschichtsschreiber, 1816-1823 preuß. Gesandter beim Hlg. Stuhl 221
Nikolaus I., 1825-1855 Zar von Rußland 222
Nikolaus II., 1894-1917 Zar von Rußland 223

Oppenheimer, Franz (Israel) 147 A 135
Orsenigo, Cesare, seit 1930 Nuntius in Berlin 236 A 53

Pacca, Bartholomäus, 1784-1795 Nuntius in Köln, 1806-1813 Kardinalstaatssekretär 216 A 8, 239
Pacelli, Eugen, 1917 Nuntius in München, 1920 in Berlin, 1930 Kardinalstaatssekretär, 1939 Papst Pius XII. 54, 234 A 50, 235, 236, 241, 242
Panzer, Friedrich, Germanist 39 A 21
Pastor, Ludwig von (1854-1928), klerikaler Historiker 26 A 7, 26 A 8, 215 A 3
Paulus, Nikolaus (1853-1930), Prälat, kathol. Kirchenhistoriker 76 A 6
Petri, Franz 47 A 37
Pinder, Wilhelm, Kunsthistoriker 60
Pius XI., (A. D. Achille Ratti), 1922-1939 Papst 237
Pius XII., siehe Pacelli, Eugen
Pleyer, Kleo (1898-1942), Historiker 63 A 59
Pokorny, Julius, Philologe 193 A 6 ff.
Potemkin, Fürst Grigorij Alexandrowitsch (1739-1791), russischer Feldherr und Staatsmann 18
Pütz, Theodor, Nationalökonom 162 A 148

Ramdohr von, Kammerherr, preuß. Geschäftsträger in Rom 221

Rampolla, Mariano, Marchese del Tindaro, 1887-1903 Kardinalstaatssekretär 52, 238
Ranke, Leopold von (1795-1886), Geschichtsschreiber 65 A 61
Rath, Klaus Wilhelm, Nationalökonom 74 A 1
Reichle, Walter 228 A 25
Reitzenstein, Richard (1861-1931), Philologe 45 A 35
Ricardo, David (1772-1823), jüd. Wirtschaftswissenschaftler 79, 80, 82, 83, 84, 99, 184
Riehl, Wilhelm Heinrich von (1823-1897), Sozial- u. Kulturhistoriker 74, 79 A 10
Rinieri, P. Ilario 239 A 9
Rist, Charles 147 A 135
Ritter, Gerhard, Historiker 63 A 59
Rosenberg, Alfred, Reichsleiter, Reichsminister 59 A 48
Roosevelt, Franklin Delano, seit 1932 Präsident der USA 54
Rotenhan, von, 1898-1907 preuß. Gesandter beim Hlg. Stuhl 233
Rothkirch, v., Weihbischof in Breslau 217

Say, Jean-Baptiste (1767-1832), franz. Volkswirtschaftler 87
Scheel, Otto, Historiker 63 A 58 ff., 64 A 60
Schiller, Friedrich von (1759-1805) 15, 189
Schlegel, August Wilhelm von (1767-1845), Dichter 66
Schlözer, Kurd von, 1882-1892 preuß. Gesandter beim Hlg. Stuhl 231
Schopenhauer, Arthur (1788-1860), Philosoph 190 A 5
Schubert, Carl von, 1924-1930 Staatssekretär im Auswärtigen Amt 242
Schuschnigg, Kurt von, 1934-1938 österr. Bundeskanzler 53
Schuwalow, Pawel Andrejewitsch, Graf, 1885-1894 russ. Botschafter in Berlin 52
Shakespeare, William (1564-1616) 66
Sieyès (Sieys), Graf Emanuel Joseph (1748-1836), Abbé, franz. Politiker 17
Sinzendorf, Philipp Ludwig Graf, Kardinal 1732-1747, Erzbischof zu Breslau 215
Six, Franz Alfred 42 A 25
Smith, Adam (1723-1790), engl. Moralphilosoph und Volkswirtschaftler 71-185
Soderini, Graf Eduardo (1853-1934), Vertrauensmann u. Biograph Leos XIII., 229 A 27, 231 A 34

Digitized by Google

Solery Guardiola Pablo, spanischer Botschafter in Berlin 242
Sombart, Werner, Nationalökonom 74 A 1
Spahn, Peter (1845-1925), Zentrumsführer 233
Spengler, Oswald (1880-1936), Geschichtsphilosoph 18, 24 A 1
Stein, Karl Reichsfreiherr vom (1757-1831), Staatsmann 12
Stengel, Edmund Ernst, Historiker 43 A 29, 45 A 33
Streich, Hermann 201 A 13
Strzygowski, Joseph (1862-1941), Kunsthistoriker 60, 60 A 49 ff.

Tarnissi, bis 1899 Internuntius in Den Haag 233 A 43
Tauffkirchen, Graf von, 1871 Vertreter Bayerns beim Hlg. Stuhl 231 A 37
Theiner, Augustin (1804-1874), kath. Kirchenhistoriker 216 A 4 ff.
Thoma, Antonius von, 1889-1897 Erzbischof von München-Freising 232 A 39
Tieck, Ludwig (1773-1853), Dichter 66
Trevelyan, George Macaulay, engl. Historiker 77 A 8
Torregrossa, Vasallo, 1925-1934 Nuntius in München 235
Tour du Pin, Graf de la, franz. Gesandter beim Wiener Kongreß 239
Trotzkij (Leib Bronstein), Lew Dawydowitsch (1879-1940), Bolschewist 17

Usedom, Guido Graf von, 1846-1856 preuß. Gesandter beim Hlg. Stuhl 226 A 24, 227

Verdier, Jean, Kardinal, seit 1929 Erzbischof von Paris 53
Vetter, Gerhard 42 A 24
Vincentini, 1921 Internuntius in Den Haag 241
Vogt, Josef, Historiker 27 A 11, 29 A 14
Voß, Otto von (1755-1823), preuß. Staatsminister 217

Waenting, Heinrich, Sozialwissenschaftler, 1930 preuß. Innenminister 80 A 12
Walde, Alois (1869-1924), Sprachforscher 193 A 6 ff.
Weber, Max (1864-1920), Soziologe 26 A 6, 75 A 4, 76 A 5, 77 A 7, 133 A 107
Wehner, Josef Magnus, Dichter 38 A 18 u. 19
Weitling, Wilhelm (1808-1871), Sozialist 11 A 1, 15 A 2
Westphal, Otto, Historiker 58 A 44, 62 A 57
Wiedermann, Karl 231 A 37
Wilhelm I. (1797-1888), Deutscher Kaiser 229, 231
Wilhelm II. (1859-1941), Deutscher Kaiser 233
Winckelmann, Johann Joachim (1717-1768), Archäologe 66
Wirth, Joseph, Zentrumspolitiker, 1921-22 Reichskanzler, 1930-31 Reichsminister des Innern 53

Zoglio, J. Cesare Graf, 1785 Nuntius in München 216

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Reich und Reichsfeinde

4 Bände, je etwa 200 — 300 Seiten. Gebunden je RM 8,50

Band I. Inhalt: Walter Frank, Vorrede. / Selbsterlebte Geschichte in den Feldpostbriefen des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands 1939/40. / Walter Frank, Die deutschen Geisteswissenschaften im Kriege. / Christoph Steding, Kulturgeschichte und politische Geschichte. / Clemens August Hoberg, Der deutsche Friede. Eine Untersuchung über Kants Friedensgedanken. / Hans Bogner, Das doppelte Gesicht der Demokratie. Platon und die Lehre der Antike. / Rudolf Ibbeken, J. G. Fichte als Philosoph und Patriot in der Freiheitsbewegung von 1807—1813. / Richard Fester, Kleine Bausteine zur Geschichte des Kriegsdienstes der Wissenschaft.

Band II. Inhalt: Karl Richard Ganzer, Das Reich als europäische Ordnungsmacht. / Walter Frank, „Inneres England", Friedrich und Viktoria. Ein Beitrag zur Geschichte der „Reichsfeindschaft". / Gerhard Kittel, Die Wurzeln des Englischen Erwählungsglaubens. / Friedrich Burgdörfer, Bevölkerungsentwicklung in Deutschland, Frankreich und England. / Günter Herke, Gesamtdeutsches Volks- und Reichsbewußtsein in der Schweiz von 1848 bis zur Reichsgründung.

Band III. Inhalt: Selbsterlebte Geschichte in den Feldpostbriefen des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands 1940/42. / Walter Frank, Kleo Pleyer. Ein Kampf um das Reich. / Kleo Pleyer, Großdeutsche Geschichtskunde. / Hermann Loeffler, Ludendorffs Sturz und die Feinde des Reiches.

Band IV. Inhalt: Willi Kunz, Der Weg ins Nichts. / Erich Schmidt, Papsttum und Kaisertum. Die grundsätzlichen Gegner in der deutschen Geschichte. / Ottokar Lorenz, Adam Smith als Vertreter der britischen Plutokratie. / Hans Alfred Grunsky, Schicksal, Tod und Freiheit. / Josef Roth, Zur Vorgeschichte der Berliner Nuntiatur. / Sebastian Schröder, Der Nuntius als Doyen des diplomatischen Korps.

Forschungen zur Judenfrage

9 Bände, je etwa 230-330 Seiten. Preis je zwischen RM 12,- und RM 21,-

Es ist ein Verdienst des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, in öffentlichen Vorträgen eine nationalsozialistische, d. h. in Standpunkt und Haltung nach unserer Weltanschauung ausgerichtete Wissenschaft, die wirklich freier Forschung jede Möglichkeit läßt, als Waffe im Kampf gegen das Judentum zur Verfügung gestellt zu haben.

Völkischer Beobachter

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur

Von Christoph Steding. Mit einer biographischen Einleitung von Walter Frank
XLVIII u. 772 S. Gebunden RM 24,-

Stedings Gesichtsfeld ist schlechterdings universal. Es umfaßt die ganze Breite und Tiefe der germanischen Welt innerhalb und außerhalb der Grenzen des Reichs. Was Steding bietet, ist Kulturphilosophie großen Stils. Es ist die erste Gesamtschau über die geistige Struktur der germanischen Randstaaten und ihr Verhältnis zum Reich, gleichzeitig aber auch der erste groß angelegte Versuch, der liberalen Geschichtsauffassung vom Boden der neuen Weltanschauung aus mit den strengen Mitteln der Wissenschaft auf den Leib zu rücken.

Nationale Hefte, Zürich

Das Werk hebt sich aus der marktgängigen Produktion heraus durch das Aufsehenerregende seines Entwurfes, durch eine Reihe verblüffender Einsichten, durch faszinierende Perspektiven

Frankfurter Zeitung

Das Reich als europäische Ordnungsmacht

Von Karl Richard Ganzer. 137 S. Kartoniert RM 2,80

Dieses Werk gibt einen klaren und erschöpfenden Überblick über die Leistungen, die Deutschland als ordnende Macht bisher in der Geschichte aufzuweisen hat, und über die Aufgaben und die Verantwortung, die es noch in Zukunft zu lösen und zu tragen hat. Es bildet einen sehr wichtigen und interessanten Beitrag zur Geschichtsschreibung des gegenwärtigen Zeitabschnitts.

Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung

In einer sehr tiefen Sinndeutung zeigt Ganzer, daß der deutsche Ordnungsanspruch unserer Zeit ein im Wandel geschichtlicher Formen erneut begriffener und ergriffener Auftrag ist.

Europäischer Wissenschafts-Dienst

England

Vormacht der bürgerlichen Welt. Von Karl Heinz Pfeffer
224 S. Kartonband RM 5,50

Dieses ausgezeichnete und überaus kenntnisreiche und fundierte Werk Pfeffers ist äußerst anregend zu lesen. Es füllt im deutschen Schrifttum über England eine bisher noch vorhandene Lücke insofern aus, als es aus einer scharfen Analyse der sozialen Wirklichkeit zu einer das Wesen treffenden Kennzeichnung der geistigen Grundhaltung des Britentums vorstößt.

Berliner Monatshefte

In seiner Inhaltsschwere und Scharfsichtigkeit läßt sich dieses Werk Pfeffers nur mit Dibelius' Standardwerk über England vergleichen, als dessen Erneuerung und Vollendung es anzusprechen ist. Die kühle Sachlichkeit, mit der der Verfasser an sein Thema herantritt, muß als Beispiel einer vorbildlichen Haltung gelten, die wesentlich beiträgt zum Gelingen dieser letzten Gesamtwertung und Deutung der versinkenden Welt des bürgerlichen Kapitalismus. Sie macht das Buch zu einem hervorragenden Stück deutscher Wissenschaft.

Deutsche Allgemeine Zeitung

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Österreichs Kampf um Deutschlands Befreiung

Die deutsche Politik der nationalen Führer Österreichs (1805-1815)
Von Hellmuth Rößler. 2 Bände. 1008 S. Gebunden RM 29,-

Von Österreich, das für die gesamtdeutsche Politik und ihre Entwicklung nicht minder wichtig war als Preußen, fehlt fast jede Veröffentlichung aus der Zeit der Freiheitskriege. Dieses Werk Rößlers verdient daher heute, wo das deutsche Problem gelöst ist, das Interesse weitester Kreise.

Hamburger Fremdenblatt

Hellmuth Rößler liefert mit seinem Buch einen gewaltigen Beitrag zur deutschen Geschichte; er entwirft ein grandioses, erschütterndes Bild jener Zeit. Wer sein Werk nicht gelesen hat, wird in Zukunft über Schicksalsfragen der deutschen Geschichte nicht mehr mitreden können.

Neues Wiener Tagblatt

Bismarcks Kampf mit dem politischen Katholizismus

Von Erich Schmidt. Teil I: Pius IX. und die Zeit der Rüstung 1848-1870.
388 S. Gebunden RM 12,-

Auf dem Hintergrunde der sich anbahnenden kleindeutschen Lösung der nationalen Frage verfolgt Schmidt die Einstellung des preußischen Staates und des deutschen Katholizismus zu jener Entwicklung, die das Papsttum zugleich im Rest seiner weltlichen Machtstellung bedrohte und es zum Gipfel des geistlich-organisatorischen Absolutismus führte. Diese Vorgänge werden in das Licht des Gegensatzes germanischen und romanischen Wesens gerückt, und auch die dogmatischen Positionen werden in die Zusammenhänge der gesamteuropäischen Politik einbezogen.

Frankfurter Zeitung

Der Verfasser konnte neues, bisher kaum angefaßtes gutes Material auswerten: den diplomatischen Verkehr, den Berlin, München, Wien mit ihren Vertretern in Rom pflegten sowie auch neue französische Unterlagen.

Europäische Revue

Volk im Feld

Von Kleo Pleyer. 250 Seiten. Gebunden RM 5,60

Das Buch, das der auf dem Felde der Ehre verbliebene Verfasser hinterlassen hat, stellt eine Bereicherung der deutschen Kriegsliteratur überhaupt dar. Es ist von einem Mann geschrieben, der die Volksgeschichte selbst handelnd erlebt hat. Dies drückt sich vor allem darin aus, wie er die unwiderrufliche Besiegelung der Einheit und Unteilbarkeit des deutschen Schicksals in diesem Kriege erfährt: Er weiß sich stets als Soldat im Auftrage des Reiches und erkennt somit auch im Einzelnen den Durchbruch der deutschen Ordnungsidee in Europa. Es gibt dies selbst den kleinsten Zügen, die er aus dem Leben im Felde berichtet, einen in die Geschichte hinüberweisenden Sinn, so daß seine Erlebnisse zu tief empfundenen Gleichnissen werden. Der bekannte Historiker, der als Offizier den Krieg erlebt, verbindet in natürlicher Weise mit seinem Antrieb zur Reflexion die einfache Aussage des Mannes an der Front.

Nationalsozialistische Bibliographie

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Zunft und Nation. Von Walter Frank. Rede zur Eröffnung des Reichsinstituts. 34 Seiten. Kartoniert RM 1,-.

Historie und Leben. Rede zur Eröffnung des Erfurter Historikertags am 5. Juli 1937. Von Walter Frank. 38 Seiten. Kartoniert RM 1,20.

Das nationalsozialistische Deutschland und die Wissenschaft. Heidelberger Reden von Reichsminister Bernhard Rust und Professor Dr. Ernst Krieck. Mit einem Vorwort von Walter Frank. 36 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Die Kräfte des Grenzkampfes in Ostmitteleuropa. Von Kleo Pleyer. 42 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Die deutschen Geisteswissenschaften im Kriege. Von Walter Frank. 24 Seiten. Kartoniert RM 1,-.

Geschichtsschreibung als politische Erziehungsmacht. Von Gerhard Schröder. 164 Seiten. Kartoniert RM 4,80.

Das germanische Kontinuitätsproblem. Von Otto Höfler. 40 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Die deutsche Revolution von 1806/13. Von Erich Botzenhart. 36 Seiten. Kartoniert RM 1,20.

Geist und Staat im 19. Jahrhundert. Von Karl Richard Ganzer. 32 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Der Heilige Hofbauer. Träger der Gegenreformation im 19. Jahrhundert. Von Karl Richard Ganzer. 72 Seiten. Kartoniert RM 1,80.

Karl Marx und der Kapitalismus. Eine Untersuchung über die Grundbegriffe der marxistischen Klassenkampflehre. Von Ottokar Lorenz. 136 Seiten. Kartoniert RM 4,80.

Die besiegten Sieger. Marschall Foch und Winston Churchill im Kampf gegen den Bolschewismus 1918/19. Von Andreas Hohlfeld. (In Vorbereitung.)

Die Rassenpflege im Dritten Reich. Von Arthur Gütt. 28 Seiten. Kartoniert RM 1,-.

Die Freiheit des Geistes. Von Hans Alfred Grunsky. Mit einem Vorwort von Walter Frank. 32 Seiten. Kartoniert RM 1,-.

Thukydides und das Wesen der altgriechischen Geschichtsschreibung. Von Hans Bogner. 26 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Der Seelenbegriff der griechischen Frühzeit. Von Hans Bogner. 39 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Philosophie und Leben. Von Otto Baensch. 29 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Jakob Böhme als Schöpfer einer germanischen Philosophie des Willens. Von Hans Alfred Grunsky. 52 Seiten. Kartoniert RM 1,80.

Bitte verlangen Sie unseren Prospekt über die weiteren Schriften des Reichsinstituts, insbesondere zur Erforschung der Judenfrage!

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Deutsche Wissenschaft und Judenfrage. Von Walter Frank. 2., geänderte und ergänzte Auflage. 64 Seiten. Kartoniert RM 1,80.

„Höre Israel!" Von Walter Frank. 2. Auflage: Ahasverus. Das Leben des Dr. Eduard Schnitzer, genannt Emin Pascha. / Apostata. Maximilian Harden und das Wilhelminische Deutschland. / Walther Rathenau und die blonde Rasse. Mit 4 Bildtafeln. 347 Seiten. Kartonband RM 4,80.

Affäre Dreyfus. Von Walter Frank. Soldatentum und Judentum im Frankreich der dritten Republik. Mit 14 Zeichnungen. 52 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Bibliographie zur Geschichte der Judenfrage. Band 1: 1750-1848. Von Volkmar Eichstädt. 267 Seiten. Broschiert RM 16,50, gebunden RM 18,-.

Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem. Von Karl Georg Kuhn. 51 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Das antike Weltjudentum. Tatsachen, Texte und Bilder. Von Eugen Fischer und Gerhard Kittel. Mit 227 Abbildungen u. 1 Ausschlagkarte. 240 Seiten. Gebunden RM 21,-. (Forschungen zur Judenfrage Band VII.)

Die historischen Voraussetzungen der jüdischen Rassenmischung. Von Gerhard Kittel. Mit 2 Karten. 46 Seiten. Kartoniert RM 1,80.

Das Judentum als Zersetzungselement der Völker. Weltgeschichtliche Betrachtungen. Von Richard Fester. 70 Seiten. Kartoniert RM 1,80.

Die Juden und die Justiz. Von Sievert Lorenzen. 200 Seiten. Kartoniert RM 7,20.

Goethe und die Juden. Von Franz Koch. 37 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Richard Wagner und das Judentum. Von Karl Richard Ganzer. 31 Seiten. Kartoniert RM 1,-.

Benjamin Disraeli. Von Rudolf Craemer. Mit 9 Bildtafeln. 226 Seiten. Kartoniert RM 4,80.

Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918-1933. Von Wilhelm Stapel. Mit einem Vorwort von Walter Frank. 43 Seiten. Kartoniert RM 1,50.

Ein schwedischer Gelehrter, Professor Hugo Odeberg, Universität Lund, schreibt auf Grund einer Deutschlandreise, bei der er die Arbeit des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands persönlich studieren konnte, im Oktoberheft 1940 der Zeitschrift „Sverige-Tyskland" folgende beachtenswerten Worte: „Ebenso wie es verfehlt war, die militärische Energie und Schlagkraft des neuen Deutschlands zu verschleiern, so wäre es verfehlt, seine geistige Energie zu verleugnen oder zu unterschätzen. Sie dürfte kaum auf irgendeinem Gebiete nachgelassen haben, auf dem sie früher ihre Stärke gezeigt hat. Man kann getrost mit dem Gegenteil rechnen".

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google